

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der Digitalpublisher
und Zeitungsverleger

Die nominierten Beiträge 2021

Theodor-Wolff-Preis

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der Digitalpublisher
und Zeitungsverleger

Nominierte 2021

Berlin 2021

Vorwort

Voriges Jahr war an dieser Stelle noch von den Widrigkeiten der Technik die Rede, leicht selbstironisch – zum ersten Mal hatte sich die Theodor-Wolff-Jury genötigt gesehen, bei der entscheidenden Sitzung daheim zu bleiben. Nicht am großen Tisch in der obersten Etage des Berliner BDZV-Hauses real zusammenzusitzen. Kein kurzes, eruiierendes Gespräch in der Kaffeepause, kein Lesen in der Miene des Gegenübers, kein Scherz, der eine kontroverse Debatte über einen Text auflockert. Stattdessen mehr oder minder schattige Bilder einer Videokonferenz – eine zweidimensionale Entscheidungsfindung. Die wenigsten ahnten, dass es lange so bleiben würde. Dass wir ein Jahr lang und mehr daheim vor unseren Laptops hocken würden. Voriges Jahr waren wir noch Anfänger. Heute sind wir alte Hasen des sozial distanzierten Konferierens. Technikprobleme? Eigentlich nicht mehr.

Eher kategoriale mitunter. Da allerdings sind wir noch ältere Hasen. Denn eine schöne Eigenschaft des Theodor-Wolff-Preises ist die Bereitschaft, hin und wieder die eigenen Kriterien zu überdenken und sie, so es gute Gründe dafür gibt, nachzusteuern. Zwei Fragen wurden in den neun Jahren Jury, die ich überblicke, immer wieder diskutiert: Tun wir genug für die Lokalmedien – sind unsere Kategorien so zugeschnitten, dass eine Bewerbung für sie attraktiv ist? Und: Auch in Zeiten großer medialer Umbrüche und Verluste hat Deutschland noch immer eine im internationalen Vergleich reiche Zeitungslandschaft. Tun wir genug für sie? Wie gehen wir mit den allzu offensichtlich unterschiedlichen Ressourcen großer und kleinerer Häuser um? Bildet der Preis, bildet die Preisvergabepraxis diese Vielfalt all dieser Einreichungen ab – vor allem in der Kernkategorie Reportage?

Über die Jahre wurde – aus diesen Beweggründen – immer mal wieder an den kategorialen Stellschrauben gedreht. So entstand beispielsweise das Thema des Jahres. Verrückterweise ziemlich genau dann, als die Jahre begannen, monothematisch zu werden. Journalismus kommt von le jour, dem Tag. Ihm jagen wir nach, und wenn es gut geht, pflücken wir ihn. Nun mussten wir lernen, dass so ein Tag auch ein Jahr lang sein kann und durchaus noch länger. Das lange Jahr der Flüchtlingskrise hallt bis heute nach. Und derzeit durchleben wir ein nicht enden wollendes Corona-Jahr. Zwei Zeiten in kurzer Folge, die dermaßen monothematisch ausfielen, dass unser in bester Absicht geschaffenes Jahresthema beinahe in eins fiel mit der guten alten Reportage-Kategorie

und also uns Juroren ein bisschen vor die Füße. Wir haben versucht, das Beste aus dem kategorialen Luxus zu machen und ihn unserer Handlungsfreiheit als Jury gutgeschrieben.

In solchen Zeiten haben es die sogenannten anderen Themen – die Rede- wendung sagt schon alles – schwerer und leichter zugleich als sonst. Im redak- tionellen Alltag marginalisiert die Wucht der Corona-Krise vieles andere, seit nunmehr 15 Monaten geht das so. Journalisten, die auf Non-Covid-Feldern unterwegs sind, können ein Lied davon singen, eines in Moll. Das Publikum, so sagen es die Klickzahlen wieder und wieder, wird anscheinend niemals Corona- müde. Kein Wunder, für immer neue Aufregungen ist gesorgt. Test-Krise. Impf- stoff-Krise. Mutanten im Anmarsch. Einschränkung von Grundrechten. Eine Jury hingegen ist ganz froh, aus dem Stapel der Einsendungen auch mal ein starkes »anderes Thema« hervorzuziehen.

Der Bereitschaft, ab und an unser kategoriales Besteck zu schärfen, verdank- ten sich in diesem Jahr zwei neue Kategorien: Einmal das »lokale Stück«. Hier- für lagen für 2020 erstmals Einreichungen vor, und wir können sagen, die Re- sonanz ist ausgesprochen erfreulich. Diese bewusst weit gefasste neue Katego- rie hat, so scheint es, eine Schleuse geöffnet. Die Lokalredaktionen sind frei, sich ganz einfach auf ihre beste Geschichte des Jahres zu besinnen, ganz gleich, ob es eine Reportage war oder eine Recherche mit Folgen oder eine Meinungsintervention. In früheren Jahren glichen Einsendungen, zumal für die einstige Kategorie »Meinung/lokal«, eher einem dünnen Rinnsal, dieses Jahr konnte die Jury aus dem Vollen schöpfen. Auch die andere neue Kategorie hat ein munteres Einreichungsgeschehen ausgelöst: das »digitale Projekt«. Hier sehen wir vor allem junge Kolleginnen und Kollegen am Werk, die erkennbar Spaß daran haben, solche Formate zu nutzen.

Und so endete diese Jury-Runde nicht mit dem Auftrag, an einer Stellschraube zu drehen, sondern in der Zuversicht, mit dem nun gefundenen Kategorien- modell für die kommenden Jahre ein ebenso elastisches wie stabiles Instru- ment in Händen zu haben.

Helmut Heinen
Vorsitzender des Kuratoriums

Wolfgang Büscher
Vorsitzender der Jury

Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der Digitalpublisher und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Nominierten und ihre Arbeiten</i>	
Hatice Akyün	Raus aus der Manege	43
Wolfgang Uchatius	Wie gut ist der Mensch?	51
Tobias Zuttmann	Eine Ostquote im Jahr 2020? Warum das sinnvoller wäre, als du denkst	69
Wolfgang Bauer	Unter Taliban	75
Fabian Federl	Der Deal	97
Nina Schick	Unterm Kreuz	109
Fabian Huber	Bis dass der Tod uns nicht scheidet	133
Susanne Lenz	Was war das für ein Rausch	141
Anna Petersen	Chaos im Kopf	149
Christina Heller-Beschnitt Axel Hechelmann	Reise von den Alpen ins Ries: Wie heimische Betriebe in die Zukunft blicken	163

		Seite
Sophie Anfang		
Emily Engels		
Jeanne Jacobs		
Felix Müller		
Paul Nöllke		
Lukas Schauer	München hat die Wahl	177
Marie-Louise Timcke		
André Pätzold		
David Wendler		
Angelo Zehr		
Sebastian Vollnhals		
Christopher Möller	Coronavirus Monitor	187
Christoph Heinemann		
Jens Meyer-Wellmann	Der Ausbruch	195
Reinhold Manz	Unter dem Brennglas	229
Elisa Schwarz	Der Riss	237
	Preisträger 1962 bis 2020	259
	Kuratorium und Jury	290

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der Digitalpublisher und
Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlaments-

debatten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der *Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezweigt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das Tageblatt nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpassersich, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus

dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wollte man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der Welt-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung. Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische

»Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Sängler, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«. Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke

blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden. 1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er

sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die fast 50 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzkranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche

Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barschelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein överschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den

Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Längst werden Zeitungen nicht mehr nur gedruckt, sondern auch digital gelesen. Jury und Kuratorium haben dem Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind. Im Jahr 2015 wurde der Preis ganz neu strukturiert. Seither wird je ein Preis in den Kategorien Lokales, Reportage und Meinung vergeben. Ein weiterer Preis wird für das von der Jury gesetzte »Thema des Jahres« vergeben.

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

Thomas Löffelholz ist am 15. März 2018 im Alter von 85 Jahren gestorben. Der langjährige Chefredakteur von Stuttgarter Zeitung und Die Welt war Träger des Theodor-Wolff-Preises und gehörte von 2001 bis 2016 dem TWP-Kuratorium an.

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Sösemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Kessler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei



Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beach-

tet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Hauptzielen

werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen Nachrichtenorgans, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschaffte. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusste zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaischen Glaubens wegen ein hassens-

werner »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu

finden«. Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß »Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlinge wie Salvay



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermögenden Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neu-lich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein achtzehnjähriger

Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben,

sein prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedanken-
dürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik

aus den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasiereichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblässenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderprophe-
ten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen.
[...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum
praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinander gesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein



*Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil*

linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: *Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist*, hg. von Bernd Söse-
mann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söse-
mann: *Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung*, Stuttgart, 2. überarb. Auflage, 2012. – *Erleb-
nisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil*, hg. von Margrit Bröhan,
Boppard 1992. – *Die Juden*, hg. von Bernd Söse-
mann, Königstein 1984. – *Tagebücher 1914-1919*, hg. von Bernd Söse-
mann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jür-
gen Fröhlich/Bernd Söse-
mann: *Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat*,
Berlin 2004 – Reingard Porges: *Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943*,
Münster 2010. – Söse-
mann: »Ich will mir gern die Finger verbrennen.« *Der Journal-
ist Theodor Wolff*, Berlin 2009. – Söse-
mann: »Es ist im Grunde eine schöne
Zeit« *Vater-Tagebuch 1906-1913. Mit ausgewählten Dokumenten*, Berlin 2018.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – *Die Sünder*, Berlin 1894 (Köln
²1909). – *Niemand weiß es*, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – *Pariser Ta-
gebuch*, München 1908 (²1908; Berlin ³1927). – *Vollendete Tatsachen 1914-
1917*, Berlin 1918. – *Das Vorspiel*, München 1924 (Paris 1926). – *Der Krieg des
Pontius Pilatus*, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937).
– *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte*, Amsterdam 1936; London 1936, Paris
1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: *Die Wilhelminische Epoche*). – *Die
Schwimmerin*, Zürich 1937.

Der Autor

*Professor Dr. Bernd Söse-
mann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der
Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität
Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwer-
punkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte«
heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen
Theodor Wolffs veröffentlicht. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium Theodor-
Wolff-Preis.*

Die Nominierten und ihre Arbeiten

SONNTAG

DER TAGESSPIEGEL



In die Luft gehen
Juliane Schenk
im Internet gehen

Die
Kultur



Kultur und Corona
Verschwunden
im Stream

BERLIN, SONNTAG, 19. DEZEMBER 2020, 76. JAHRGANG, 10. SEITE



Die
Kultur
und
Corona
Verschwunden
im Stream

Kultur und Corona
Verschwunden
im Stream

Die
Kultur
und
Corona
Verschwunden
im Stream

Theodor-Wolff-Preis

Hatice Akyün, geboren 1969 in Akpınar Köyü in Zentralanatolien, zog 1972 mit ihren Eltern nach Deutschland und wuchs in Duisburg auf. Sie absolvierte zunächst eine Ausbildung zur Justizangestellten beim Amtsgericht. Während ihres Studiums arbeitete sie bereits als Freie Mitarbeiterin in der Lokalredaktion der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* in Duisburg. Ein Volontariat folgte. Im Jahr 2000 zog sie nach Berlin und arbeitete als Society-Reporterin für das Lifestyle-Magazin *Max*. Seit 2003 schreibt Hatice Akyün als freie Journalistin unter anderem für *Spiegel*, *Die Zeit* und *Tagesspiegel*.

Im *Tagesspiegel* erscheint seit 2011 ihre Kolumne »Ansichtskater«. 2005 veröffentlichte sie ihr erstes Buch »Einmal Hans mit scharfer Soße«, das 2013 für das Kino verfilmt wurde. 2008 erscheint ihr zweites Buch »Ali zum Dessert« und 2013 ihr drittes Buch »Ich küsst dich, Kismet«.

HATICE AKYÜN ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Raus aus der Manege«, erschienen am 20. Dezember 2020 in *Der Tagesspiegel*.

Raus aus der Manege

Von Hatice Akyün

Ich war lange die gut integrierte Vorzeigetürkin. Was mit dieser Rolle nicht stimmt und wie sie Gleichberechtigung verhindert

Es war dieser eine Moment, als ich merkte, dass es sich nicht mehr gut anfühlte. Ich war Gast einer Fernsehsendung. Es war nichts Spektakuläres, ich stand wieder mal Rede und Antwort für etwas, was sich zu meinem Beruf entwickelt hatte, meine Integration. Der Moderator schwärmte von meinem bemerkenswerten Deutsch, obwohl meine Eltern doch Analphabeten seien, und überhaupt war er ganz angetan von meiner Erscheinung, meinem Kopf ohne Tuch, fragte mich, warum es bei anderen nicht so gut laufe und was sie von mir lernen könnten. Ich fühlte mich wie ein Zirkuspferd, das in der Manege als Musterbeispiel gelungener Integration stolz vorgeführt wurde.

Sechs Jahre ist das her. Ich hatte diese unangenehme Situation schon fast vergessen, als ich mich Anfang November wieder daran erinnerte, als die Firma Biontech aus Mainz bekannt gab, dass sie für ihren Corona-Impfstoff BNT162 nach einer siebenmonatigen Testphase eine Zulassung beantragen würde. Wir saßen gerade beim Frühstück, als ich zu meiner 13-jährigen Tochter sagte: »Es gibt einen Impfstoff. Zwei Türken haben ihn entwickelt.« Hatte ich das wirklich gerade gesagt? Zwei Türken? Wieso waren Uğur Şahin und Özlem Türeci, die GründerInnen von Biontech, plötzlich Türken für mich? Warum empfand ich Stolz für etwas, womit ich nichts zu tun hatte? Meine Tochter murmelte: »Hmmmh, toll.«

Ich wünschte, ich hätte so lässig reagieren können. Das Paar als das sehen, was sie sind: WissenschaftlerInnen, die in Deutschland studiert haben, in Deutschland leben, in Deutschland forschen. Şahin, der mit vier Jahren nach Deutschland kam, Türeci, die im niedersächsischen Lastrup geboren wurde. Aber dieses Land tickt nicht so. Und ich offenbar auch nicht, obwohl gerade ich es doch eigentlich besser wissen müsste.

Dafür, wo man hinkommt, ist es in Deutschland immer noch entscheidend, wo man herkommt. Da kann man strampeln, so viel man will, der Schuster bleibt oft nur bei seinen Leisten. Bis auf die Ausnahmen. Die vielen Ausnahmen. So viele Ausnahmen, dass sie eigentlich keine mehr sind, aber wie gesagt, so tickt dieses Land nicht.

Die Brandanschläge in den 90ern, die Blutspur des NSU, Sarrazin mit seinen biologischen Thesen, in denen er MigrantInnen in nützlich und nutzlos aufteilte, die Morde von Hanau, unzählige Erlebnisse im Alltag: Immer wieder bekommen wir zu spüren, dass wir nicht dazugehören. Nur wenn wir erfolgreich sind, bekommen wir Anerkennung. Der Regisseur Fatih Akin zum Beispiel, der 2004 mit seinem Film »Gegen die Wand« den Goldenen Bären der Berlinale holte. Mit jedem neuen Preis wurde er deutscher. Aus dem türkischen Regisseur wurde der deutsch-türkische Regisseur, bis ihn der amerikanische Filmpreis »Golden Globe«, den Fatih Akin für »Aus dem Nichts« bekam, zum deutschen Regisseur machte.

Oder Mesut Özil, der für uns Türkischstämmige noch nie den Anschein erweckt hatte, Deutscher sein zu wollen. Aber solange er Tore für Deutschland schoss, durfte er es sein. Bis zu jenem Tag, als er es für eine gute Idee hielt, sich mit Präsident Erdoğan fotografieren zu lassen. Das Foto machte ihn über Nacht wieder zum Türken und die Integration Millionen Türkischstämmiger wurde für gescheitert erklärt.

Wie mit Özil umgegangen wurde, haben wir sehr genau beobachtet. Es war nicht die Kritik am Foto – das Foto öffnete Tür und Tor für hemmungslosen Rassismus. Viele von uns hatten selbst längst die Erfahrung gemacht, dass wir in der Schule, auf dem Arbeitsmarkt, bei der Wohnungssuche aufgrund unserer Herkunft benachteiligt werden. Wir fragten uns: Wenn sogar einem Weltmeister das Deutschsein abgesprochen wird, wenn man ihn zurück nach Anatolien verfrachten will, obwohl Özil in Gelsenkirchen geboren wurde, wie deutsch kann jemand werden, der es nicht so weit gebracht hat? Viele von uns haben nach der Özil-Geschichte die Hoffnung aufgegeben, jemals als Deutsche angesehen zu werden. So wandte sich die eine Seite ab, weil die andere Seite sie ablehnt.

Seinen wirtschaftlichen Erfolg hat Deutschland auch der Migration zu verdanken, den Unterschieden, den Unterscheidungen, den vielen Gegensätzen, der Vielfalt, die auch im Schatten von Vorurteilen Wurzeln schlägt. Deutschland kann so wunderbar offen sein, nach innen aber herzlos verschlossen wirken. Als Migrantin wird man ganz genau beobachtet, Fehler darf man sich nicht leisten und besser, als die anderen sollte man auch sein. Und dann blickt plötzlich die ganze Welt auf Uğur Şahin und Özlem Türeci, Türkischstämmige

erleben zum ersten Mal etwas, was sie vermisst haben: Wertschätzung. Es ist ja nicht der Erfolg von Şahin und Türeci, der uns mit ihnen verbindet, es sind ihre Biografien, die unseren ähneln. Die beiden stehen für eine ganze Generation von Gastarbeiterkindern, die um ihren gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft gekämpft hat.

Bestimmte Gruppen, so eine krude These von Sarrazin, würden das Bildungsniveau in Deutschland senken und Zuwanderung bedrohe die deutsche Wirtschaft. Es waren diese Sätze, die bis ins Mark verletzt haben, Beleidigungen wie »Gemüsetürke« und »Kopftuchmädchen«. Dabei sagten die Zahlen schon immer etwas anderes. In Deutschland beschäftigen türkischstämmige UnternehmerInnen 500.000 MitarbeiterInnen, mit einem Jahresumsatz von rund 50 Milliarden Euro. Der Umsatz von Biontech noch nicht mit eingerechnet. So kann man wohl sagen, dass die Migrationsgeschichte von Uğur Şahin und Özlem Türeci dieses Land im wahrsten Sinne des Wortes bereichert.

Es ist ein Dilemma. Auch für mich. Als VorzeigemigrantIn muss ich dem süßen Gift widerstehen, der Mehrheitsgesellschaft als gutes Beispiel dafür zu dienen, warum ich etwas geschafft haben soll, was andere mit meiner Biografie nicht geschafft haben. Aber ich ziehe mir gleichzeitig den Argwohn jener zu, die mich als überangepasste Deutsche sehen, sich anmaßen, darüber bestimmen zu können, wie ich meine Identität lebe. Sichtbarkeit ist wichtig, um Anerkennung zu bekommen, aber sie birgt auch die Gefahr, dass der Erfolg immer nur als Ausnahme wahrgenommen wird. Diese Ambivalenz auszuhalten ist mühsam, oft frustrierend, weil die Erwartungen unmenschlich hoch sind. Wie soll man das je erfüllen mit Vorbildern wie Şahin und Türeci? Es gibt sie, die erfolgreichen MigrantInnen in Deutschland. Sie werden nur nicht gesehen, weil sie keine Wunderkinder sind, weil sie nur »normal« erfolgreich sind. Dazu kommt, dass ein prügelnder Türke und eine kopftuchtragende Türkin für viele immer noch besser als Klischee taugen als die türkischstämmige Friseurin, die ihren dritten Laden eröffnet hat und 20 MitarbeiterInnen beschäftigt.

Ja, dieser Stolz fühlt sich eigenartig an. Ich empfinde ihn aber, wenn ich sie sehe, die türkischstämmigen WissenschaftlerInnen, SchauspielerInnen, RegisseurInnen, PolitikerInnen, PflegerInnen, SchriftstellerInnen, PolizistInnen, KöchInnen, AnwältInnen, ErzieherInnen, LehrerInnen, ÄrztInnen und all jene, die schon längst in allen Bereichen arbeiten. Damit meine ich nicht patriotischen

Nationalstolz, sondern eher einen unschuldigen biografischen Stolz, vergleichbar mit dem Stolz eines Kindes, das gelobt wird, weil es etwas geschafft hat.

Eines sind wir alle: integriert. Aber die Frage ist, integriert in was eigentlich? Was bedeutet es, wenn von gelungener Integration gesprochen wird? Was soll es heißen, nicht integriert zu sein? Und wer entscheidet über das Maß der Integration? Wenn gesellschaftliche Teilhabe damit gemeint ist, Chancen wahrnehmen zu können, wenn man darunter versteht, ein gleichberechtigtes Leben in der Mitte der Gesellschaft zu führen, wenn es bedeutet, gleiche Rechte und Pflichten zu haben und nicht nur Pflichten erfüllen zu müssen, sondern auch Rechte einfordern zu können, spätestens dann wird klar, dass der Integrationsbegriff sich nicht nur auf Menschen mit Migrationshintergrund beschränkt. Integration ist nicht statisch, sie ist nicht irgendwann abgeschlossen. In einer vielfältigen und modernen Gesellschaft wird sie nahezu täglich neu verhandelt.

Die Geschichte von Uğur Şahin und Özlem Türeci ist eine von Millionen Erfolgsgeschichten von Menschen, deren Eltern von woanders nach Deutschland gekommen sind. Die mit viel Fleiß und Entbehrungen ihre Kinder zu BürgerInnen dieses Landes gemacht haben. Manche von ihnen haben die Verbindung zu ihrer Herkunftskultur aufrechterhalten, manche mussten sie trennen, um Deutsche werden zu können. Erst nach vielen Opfern wird der Zugang gestattet, in den exklusiven Club der 83 Millionen Deutschen in einer Welt der über sieben Milliarden Nichtdeutschen.

Vielleicht hat es bei mir ganz gut geklappt, weil Nordrhein-Westfalen, wo ich aufgewachsen bin, schon immer integriert hat. Lebenslustige Rheinländer mit dem rauen Charme der Westfalen und dem Vielvölkerstaat des Ruhrgebietes. Unter diesen großartigen Umständen war es ein Leichtes, auch uns in ihrer Mitte aufzunehmen. Es gab Distanz und Ablehnung gegenüber den Fremden, aber man war Arbeiter in der Grube, im Stahlwerk, und so wussten die Michalskis, Podolskis und Schimanskis, wie sich die Şahin, Çeliks und Akyüns fühlten. Als wir mit unserem deutschen Nachbarn in unseren Garten saßen, legte Jupp die Hand auf die Schulter meines Vaters und sagte: »Weisse, Rafet, jetzt bisse eine von uns.«

Meine Integration habe ich wie viele andere MigrantInnen in diesem Land Menschen zu verdanken. Menschen, die uns unsere Fehler verziehen, NachbarInnen, die uns bei den Hausaufgaben halfen, LehrerInnen, die hinter unseren

schwarzen Haaren und dunklen Augen unseren Verstand sahen und uns förder-ten. Menschen, die zufällig in mein Leben traten. Mein persönlicher Erfolg, so kann man es vielleicht rückblickend sagen, war ein Glücksspiel, in dem ich gewonnen habe.

Sieger erkennt man nicht an der Startlinie. Wie wäre es, Deutschland für alle so chancenreich zu machen, dass sich jeder nach seinen Bedürfnissen und Begabungen entfalten kann? Erfolgreiche MigrantInnen möchten nicht auf ein Podest gestellt, nicht durch die Manege geführt werden. Bis es keine Vorbilder mehr braucht, bis die vielen Ausnahmen als Selbstverständlichkeit sichtbar sind, solange wird es all jene geben, die im Namen der anderen Vorbilder sind. Irgendwann, so hoffe ich, ist so ein Text wie dieser nicht mehr nötig, weil es selbstverständlich ist, dass Uğur Şahin, Özlem Türeci, Fatih Akin und Hatice Akyün Deutsche sind, die ihren eigenen Weg gegangen sind. So wie Millionen andere, denen wir jeden Tag begegnen. Nicht in der Manege, auch nicht ange-kommen, denn wir waren ja nie weg. Sondern ganz selbstverständlich da.

DER TAGESSPIEGEL

Nr. 24 397 vom 20. Dezember 2020

Theodor-Wolff-Preis

Wolfgang Uchatius, geboren 1970 in Regensburg, hat Volkswirtschaftslehre in München und Leicester studiert und die Deutsche Journalistenschule in München besucht. Anschließend hat er als freier Journalist in Berlin gearbeitet. Seit Anfang 2000 ist er bei *Die Zeit* in Hamburg, erst als Wirtschaftsredakteur, dann als ressortunabhängiger Reporter, seit Herbst 2012 als Leiter des Ressorts Dossier.

WOLFGANG UCHATIUS ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Wie gut ist der Mensch?«, erschienen am 23. Dezember 2020 in *Die Zeit*.

Wie gut ist der Mensch?

Von Wolfgang Uchatius

Menschen morden, foltern, führen Kriege. Aber sie riskieren auch ihr Leben, um andere zu retten, verschenken Geld und teilen ihr letztes Hemd. Das ist weniger widersprüchlich, als es scheint

In diesem Artikel geht es um das Gute auf der Welt und darum, woher es stammt, und deshalb könnte man zum Beispiel mit dem Jakobusbrief des Neuen Testaments beginnen, in dem es heißt, alles Gute komme von oben, also vom lieben Gott, aber das wäre jetzt, kurz vor Weihnachten, vielleicht zu naheliegend. Stattdessen könnte man mit einem kleinen Jungen anfangen, der vor vielen Jahren in der niederbayerischen Stadt Passau einem anderen Jungen das Leben rettete. Oder mit einem kanadischen Wissenschaftler, der herausfinden wollte, ob schon Babys, die ihre Zeit im Wesentlichen damit verbringen, zu schlafen, zu essen und ihre Windel zu füllen, das Gute vom Bösen unterscheiden können.

Alle drei, der liebe Gott, der kleine Junge und der kanadische Wissenschaftler, werden in diesem Artikel eine Rolle spielen, allerdings erst später. Für den Anfang besser geeignet ist ein Wesen, das weder Gott noch Mensch ist, dafür aber ziemlich spitze Zähne hat. Es ist ein Vampir.

Die gute Fledermaus

Gemeint ist nicht die untote Sagengestalt, sondern die Vampirfledermaus, *Desmodus rotundus*, denn die gibt es wirklich. Ihr Körper ist knapp zehn Zentimeter lang, sie hat ein pelziges Fell, haust in Felshöhlen und hohlen Bäumen Mittel- und Südamerikas, und genau wie Graf Dracula mag sie kein Sonnenlicht. In der Nacht flattert die Vampirfledermaus hinaus in die Dunkelheit. Lautlos. So jedenfalls wirkt es auf uns Menschen. In Wahrheit macht sie einen ziemlichen Lärm. Die Schreie der Vampirfledermaus sind so laut wie Rasenmäher, wir können sie nur nicht hören, weil die Frequenz der Schallwellen zu hoch ist.

Die leise, laute Fledermaus also fliegt vorbei an von der Nacht geschwärzten Bäumen und Hügeln, überquert Felder und Wiesen, und irgendwann entdeckt sie unter sich eine Kuh. Oder ein Wildschwein. Einen Hirsch vielleicht, ganz egal, denn das sind gleichermaßen Beutetiere, denen die Vampirfledermaus mit ihren winzigen Zähnen durch das Fell hindurch die Haut aufritzt wie mit einer

Rasierklinge, und dann fließt Blut. Nicht viel, das Opfer bemerkt den Angriff oft gar nicht, aber die Fledermaus leckt das Blut auf, Tropfen für Tropfen, und dann ist sie satt und fliegt nach Hause. Wenn sie Glück hat.

Hat sie Pech, findet sie in dieser Nacht keine Kuh, und auch kein Wildschwein, keinen Hirsch. Sie kommt dann zurück an ihren Schlafplatz, den sie sich mit Dutzenden, manchmal Hunderten anderen Fledermäusen teilt, und ist immer noch hungrig. Sie hat sich bewegt, hat Energie verbraucht, ohne neue Energie aufzunehmen, und deshalb sieht es jetzt nicht gut aus für sie. Als einziges Säugetier der Welt ernährt sich die Vampirfledermaus ausschließlich von Blut, das aber hält nicht lange vor. Zwei, drei Nächte ohne Blut erträgt sie. Dann muss sie trinken. Sonst verendet sie.

Einer erfolglosen Fledermaus bleibt also scheinbar nichts anderes übrig, als entkräftet in ihre Höhle zurückzukehren und zu sterben, aber das geschieht nicht, oder nur sehr selten. Sehr oft beginnt stattdessen ein bemerkenswertes Schauspiel: Die hungrige Fledermaus flattert hinüber zu einer Fledermaus, die in den Stunden zuvor Beute gefunden und Blut getrunken hat, die jetzt also satt ist, und dann leckt sie ihr übers Maul. Unter Fledermäusen ist das vermutlich ein Zeichen, es heißt so viel wie: Bitte hilf mir.

Und tatsächlich beginnt die satte Fledermaus nun zu würgen, ihr Magen krampft sich zusammen, ein Teil des frischen Bluts kommt wieder nach oben, die Speiseröhre hinauf und hinaus aus dem Maul, damit die hungrige Fledermaus es trinken kann.

So rettet die satte Fledermaus der hungrigen das Leben.

Es gibt heute 7,8 Milliarden Menschen auf der Welt. Sie sprechen unterschiedliche Sprachen, leben unterschiedliche Leben in unterschiedlichen Ländern mit unterschiedlichen Kulturen, glauben an unterschiedliche Götter und manchmal an gar keinen. In einem aber, das belegen Studien, sind sich die Angehörigen fast aller Kulturen einig, nämlich darin, was ein guter Mensch ist.

Gut ist, wer einem anderen hilft. Wer das Leben des anderen höher schätzt als den eigenen Nutzen, die eigene Satttheit, die eigene Bequemlichkeit, zumindest für einen Moment. Gut ist ein Mensch, der selbstlos handelt.

So wie die Vampirfledermaus.

Oder wie das Erdhörnchen. Entdeckt ein Erdhörnchen einen Feind, einen Falken zum Beispiel oder einen Marder, dann springt es nicht sofort in seinen

Bau, obwohl es dort am sichersten wäre. Stattdessen wartet es ab, richtet sich auf und stößt Warnschreie aus, damit auch die anderen Erdhörnchen, mit denen es in einer Kolonie zusammenlebt, auf den Feind aufmerksam werden.

Oder wie die Schwanzmeise. So wie manche Menschen keine Kinder haben, gibt es auch Schwanzmeisen, die keinen Nachwuchs bekommen. Sie könnten ihren Tag damit verbringen, sich ein paar leckere Raupen und Schildläuse zu suchen, und ansonsten ihr Leben genießen. Stattdessen sammeln sie mehr Raupen und Schildläuse, als sie fressen können, und verfüttern sie an fremde Schwanzmeisenküken, um deren Eltern zu entlasten.

Es gibt zahllose solcher Beispiele, man findet sie bei Elefanten und Meerkatzen, bei Ameisen und Spechten – bei Säugetieren, Vögeln, Insekten. Das Reich der Tiere ist kein Reich der Gewaltlosigkeit. Tiere jagen, Tiere töten. Mit ihren Artgenossen aber scheinen sie oftmals freundschaftlich zusammenzuleben, auf eine Weise, wie die Menschen es sich von jeher ersehnen.

Der böse Mensch

Seit Menschen schreiben können, beschreiben sie das Ideal der Uneigennützigkeit, in Mythen, Märchen und religiösen Texten. Das älteste erhaltene literarische Dokument überhaupt, das 4.000 Jahre alte Gilgamesch-Epos aus Mesopotamien, erzählt die Wandlung des Gilgamesch, Herrscher über die sumerische Stadt Uruk, vom egoistischen Tyrannen zum gütigen, seinem Volk dienenden König.

Einer der wichtigsten Verse im Metta-Sutta, einer Lehrrede des Buddha, die aus dem 6. oder 5. Jahrhundert vor Christus stammen soll, lautet: »Wie eine Mutter ihr einziges Kind mit ihrem Leben behütet und beschützt, so möge ich für alle Wesen in unbegrenzter Liebe sein!«

Das 3. Buch Mose, das nach allem, was man weiß, Mitte des 5. Jahrhunderts vor Christus verfasst wurde, allerdings nicht von Moses, enthält das Postulat »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, das zur Essenz des Christentums werden sollte.

Vom Propheten Mohammed ist, aus dem 7. Jahrhundert nach Christus, der Satz überliefert: »Keiner von euch hat den Glauben erlangt, solange ihr für euren Nachbarn nicht liebt, was ihr selbst liebt.«

Im Sterntaler-Märchen der Brüder Grimm, verfasst im 19. Jahrhundert, schenkt ein Waisenkind einem hungernden Mann sein letztes Stück Brot und frierenden Kindern sein Leibchen, sein Röcklein und sein Hemdchen, sodass es selbst nackt und ohne Besitz im dunklen Wald steht. Da fallen die Sterne als blanke Taler vom Himmel, und das Mädchen sammelt sie auf.

Wenn der Mensch dem Menschen ein Freund ist, wird die Welt von ihrem Leid geheilt, das war die große Hintergrunderzählung aller Kulturen zu allen Zeiten. Während im Vordergrund das Blut floss.

In Mesopotamien zerstörte König Mursilis die Städte Aleppo und Babylon. In Griechenland metzelten die Griechen die Perser nieder, und die Perser die Griechen. In China vernichtete die Armee des Staates Qin die Armee des Staates Zhao. In Rom ließ Kaiser Nero die Christen von Löwen zerreißen und auf eisernen Stühlen rösten. In Palästina eroberten die Kreuzritter Jerusalem und massakrierten seine Bewohner. Im Osmanischen Reich befahl Sultan Süleyman, seinen erstgeborenen Sohn zu erdrosseln. In England gelang die Enthauptung der schottischen Königin Maria Stuart erst beim dritten Hieb, weil der Scharfrichter zunächst den Hinterkopf traf. In Frankreich wurde auf Anregung des Arztes Joseph-Ignace Guillotin die Guillotine entwickelt, um Hinrichtungen effizienter zu gestalten. Und die Gräueltaten Hitlers, Stalins, Maos und Pol Pots standen da erst noch bevor.

Wie kann es sein, dass die Menschen so anders sind als die Vampirfledermäuse, die Erdhörnchen und die Schwanzmeisen? Warum tun die Menschen den Menschen so viel Böses an?

Weil dem Menschen der Krieg aller gegen alle angeboren, er also von Natur aus schlecht ist, schrieb der englische Philosoph Thomas Hobbes im Jahr 1642.

Weil die Zivilisation den Menschen verdorben hat, der eigentlich von Natur aus gut ist, schrieb der Genfer Philosoph Jean-Jacques Rousseau im Jahr 1755.

Hobbes stand unter dem Eindruck des Englischen Bürgerkriegs, außerdem hatte er Schilderungen über das Leben der Indianer gelesen. Rousseaus Quelle waren Reiseberichte über »wilde Völker«, wie er sie nannte. So lief Wissenschaft damals.

Die Macht der Natur

Dann, im Februar 1871, also vor ziemlich genau 150 Jahren, veröffentlichte ein englischer Naturforscher ein Buch, in dem er sich unter anderem mit der interessanten Tatsache beschäftigte, dass Menschen ihre Ohren nicht bewegen können. Pferde können das, Wölfe auch, genauso Löwen, viele Affen und zahlreiche andere Tiere, sie drehen und wenden ihre Ohren wie Satellitenschüsseln und fangen Geräusche ein, sie haben dafür spezielle Muskeln. Dem Menschen fehlen diese Muskeln, er hat sie irgendwann verloren, vielleicht hat er sie auch gar nicht erst ausgebildet. Sicher ist, dass er sie nicht benötigt hat für das, worauf nach Ansicht des Naturforschers jegliche Existenz ausgerichtet ist: den Kampf ums Überleben.

Der Naturforscher ist Charles Darwin, sein Buch heißt »Die Abstammung des Menschen«. Im Unterschied zu Hobbes und Rousseau war Darwin um die Welt gereist, fünf Jahre lang. Er hatte Pflanzen und Skelette ausgegraben, Vögel gefangen, das Leben von Ureinwohnern studiert und das Buch »Die Entstehung der Arten« veröffentlicht, in dem er darlegte, dass alles Leben auf der Erde in einem evolutionären Prozess aus einer gemeinsamen Urform erwachsen ist. Jetzt, in seinem neuen Werk, beschrieb er, wie auch der Mensch – einst ein Affe – sich durch natürliche Auslese entwickelt hat, so wie alle anderen Tiere.

Auf diesem langen Weg waren jene Urmenschen im Vorteil, die aufrechter gingen als die anderen und deshalb ihre Hände besser einsetzen konnten. Die im Verhältnis zum restlichen Körper längere Beine hatten und deshalb schneller laufen konnten. Die weniger Fell hatten und deshalb in der Hitze Afrikas ausdauernder jagen konnten. Und: die sich mehr für das eigene Wohl interessierten als für das Wohl ihrer Artgenossen. Die nicht selbstlos waren, sondern rücksichtslos und deshalb mehr zu essen bekamen. Sie waren es, die am Leben blieben, die sich fortpflanzten und ihre Eigenschaften an ihre Nachkommen weitergaben, sodass sich diese Eigenschaften immer mehr verbreiteten, bis sich schließlich, über Jahrmillionen, die gesamte, damals noch sehr kleine Gattung Homo verändert hatte.

Darwin selbst drückte es so aus: »Wer bereit war, sein Leben eher zu opfern als seine Kameraden zu verraten, wie es gar mancher Wilde getan hat, der wird oft keine Nachkommen hinterlassen, welche seine edle Natur erben können.«

Aufrechter Gang. Kein Fell. Eigennützig. Das also ist der Mensch, so hat ihn die Biologie gemacht.

Darwin, so schien es, lieferte die naturwissenschaftliche Bestätigung von Hobbes' Vermutung. Und wie alle Revolutionäre der Wissenschaft inspirierte Darwin zahlreiche Gelehrte dazu, seine Forschung fortzuführen, seine Gedanken weiterzudenken.

1894 schrieb der britische Biologe Thomas Huxley in seinem Buch »Evolution und Ethik«, das Gute stehe im Gegensatz zu dem, was im Existenzkampf zum Erfolg führt.

1963 legte der österreichische Verhaltensforscher und spätere Nobelpreisträger Konrad Lorenz in seinem Buch »Das sogenannte Böse« dar, der Mensch besitze von Natur aus einen »übertriebenen Aggressionsdrang«.

1976 formulierte der britische Biologe Richard Dawkins in seinem Buch »Das egoistische Gen«: »So gern wir auch etwas anderes glauben wollen, universelle Liebe und das Wohlergehen einer Art als Ganzes sind Begriffe, die evolutionstheoretisch gesehen einfach keinen Sinn ergeben.«

Wenn der Mensch aber ein Tier unter Tieren ist, wie kann es dann sein, dass er von Natur aus schlecht ist, die Vampurfledermaus jedoch gut, genau wie das Erdhörnchen und die Schwanzmeise?

Schon Darwin war die Uneigennützigkeit vieler Tiere rätselhaft; das Phänomen, so schrieb er, sei womöglich »tödlich für die gesamte Theorie«.

Erst spätere Naturforscher fanden eine Erklärung: Erdhörnchen sind gar nicht so selbstlos. Ja, sie warnen ihre Artgenossen, aber vor allem dann, wenn es sich dabei um ihre Kinder, Eltern, Geschwister oder Halbgeschwister handelt. In Erdhörnchen-Kolonien, deren Mitglieder größtenteils von außen eingewandert sind, also nicht miteinander verwandt sind, geht es dagegen ziemlich still zu.

Die Schwanzmeisen füttern nur die Küken von Familienangehörigen, andere würden sie verhungern lassen. Und auch die Vampurfledermäuse helfen mit ihren Blutspenden meist Blutsverwandten, manchmal auch anderen, aber nur dann, wenn diese ebenfalls ihre Nahrung teilen; sie praktizieren nicht selbstlose Hilfe, sondern eine Art Langstrecken-Egoismus: Ich helfe dir heute, wenn du mir morgen hilfst.

Die vermeintlich altruistischen Tiere verhalten sich in Wahrheit eigennützig. Ihr Ziel, so die Erkenntnis der Wissenschaft, ist, ihre Gene weiterzugeben, und

das schaffen sie, indem sie entweder selbst möglichst lange leben und viele Nachkommen haben oder indem sie ihren Verwandten helfen, die dieselben Gene in sich tragen.

Gute Tiere? Fischotter entführen die Kinder anderer Otter und geben sie nur gegen Futter wieder frei. Marienkäfer fressen Marienkäfer. Pavianmännchen töten die Kinder anderer Männchen, um die zugehörigen Weibchen in eine erneute Brunft zu treiben. Ein Verhalten, das für mehr als 100 Tierarten dokumentiert ist, unter ihnen Gorillas, Löwen, Flusspferde, Hamster und Lachmöwen, wobei Letztere die Kinder nicht nur töten, sondern auch fressen. Delfinmännchen vergewaltigen, oft zu fünft oder zu sechst, einzelne Weibchen. Schimpansen führen regelrechte Kriege gegeneinander, den Angehörigen gegnerischer Gruppen beißen sie die Hoden ab, reißen ihnen die Haut vom Leib, fressen ihr Fleisch.

Die Tiere sind auch nicht besser als die Menschen.

Und damit könnte dieser Artikel schon zu Ende sein, der dann kein Artikel über das Gute, sondern einer über das Böse wäre. Wenn es auf der Welt nicht Ereignisse wie jenes gäbe, das sich am 13. Januar 1982 an der amerikanischen Ostküste abspielte.

Der letzte Mann im Wasser

An diesem Tag fegt ein Wintersturm über die amerikanische Hauptstadt Washington. Schwerer, nasser Schnee fällt, legt sich auf Häuser und Straßen und auf die Boeing 737 von Air-Florida-Flug 90 mit dem Ziel Fort Lauderdale, an Bord 79 Menschen, unter ihnen Arland Williams, ein Mitarbeiter der amerikanischen Zentralbank.

Williams, 46 Jahre alt, zwei Kinder, geschieden und neu verlobt, will ein paar Tage in der Wärme Floridas verbringen. Es ist 15.59 Uhr, mit eindreiviertel Stunden Verspätung hebt die Boeing ab, steigt nach oben, aber nur langsam, sie schafft nur hundert Meter Höhe. Später wird sich herausstellen, dass der Pilot es versäumt hat, das Flugzeug vor dem Start erneut zu enteisen. Der Schnee klebt an den Tragflächen. Zu niedrige Startgeschwindigkeit, veränderte Aerodynamik, Strömungsabriss.

Die Maschine stürzt in Richtung des zugefrorenen Potomac River. Sie schlägt gegen eine Brücke, bricht auseinander und versinkt im Wasser. Ein Stück vom

Rumpf bleibt an der Oberfläche, umgeben von Eisschollen. Schwimmwesten treiben im Fluss, Metallstücke, und dann, tatsächlich, ist noch etwas zu sehen: vier, fünf, sechs Menschen, Überlebende. Sie klammern sich an Wrackteile, winken, schreien hinüber zu den Leuten auf der Brücke, zu den Hilfskräften am Ufer, die Minuten später eintreffen, aber nicht helfen können, weil sie mit ihrem Schlauchboot zwischen den Eisbrocken stecken bleiben.

Dann, in der Ferne, endlich, das Rotorengeräusch eines Helikopters. Er kommt näher, lässt ein Seil herab, zieht einen Mann aus dem Wasser, setzt ihn am Ufer bei den Sanitätern ab, kommt zurück, wieder sinkt das Seil nach unten, wieder greift eine Hand danach, diesmal ist es die Hand von Arland Williams. Das Seil ist seine Rettung. Wäre seine Rettung. Denn Williams reicht es weiter zu einem der vier anderen, die neben ihm im Eiswasser um ihr Leben kämpfen, und deshalb ist es dieser andere, der jetzt gerettet wird. Aber natürlich wendet der Hubschrauber erneut. Wieder zieht Arland Williams das Seil zu der kleinen Gruppe heran, und wieder gibt er es weiter.

Fünf der Überlebenden erreichen das Ufer, nur Williams ist noch übrig, als der Helikopter ein letztes Mal dreht, aber da ist jetzt kein Arm mehr, der sich nach oben reckt, keine Hand mehr, die nach dem Seil greift. Williams ist im Fluss versunken. Er ist gestorben, weil er anderen geholfen hat.

Die Brücke über den Potomac, die das Flugzeug gestreift hatte, erhielt später den Namen Arland D. Williams Jr. Memorial Bridge. Die Musikerin Sara Hickman schrieb ein Lied über ihn, »Last Man In the Water«, »letzter Mann im Wasser«.

Begreift man die Weltgeschichte als riesiges Wimmelbild, dann ist dieses Bild gut gefüllt mit allen Arten von Grausamkeiten. Dazwischen aber sind an vielen Stellen auch Darstellungen der Selbstlosigkeit erkennbar; allein in den letzten gut hundert Jahren finden sich zahlreiche Szenen, über die ein Lied zu schreiben sich lohnen würde.

15. April 1912. Die Titanic sinkt. Später werden Spielfilme und Romane von Panik und Hysterie erzählen und davon, wie jeder nur versuchte, sich selbst zu retten. Es sind dramatische Schilderungen, die die Welt fast vergessen ließen, wie es wirklich war. »Es gab kein Gewühl und kein Schieben«, berichtete der Zweite Offizier des Schiffes, der ganz am Ende ins Wasser sprang und mit viel Glück dem Tod entging. Andere Überlebende stimmten mit ihm überein. Die Männer hätten die Frauen und Kinder in die Boote steigen lassen und seien

selbst an Bord geblieben. »Wenn sie in der Kirche gewesen wären, hätten sie nicht ruhiger stehen können.«

13. Dezember 1937. Die japanische Armee besetzt die damalige chinesische Hauptstadt Nanking und beginnt ein Massaker. Mehrere Hunderttausend Zivilisten und gefangene Soldaten werden ermordet. In der Stadt befindet sich auch die amerikanische Missionarin Wilhelmine Vautrin, die während des vorangegangenen Bombardements das Angebot der amerikanischen Botschaft, sie außer Landes zu bringen, mehrfach abgelehnt hat. Vautrin leitet eine Mädchenschule, in der sie nun ein Flüchtlingslager einrichtet. Sie zieht amerikanische Flaggen auf und stellt sich Tag und Nacht an den Eingang – so hält sie die Japaner davon ab, in das Lager einzudringen, und rettet Tausenden Menschen das Leben.

22. September 1943. Soldaten der deutschen Wehrmacht durchsuchen in der Nähe der italienischen Hauptstadt Rom mehrere Munitionskisten. Plötzlich explodiert eine Handgranate, zwei Deutsche sterben. Der Kommandant vermutet einen Anschlag. Er lässt 22 Menschen aus umliegenden Bauernhöfen zusammentreiben und will sie als Vergeltung erschießen lassen. Da meldet sich der 22-jährige Carabiniere Salvo D'Acquisto, der hinzugezogen worden ist, um den Vorfall zu untersuchen, zu Wort. Er sagt, es sei tatsächlich ein Anschlag gewesen und er selbst habe ihn verübt. Die Gefangenen werden freigelassen, D'Acquisto wird erschossen.

16. April 2007. Im Hörsaal 204 der Technischen Hochschule von Blacksburg im US-Bundesstaat Virginia hält der 76-jährige Professor Liviu Librescu eine Vorlesung, als plötzlich Schüsse zu hören sind. Ein Student geht von Raum zu Raum und feuert mit zwei halb automatischen Waffen auf jeden, den er sieht. Librescu, ein aus Rumänien stammender Holocaust-Überlebender, stemmt sich gegen die Tür und ruft seinen Studenten zu, sie sollen durch die Fenster flüchten. Am Ende wird der Amokläufer 32 Menschen getötet haben, einer von ihnen: Liviu Librescu, getroffen von fünf Kugeln. Von Librescus 23 Studenten aber konnten sich mit einer Ausnahme alle retten.

29. September 2020. In der Redaktion der *Braunschweiger Zeitung* taucht ein Mann mit einer kunstvoll bemalten Papiertüte voller Geld auf, 20.000 Euro in 200-Euro-Scheinen, eine Spende für die Braunschweiger Tafel. Der Mann hat bereits in den Monaten zuvor mehrfach Geld für einen guten Zweck vorbeige-

bracht, mal 20.000 Euro, mal 50.000, einmal sogar 100.000. Er will anonym bleiben, will keine Spendenquittung, keinen Dank, er will nur helfen. Der Mann verrät auch nicht, ob er es war, der hinter dem sogenannten Wunder von Braunschweig steckte. Damals, zwischen November 2011 und März 2013, gingen mit Geld gefüllte Umschläge bei Braunschweiger Suppenküchen, Kindergärten und Kirchengemeinden ein, insgesamt 250.000 Euro.

Menschen helfen einander. Sie helfen Familienangehörigen, sie helfen Freunden, sie helfen Fremden, sie helfen Menschen, von denen sie selbst keine Hilfe zu erwarten haben. Manchmal riskieren sie ihr Leben dabei, und manchmal verlieren sie es.

Der Mensch mag sehr häufig sehr böse sein, aber ziemlich oft ist er auch ziemlich gut. Ob seine Gene weiterexistieren, ist ihm dann nicht so wichtig. Anders als die Tiere kann er seinen angeborenen Eigensinn zur Seite schieben, für einen Moment oder auch für länger. Vermutlich hat er das gelernt, so wie er gelernt hat, dass die Rinde des Weidenbaums heilsam ist.

Irgendwann in der Steinzeit, das weiß man heute, veränderte sich der Geschmackssinn des Menschen. Der Grund waren giftige Pflanzen. Die Menschen aßen sie, sie schmeckten gut, also aßen sie mehr und starben. Manche Menschen aber empfanden den bitteren Geschmack als abstoßend, sie aßen nichts oder nur wenig und überlebten. Es waren diese Menschen, die ihren Geschmackssinn an ihre Nachkommen weitergaben. Heute tragen fast alle Menschen ein Gen in sich, das bitteren Geschmack unangenehm macht. Das ist die Evolution, wie Darwin sie beschrieben hat.

In der Antike allerdings fanden die Menschen heraus, dass manche bitter schmeckende Pflanze einen medizinischen Nutzen hat. Sie wussten nicht, dass zum Beispiel die Weidenrinde Salicin enthält, das sehr viel später zum Grundstoff des Aspirins werden sollte, aber was sie wussten, war: Weidenrinde wirkt fiebersenkend und schmerzlindernd. Und deshalb fingen sie an, die bittere Rinde zu sich zu nehmen, obwohl dies nicht in ihrer Natur lag. Sie hatten gelernt, dass es richtig war.

Mit dem Altruismus scheint es so ähnlich zu sein wie mit einer giftigen Pflanze. Die Evolution hat den Egoismus hervorgebracht, die Menschen aber haben begriffen, dass die Welt besser ist, wenn sie gut sind zueinander. Der Geist ist stärker als die Gene, zumindest manchmal, das könnte eine Erklärung für die

menschliche Selbstlosigkeit sein. Das war auch eine Erklärung, bis vor wenigen Jahren.

Das hilfsbereite Baby

Ein Erwachsener lässt versehentlich etwas fallen, zum Beispiel einen Schlüsselbund. Die Schlüssel landen neben einem Kind, das neben dem Erwachsenen steht, noch etwas unsicher, es ist ja ganz klein, erst etwa eineinhalb Jahre alt. Wie wird dieses Kind reagieren? Das war die Frage, die sich Felix Warneken vor Jahren stellte. Warneken, heute Psychologie-Professor an der University of Michigan in den USA, war damals noch Doktorand am Max-Planck-Institut für Anthropologie in Leipzig. Die Antwort, die ihm erfahrene Wissenschaftler gaben: Das Kind wird den Schlüsselbund aufheben, ihn untersuchen und nur ungern wieder hergeben, denn Kinder in diesem Alter sind selbstbezogen. Wenn ihnen etwas vor die Füße fällt, dann gehört es ihnen, so sehen sie die Welt.

Warneken hatte keinen Grund, an dieser Antwort zu zweifeln, er war ja nur Doktorand.

Einige Zeit später aber, so erzählt er es heute, war Warneken an einer Studie zum Spielverhalten von Kleinkindern beteiligt. Er war im Institut mit einem kleinen Jungen im Raum und hatte einen Tischtennisball in der Hand, der ihm jedoch davonrollte. Da hatte Warneken eine Idee. Er tat so, als könne er den Ball nicht erreichen, er streckte sich, wackelte mit der Hand.

Der Junge stand auf, holte den Ball und brachte ihn Warneken zurück.

Das war natürlich noch kein Beweis für Hilfsbereitschaft. Vielleicht wollte der Junge nur, dass Warneken den Ball noch einmal weggrollen ließ. Vielleicht hatte seine Mutter ihn in einer ähnlichen Situation gelobt, und er erhoffte sich jetzt eine erneute Bestätigung. Vielleicht hatte er doch nur seinen Eigennutzen im Sinn.

Warneken beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen. Er entwickelte eine Reihe von Tests, bei denen er stets mit einem Kleinkind im Raum war. Mal befestigte er Wäsche an einer Leine und ließ eine Wäscheklammer fallen, mal hielt er einen Stapel Bücher in der Hand und konnte deshalb eine Schranktür nicht öffnen, mal fiel ihm ein Kaffeelöffel in eine Kiste.

Es gibt Videoaufnahmen von diesen Tests. Man sieht, wie die Kinder, Mädchen wie Jungen, das Kleid oder die Hose von der Windel gepolstert, quer

durch den Raum wackeln, um die Wäscheklammer aufzuheben, die Tür zu öffnen, den Löffel aus der Kiste zu holen – aber nur dann, wenn Warneken zuvor vergeblich versucht hatte, das Problem selbst zu lösen. Offenbar ging es den Kleinen nicht darum, ein lustiges Spiel mit Wäscheklammern oder Schranktüren zu spielen. Sie wollten tatsächlich helfen.

Sie halfen sogar dann, wenn sie dafür über dicke Plüschschlangen steigen oder das Bällebad verlassen mussten, in dem sie eben noch fröhlich gespielt hatten. Und sie halfen immer wieder, egal, ob sie eine Belohnung erhielten oder nicht.

Sie selbst hatten keinerlei Nutzen davon. Trotzdem nahmen sie die kleine Anstrengung auf sich. Denn der Altruismus liegt in ihrer Natur.

Oder doch nicht? Ein Restzweifel bleibt. Vielleicht lernen Kinder in den ersten 18 Monaten ihres Lebens mehr als bisher angenommen, vielleicht haben sie sich die Hilfsbereitschaft schlicht bei ihren Eltern abgeschaut. Um wirklich sicher zu sein, dass das Gute dem Menschen angeboren ist, müsste man Babys untersuchen.

Ein roter Kreis aus Filz mit lustigen aufgeklebten Plastikaugen arbeitet sich einen grünen Berg hinauf. Er ist schon fast oben, da kommt ein blaues Viereck und schiebt ihn hinunter. Zum Glück ist da ein gelbes Dreieck, das den roten Kreis wieder nach oben schiebt, bis auf den Gipfel. Das ist das Puppenspiel, das der an der Universität Yale lehrende kanadische Entwicklungspsychologe Paul Bloom für Kinder aufführen ließ, die noch nicht einmal ein Jahr alt waren.

Manche der Kinder, die dieser kleinen Vorstellung beiwohnten, schliefen ein. Andere wurden quengelig. Babys eben. Jene aber, die wach und konzentriert blieben, zeigten eine sehr interessante Reaktion. Dazu ist zu sagen, dass es nicht einfach ist, die Reaktion von Babys zu erfassen. Sie können nicht sprechen, ihre Mimik ist oft schwer zu deuten, und ihre Bewegungen können sie nur begrenzt koordinieren. Zu einem aber sind sie in der Lage: Sie können greifen. Aus früheren Untersuchungen weiß man, dass Babys nach Dingen greifen, die sie anziehend finden, andere fassen sie nicht an.

Bloom ließ also das kleine Puppenspiel jeweils für ein Baby aufführen, dem nach der Vorstellung ein Tablett gezeigt wurde, auf dem die beiden Hauptfiguren aus Filz lagen, das böse blaue Viereck und das gute gelbe Dreieck. Von dem, was dann typischerweise geschah, gibt es ebenfalls Videobilder.

Josh, elf Monate, greift das gelbe Dreieck.

Fawzi, zwölf Monate, patscht erst auf das blaue Viereck, dann nimmt er das gelbe Dreieck.

Sonny, zehn Monate, schnappt sich das gelbe Dreieck.

Beatrice, sieben Monate, fasst nach dem gelben Dreieck.

Aber vielleicht mögen Babys Dreiecke lieber als Vierecke? Vielleicht gefällt ihnen Gelb besser als Blau? Bloom veränderte die Handlung, jetzt war das gelbe Dreieck der Bösewicht, das blaue Viereck spielte die Rolle des Helfers. Wieder griffen fast alle Babys nach der »guten« Figur. »Es sind unparteiische, neutrale Urteile«, so Blooms Fazit.

Zum Vergleich bekamen die Babys auch Aufführungen mit denselben Figuren zu sehen, nur dass diese sich diesmal neutral verhielten, keiner wurde aufgehoben, keinem wurde geholfen. In diesem Fall zeigten sich keine Präferenzen, manche Babys nahmen das Dreieck, andere das Viereck.

An jenem Januartag in Washington, nachdem Arland Williams das Seil weitergegeben hatte, griff ein weiterer Überlebender zu. Er versuchte, mit der anderen Hand eine Frau zu packen, um sie mit aus dem Wasser zu ziehen, aber er hatte sich beim Absturz den Arm und die Finger gebrochen, und die Frau fiel zurück ins Eiswasser. Der Verwaltungsangestellte Lenny Skutnik war einer der Menschen, die die verunglückte Rettung vom Ufer aus beobachteten. Er sah, wie die Frau verzweifelt mit den Armen schlug, wie ihr Kopf schon halb im Wasser versank. Da riss er sich die Jacke vom Leib, sprang in den Fluss, schwamm durch die Eisbrocken und zerrte die Frau ans Ufer. Hinterher sagte er: »Ich glaube, es ist ein menschlicher Instinkt, ich habe nicht nachgedacht, ich habe es einfach getan.«

Das Sprechen müssen Menschen lernen, das Laufen auch, und dass Weidenrinde heilsam ist, haben sie ebenfalls gelernt. Der Sinn für das Gute aber scheint ihnen angeboren zu sein.

Der liebe Gott

Wenn Charles Darwin heute als der Vater der Evolutionstheorie gilt, dann ist Alfred Wallace ihr Onkel. Wallace, ebenfalls Brite, ebenfalls Naturforscher, verbringt Mitte des 19. Jahrhunderts viel Zeit in Südamerika und Südostasien, er

isst Ameisen am Amazonas, wird im Atlantik Opfer eines Schiffbruchs und holt sich die Malaria im Malaiischen Archipel. Dort gelangt er, ohne das zu wissen, zu ganz ähnlichen Schlüssen wie vor ihm Darwin. Zwischen zwei Fieberschüben bringt er seine Gedanken zu Papier und schickt sie per Post zu Darwin nach England, wo das Schreiben Monate später ankommt. Darwin hat die Veröffentlichung seiner Erkenntnisse seit Jahren vor sich hergeschoben, jetzt liest er Wallace' Manuskript und begreift, dass er nicht länger warten darf. Er lässt seine und Wallace' Arbeiten bei einer Tagung von Naturforschern vorstellen, ein Jahr später erscheint sein erstes Buch.

Darwin und Wallace werden Verbündete, gemeinsam treten sie für ihre Konzepte ein, die sich unter dem Namen »Darwin-Wallace-Theorie« verbreiten, erst im 20. Jahrhundert avanciert Darwin zum alleinigen Namensgeber der Evolutionstheorie. Gemeinsamer Stammbaum von Mensch und Tier, Überlebenskampf, natürliche Auslese – in all diesen Dingen sind sich Darwin und Wallace einig. Es gibt aber etwas, worin sich ihre Ansichten fundamental unterscheiden.

Darwin hat zunächst Theologie studiert, sich aber, je besser er die Gesetze der Natur verstand, immer weiter vom Glauben entfernt. Wallace dagegen gelangt mit zunehmender Erkenntnis zu der Überzeugung: Dass der Mensch zwischen Gut und Böse unterscheiden, dass er seine Triebe kontrollieren und überwinden kann, dass er fähig ist zu derartiger Selbstlosigkeit, all das können biologische Prozesse allein nicht bewirkt haben, da muss noch etwas anderes sein.

»Ob man es Gott nennen will, oder göttlicher Geist«, schreibt Wallace. Ebendas, was hinter den Dingen ist.

Wenn dort etwas ist. Denn natürlich haben Evolutionsbiologen inzwischen andere Erklärungen für den menschlichen Altruismus gefunden. Zum Beispiel diese: Die Urmenschen waren in Gruppen unterwegs, und irgendwann fingen diese Gruppen an, um Nahrungsmittel und Jagdgebiete zu konkurrieren. Dabei waren nicht die Gruppen im Vorteil, deren Mitglieder sich rücksichtslos verhielten, sondern jene, deren Angehörige einander unterstützten. Sie jagten gemeinsam und konnten es deshalb mit größeren Tieren aufnehmen, sie teilten die Beute miteinander, pflegten einander, wenn sie krank oder verletzt waren, kümmerten sich gemeinsam um die Kinder und sorgten dafür, dass die Gruppe als Ganzes erhalten blieb. So entstand im Menschen nicht nur eine Veranlagung zum Egoismus, sondern auch zum Altruismus.

Der kleine Johann

Die blutspendende Fledermaus, der kanadische Wissenschaftler, der liebe Gott, sie alle hatten ihren Auftritt in diesem Artikel. Einer fehlt noch, der kleine Junge aus Niederbayern.

Mit ihm soll es sich so verhalten haben: Am 7. Januar 1894 ist es in Passau ungefähr so kalt wie 88 Jahre später in Washington, als dort das Flugzeug in den Potomac stürzt. An diesem Tag spielt ein vierjähriger Junge am Ufer des zugefrorenen Inns. Er läuft aufs Eis und bricht ein. Das sieht ein zweiter Junge, ebenfalls vier Jahre alt, er ist der Sohn des Grundbesitzers. Er könnte jetzt einfach stehen bleiben und beobachten, wie der andere Bub um sein Leben kämpft, wie er mit den Armen schlägt, vielleicht schreit, vielleicht wortlos untergeht. Wahrscheinlich hätte es ihm niemand zum Vorwurf gemacht, er ist ja erst vier. Aber der Junge bleibt nicht stehen. Er läuft zum Ufer und zieht den Buben aus dem Inn.

Der kleine Lebensretter, er heißt Johann Nepomuk Kühberger, wird später Pfarrer und Musiker. Auf seine Initiative hin bekommt der Dom der Stadt eine neue Orgel, es wird die größte Orgel der Welt, Kühberger wird Domkapellmeister und zumindest in Passau recht bekannt. Inzwischen aber ist er seit mehr als 60 Jahren tot, und auch in Passau kennt heute nicht mehr jeder den Namen Kühberger.

Mit dem anderen Jungen, jenem, der damals beinahe gestorben wäre, ist das anders, obwohl auch er lange tot ist. Ihn kennt in Passau heute noch jeder. Auch jeder in Deutschland. Sogar in der Welt, zumindest fast jeder. Er ist einer der bekanntesten Menschen, die je gelebt haben.

Adolf Hitler.

Es ist nicht sicher, ob diese Geschichte wirklich wahr ist, manche halten sie für eine lokale Legende. Sicher ist, dass Adolf Hitler damals mit seinen Eltern in Passau gelebt hat, und zwar in der Kapuzinerstraße 31, dem Haus der Familie Kühberger, in dem die Hitlers eine Wohnung gemietet hatten. Sicher ist auch, dass die *Donau-Zeitung* am 9. Januar 1894 berichtete: »Am verflossenen Sonntag wurde ein Knabe gerade noch rechtzeitig vor dem sicheren Tode des Ertrinkens gerettet. Derselbe betrat am Inn unterhalb des Garnisons-Lazarethes neu gebildetes Eis und brach durch. Glücklicherweise konnte er von seinen beherz-

ten Kameraden gerettet werden.« Ziemlich sicher ist, dass Kühberger später mehreren Menschen erzählte, er habe als kleiner Junge dem Hitler das Leben gerettet und diese Gewissheit plage ihn noch immer.

Ob sie nun stimmt oder nicht, in Passau haben die Leute nach dem Krieg ziemlich viel über diese Geschichte geredet, was wahrscheinlich auch daran liegt, dass sie zu einigen Gedanken anregt.

Hätte der kleine Johann seinen Kameraden Adolf damals ertrinken lassen, wäre der Menschheit vermutlich viel erspart geblieben. Ein zerstörtes Europa. Auschwitz. Der Mord an sechs Millionen Juden. Kann aus einer guten Tat nicht auch etwas sehr Schlechtes werden?

Ja, kann es, und trotzdem ist es falsch, so zu denken. Das Gute zeigt sich auch und gerade darin, dass es nicht wissen will, was der Mensch, der da in Not ist, mit seinem geschenkten Leben anstellen wird. Das Gute fragt nicht nach dem Morgen, sondern nur nach dem Heute und danach, was zu tun ist, um jetzt, in diesem Moment, einen Menschen zu retten.

Solange es Kinder gibt, die andere Kinder aus dem Wasser ziehen, ist die Welt noch nicht verloren. Frohe Weihnachten!

DIE ZEIT

Nr. 54 vom 23. Dezember 2020



Theodor-Wolff-Preis

Tobias Zuttmann, Jahrgang 1995, studierte Journalismus in Ansbach und Digitale Kommunikation in Hamburg. Als Auslandsjournalist berichtete er aus Israel, Tansania und Polen u.a. für den Spiegel, die Süddeutsche Zeitung und den NDR. Dabei reichen seine Themen von Transgenderaktivisten, die für ihr Engagement im Gefängnis saßen, über die Beschneidung und Zwangsheirat von jungen Mädchen bis hin zu Belarussinnen, die Proteste gegen Diktator Lukaschenko organisierten. Aber auch Deutschland ist immer wieder Thema seiner Berichterstattung, gerne auch seine Heimat Ostdeutschland.

TOBIAS ZUTTMANN ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Eine Ostquote im Jahr 2020? Warum das sinnvoller wäre, als du denkst«, erschienen am 14. Juli 2020 bei *Perspective Daily*.

Eine Ostquote im Jahr 2020? Warum das sinnvoller wäre, als du denkst

Von Tobias Zuttmann

Wie viele Ostdeutsche arbeiten in Spitzenpositionen auf Bundesebene? Die Antwort darauf ist ein Armutszeugnis – 30 Jahre nach der Wiedervereinigung. Ein Plädoyer für eine Ostquote

Brauchen wir 30 Jahre nach der Wiedervereinigung eine Ostquote? Wer sich noch nie mit diesem Thema auseinandergesetzt hat, dem wird das erst mal komisch vorkommen. Schließlich wird Deutschland von einer ostdeutschen Frau regiert, bis vor Kurzem war ein Ostdeutscher Bundespräsident. Warum sollte es bitte so etwas wie eine Quote brauchen? Doch der Schein trügt. Ebenso wenig wie Merkel die Chancengleichheit von Frauen verkörpert, kann ihre Wahl als Gleichstellung von Ost und West gewertet werden. Denn sie ist immer noch die Ausnahme von der Regel.

Eine Studie der Universität Leipzig im Auftrag des MDR ergab im Jahr 2016, dass nur 1,7 Prozent der Spitzenpositionen auf Bundesebene von Ostdeutschen besetzt werden. Eine angemessene Repräsentation ist das nicht. Der Bevölkerungsanteil der Ostdeutschen in Deutschland ist rund 10-mal so hoch. Selbst in den neuen Bundesländern ist die Repräsentation gering. Nur 1/4 der Spitzenpositionen haben gebürtige Ostdeutsche inne – bei einem Bevölkerungsanteil von 85 Prozent. Das zeigt eine Studie der Regierungskommission »30 Jahre Friedliche Revolution und Deutsche Einheit«, die dem Redaktionsnetzwerk Deutschland vorliegt.

Es gibt keine:n ostdeutschen Universitätsdirektor:in in Deutschland, nur 2 Prozent der DAX-Vorstände stammen aus Ostdeutschland und erst am Freitag, dem 3. Juli 2020, wurde zum ersten Mal ein Richter aus dem Osten an das Bundesverfassungsgericht berufen.

Zeit für die Ursachenforschung

Gründe für das Ungleichgewicht gibt es viele. Als nach der Wende die Führungspositionen neu besetzt wurden, bekamen oft Westdeutsche den Vortritt, die sich besser mit den Institutionen in den alten Bundesländern und ihren Gesetzen auskannten. »Viele Ostdeutsche hatten damals nicht die erforderliche Berufserfahrung für Führungspositionen. Zum Teil waren sie nicht qualifiziert

genug, aber oft verfügten sie auch einfach nicht über die entsprechenden Netzwerke«, bestätigt die Professorin des Instituts für Soziologie und Demographie der Universität Rostock, Heike Trappe, im Telefoninterview.

Auch in den Jahren nach der Wende beförderten westdeutsche Chef:innen lieber westdeutsche Angestellte. Diese diskriminierenden Seilschaften sind aus der Gleichstellungsproblematik von Mann und Frau nur allzu bekannt. In der Soziologie nennt sich dieses Phänomen »Homophilie«. Menschen bauen Beziehungen zu Menschen auf, die ihnen ähnlich sind. Im Arbeitsleben befördern sie diese bevorzugt.

Trappe sieht noch eine andere Ursache für die Unterrepräsentation von Ostdeutschen: »Die Westdeutschen, die Anfang der 90er-Jahre in die Chefpositionen kamen, waren ausgesprochen junge Menschen, sie waren Anfang oder Mitte 30. Und das heißt, dass sie zu einem großen Teil noch heute in diesen Positionen sind.«

Auch die Abwanderungsbewegung Anfang der 90er-Jahre wirkt sich noch heute aus, meint die Soziologin. »Viele der Menschen, die Ostdeutschland damals verlassen haben, waren hoch qualifiziert. Ihr Fehlen merkt man noch heute.« Seit der Gründung der DDR bis zu ihrem Zusammenbruch sind mehr als 4,6 Millionen Bürger:innen geflohen. In den ersten vier Jahren nach dem Mauerfall sind weitere 1,4 Millionen Menschen aus Ostdeutschland weggezogen.

Dazu gesellen sich die strukturelle sowie die finanzielle Benachteiligung. Wie ungleich das Vermögen in Deutschland verteilt ist, zeigt ein Blick auf die Konten der Deutschen. So haben Westdeutsche ein Bruttogeldvermögen von mehr als 63.100 Euro, Ostdeutsche lediglich von 40.300 Euro.

Müssen jetzt alle Elite werden?

Ostdeutsche tun sich also schwer, in die obersten Chefetagen zu rücken – aber ist das so schlimm? Es hat die letzten 30 Jahre doch auch ohne eine nennenswerte ostdeutsche Elite funktioniert. Warum muss sich das jetzt auf einmal ändern?

Weil die mangelnde Repräsentation massive Folgen hat: 1/3 der Ostdeutschen fühlt sich als Bürger:in zweiter Klasse. Das ergab eine Studie des Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung aus dem Jahr 2019.

Welche Konsequenzen dieses Gefühl der Wertlosigkeit haben kann, zeigte sich bei der Bundestagswahl 2017.

Die AfD holte 12,6 Prozent der Stimmen – in den neuen Ländern wählten 21,9 Prozent der Bürger:innen die vom Verfassungsschutz als teilweise rechts-extrem eingestufte Partei. In vier von fünf ostdeutschen Bundesländern wurde die AfD zweitstärkste Kraft, in Sachsen holte sie sogar die meisten Stimmen. Plötzlich stand der Osten im Fokus der Republik, dabei war das Ergebnis keineswegs eine Überraschung. Bereits 2016 holte die AfD bei den Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt und in Brandenburg mehr als 20 Prozent der Stimmen und wiederholte 2019 ihren Erfolg bei den Wahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen.

Generell scheint in Ostdeutschland das Vertrauen in den Staat und in die Demokratie deutlich geringer als im Rest der Bundesrepublik. Nur 42 Prozent der Ostdeutschen meinen laut einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach, dass die Demokratie in Deutschland die beste Staatsform ist – in Westdeutschland sind es hingegen 77 Prozent.

Einige der Gründe für das mangelnde Vertrauen der Ostdeutschen in den Staat sind der Elitenaustausch in den 90er-Jahren und die fehlende Repräsentation, meint die Soziologin Trappe.

Wie war das mit der Frauenquote?

Ein Blick auf die Frauenquote zeigt, dass Quoten wirken können. Als sich im Jahr 1979 die Grünen gründeten, legten sie fest, dass mindestens die Hälfte ihrer Mandate und Ämter von Frauen besetzt werden müssen. In den folgenden Jahren zogen SPD und Linke nach und auch die CDU führte eine abgeschwächte Form der Frauenquote ein. Der Anteil der Frauen im Parlament stieg daraufhin rapide an. Lag er im Jahr 1987 noch bei 10 Prozent, so erreichte er 1998 schon über 30 Prozent.

Auch in der Wirtschaft hat die Frauenquote Wirkung gezeigt. So führte die Bundesregierung im Jahr 2015 für mitbestimmungspflichtige, börsennotierte Unternehmen eine Frauenquote in den Aufsichtsräten von mindestens 30 Prozent ein. Dieses Gesetz betrifft aktuell 105 Unternehmen. Eine Studie der Initiative »Frauen in die Aufsichtsräte« ergab, dass in diesen Unternehmen der Frau-

enanteil seit 2015 um 13,9 Prozent auf 35,2 Prozent gestiegen ist. Bei weiteren 83 untersuchten Unternehmen, die nicht der verpflichtenden Quote unterliegen, stieg der Frauenanteil zwar ebenfalls in diesem Zeitraum, allerdings nur um 9,1 Prozent auf 22,8 Prozent.

In Westdeutschland befürworten weniger als 1/4 eine Ostquote. Im Osten sind es hingegen mehr als die Hälfte.

2019 stimmte der Bundestag gegen eine Quote für Ostdeutsche in Bundesbehörden. Ein Fehler? Denn vielleicht wäre gerade sie die einzig richtige Strategie, um nicht nur Ostdeutschen den Willen zur Gleichberechtigung zu signalisieren, sondern auch dem wachsenden Rechtsextremismus in den neuen Bundesländern effektiv entgegenzuwirken.

PERSPECTIVE DAILY

14. Juli 2020

Der nächste deutsche EISHOCKEYSTAR, S. 28

ZEIT MAGAZIN

N° 45

29.10.2020



Theodor-Wolff-Preis

Wolfgang Bauer, geborener Hamburger – Jahrgang 1970. Im äußersten Norden und Süden Deutschlands aufgewachsen. Zeitsoldat, Kriegsdienstverweigerung. Abitur auf dem Abendgymnasium, währenddessen Fremdenführer, Postbote, Müllsortierer. In Tübingen studiert. Das Studium der Islamwissenschaft begonnen, später Geographie und Geschichte. Das Schreiben gelernt beim *Schwäbischen Tagblatt* (Tübingen). Seit 2011 bei *Die Zeit*. Reporter der *Zeit*-Chefredaktion.

WOLFGANG BAUER ist in der Kategorie »Reportage« nominiert mit »Unter Taliban«, erschienen am 29. Oktober 2020 im *Zeit Magazin*.

Unter Taliban

Von Wolfgang Bauer

Sie werden gefürchtet – und verehrt. In Afghanistan stehen sie wieder kurz vor der Machtübernahme. Unsere Reporter konnten mit Genehmigung ihrer Führer tagelang durchs Land reisen

Der erste Kontakt. Eine Stimme am Handy. Sie knarzt durch den Lautsprecher. Sie wirkt entschieden, aber auch jung, hell, beinahe verletzlich. Auf dem Weg gibt sie uns letzte Anweisungen. Vier Fahrstunden von Kabul entfernt, die Provinz Ghasni im Zentrum Afghanistans. Wir sind auf der Nationalstraße an den Ruinen zerstörter Armeestützpunkte vorbeigefahren, an den Wracks ausgeglühter Militärfahrzeuge. Über weite Strecken ist die Fahrbahn alle hundert Meter von Explosionskratern aufgerissen. Dann lässt uns die Stimme abbiegen, sie lotst uns immer weiter weg von der Nationalstraße. Immer tiefer in ein Land, in dem es nahezu keine Straßen gibt, nur Ziegenpfade. Die Reifen des Toyota drehen im Sand durch, der Wagen setzt auf Felsen auf. Wenig später, nach dem letzten Posten der Regierung, einer Festung auf einem Hügel, über dem die afghanische Flagge weht, bricht die Verbindung ab.

»Ist das der richtige Ort?«, fragt kurz darauf unser Fahrer. Angespannt warten wir auf einem Dorfplatz, er ist leer, das Dorf scheint verlassen. Unser Fahrer schaut auf das Telefon, das immer noch kein Signal anzeigt. Der Treffpunkt, der uns am Telefon genannt wurde: die erste Siedlung nach den Regierungslinien. Ein paar armselige Lehmhütten. Die Menschen sind schon vor Jahren aus Angst geflohen. Niemandsland. »Ich weiß nicht, ob wir hier richtig sind«, sagt der Fahrer noch einmal. Wir überlegen umzukehren, da treten plötzlich sieben bewaffnete Männer auf den Platz. »Friede sei mit euch«, sagt einer von ihnen mit der jungenhaften Stimme, die uns vom Telefon her vertraut ist.

Er lächelt, doch rasch verschwindet das Lächeln wieder. Nisar, so stellt er sich vor, ein Name, von dem er weiß, dass wir wissen, dass es nicht sein richtiger ist. Er wird für die nächsten Tage unser Begleiter sein. Wir, die Reporter des *Zeit Magazins*, haben diese Reise über Monate vorbereitet. Dennoch sind wir nervös. Wir begeben uns in die Hände derer, von denen wir bisher fürchteten, dass sie uns entführen könnten.

Westliche Journalisten haben sich aus Sicherheitsgründen stets nur für wenige Stunden bei den Taliban aufgehalten. Seit Jahren sind wir die ersten, die sich ihnen für mehrere Tage anvertrauen werden. Wir wollen über die berich-

ten, die das mächtigste Militär der Welt müde gekämpft, die ein Land geschaffen haben, das auf keiner internationalen Karte offiziell verzeichnet ist, den Staat der Taliban. Die Taliban sind von vielen gefürchtet. Und doch werden sie verehrt, Menschen stürzen sich für sie in den Tod, lassen sich für sie foltern und einsperren. Die Taliban, die Hoffnung vieler.

Die Gotteskrieger kontrollieren im Herbst 2020 wieder etwa 80 Prozent der Fläche Afghanistans. Die Regierung von Präsident Aschraf Ghani ist zurückgeworfen auf die Provinzzentren und die Hauptstadt Kabul. Ein Reststaat, der immer weiter schrumpft. Die Taliban stehen bereits in den Vororten von Kabul. Die Flüchtlinge, die sich in den letzten Jahren aus den Provinzen in die Hauptstadt gerettet haben, drängen sich auf immer engerem Raum. Die USA ziehen ihre Truppen nach zwei Jahrzehnten ab. In den Behörden nimmt die Korruption entsetzliche Ausmaße an. Jeder versucht, für das Exil der eigenen Familie so viel Geld wie möglich ins Ausland zu bringen. Ein Staatsapparat kurz vor dem Zerfall. Es wird befürchtet, dass bald erste Armeeeinheiten überlaufen. In Doha verhandeln Delegationen von Regierung und Taliban seit Mitte September über einen Waffenstillstand – viele meinen: über eine Kapitulation.

Der junge Talib Nisar, schwarz gekleidet, schwarzer Turban, die Kalaschnikow über den Rücken geworfen, fährt mit seinem Motorrad voraus. Der Weg führt ins Gebirge, wird immer steiler, wir passieren die letzten grünen Felder, um uns nur noch nackter weißer Fels. Die Piste ist schmal in den Berghang gehauen. Ein Abgrund zur Talseite hin. Steine, die unsere Reifen losschlagen, fallen Hunderte Meter. An jeder Kehre wartet Nisar, eine zierliche Silhouette in Schwarz, Kehre für Kehre, bis zur Passhöhe auf knapp 3.000 Meter.

Noch kurz vor Abfahrt drohten unsere Absprachen mit den Taliban zu scheitern. Die Kontaktaufnahme ist riskant. Groß ist das gegenseitige Misstrauen. Einige Journalisten, die ebenfalls geglaubt hatten, sich auf das Wort von Taliban-Kommandeuren verlassen zu können, wurden entführt. Das Gefühl, den Machtbereich der Regierung zu verlassen, gleicht dem eines völligen Kontrollverlusts. Als würden wir aus einem Raumschiff in die Schwerelosigkeit des Alls driften. Unsere einzige Garantie, nicht in den Steinwüsten verloren zu gehen, ist eine WhatsApp-Sprachnachricht. Unsere Rettungsleine: eine Stimme wieder, eine ältere jetzt. Die Stimme des Sprechers der obersten Taliban. Eine Audiobotschaft als Passierschein.

Die, die Westler wie uns sonst entführen, schützen uns jetzt – so hoffen wir. Um die Mittagszeit erreichen wir die Talebene jenseits des Bergmassivs. Hier herrschen die Taliban seit fast zehn Jahren uneingeschränkt. Raschidan heißt der Distrikt, relativ klein, aber strategisch bedeutend, weil er direkt an die Provinzhauptstadt Ghasni grenzt. Ein Dutzend Dörfer, eingebettet in einem grünen Streifen aus Feldern und kleinen Wäldern, der im Talgrund einem Flusslauf folgt. Sonst nur karges Land aus Staub und Steinen. Nisar will uns zum Distriktzentrum führen, das im Dorf Hussein Chel liegt. Hier befindet sich auch der Markt, dem noch die Spuren vergangener Kämpfe anzusehen sind. Nisar stoppt an der Highschool, die Schüler schauen neugierig aus den Fenstern. Eine Front aus 20 Männern mit schwarzen Turbanen steht vor dem Eingang. Sie warten auf uns.

»Ich begrüße euch in den Islamischen Emiraten«, sagt Maulawi Nasrat, der Taliban-Kommandeur von Raschidan. Sein Händedruck ist unsicher; zögernd umarmt er uns nach afghanischer Sitte. »Die Amerikaner und ihr, die Verbündeten der Amerikaner, habt unser Land angegriffen«, sagt er. »Wir haben nur unser Land verteidigt. Ihr habt uns diesen Krieg aufgezwungen.« Nasrat bittet uns hinein. Die Taliban setzen sich mit uns auf den Boden des Lehrerzimmers. Sie sind noch nie Journalisten aus dem Westen begegnet. Einige blicken mit Hass auf uns, andere, die meisten, so scheint es, mit Neugier.

Provinzräte haben sich in dem Raum versammelt, Richter verschiedener Gerichtshöfe, mehrere Abgeordnete der Sittenpolizei, die in den Dörfern die Einhaltung der vorgeschriebenen Bartlänge und der islamischen Kleiderordnung überprüft, der Erziehungsbeauftragte, der die Schulen beaufsichtigt, ein Steuereintreiber – ein Querschnitt der Bürokratie der Taliban, die sie in den letzten Jahren ausgeprägt haben. Die Regierung in Kabul ist in Raschidan längst Vergangenheit. »Schaut euch in unserem Distrikt um!«, sagt Nasrat, der Kommandeur, Anfang dreißig. »Redet mit den Menschen. Sie sind glücklich, weil wir uns an den Koran und die Scharia halten. Die Regierung in Kabul, die ihr Ausländer eingesetzt habt, huldigt der Korruption. Sie ist moralisch verdorben. Bei uns gibt es keine Korruption. Wir dienen Allah und lösen die Probleme der Leute.«

Niemand in Afghanistan hatte mehr mit den Taliban gerechnet. Sie waren vernichtend geschlagen. Die US-Streitkräfte hatten sie nach den Anschlägen in New York 2001 in nur wenigen Wochen in die Bedeutungslosigkeit gebombt.

20 Prozent aller Taliban-Kämpfer, besagen Schätzungen, kamen damals ums Leben. Der Rest floh nach Pakistan oder tauchte unter. Um zu verhindern, dass Afghanistan erneut von Radikalen beherrscht wird, entschloss sich die Weltgemeinschaft zu einer gigantischen Anstrengung. 50 Staaten entsandten Soldaten und Entwicklungshelfer. Tausend Milliarden Dollar wollen allein die USA investiert haben. Am Beispiel Afghanistan sollte bewiesen werden, dass es möglich ist, ein Land zum Guten zu wandeln und dem Bösen zu entreißen. Den Bösen: den Taliban.

Ihre Anfänge liegen im Dunkeln. Mythen umranken ihren Gründer, Mullah Mohammed Omar, der im Kampf gegen die Sowjets in den Achtzigern ein Auge verloren hatte. Bis zu seinem Tod im Jahr 2013 existierte nur ein einziges Foto von ihm. Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes 1992 lehrte Omar in der Nähe von Kandahar in einer Moschee. Das Land war in die Hände Hunderter Warlords und deren Kämpfer, der Mudschahedin, gefallen, organisiert in Dutzenden verschiedener Allianzen, die sich gegenseitig bekriegten. Die blutigsten Jahre des Bürgerkriegs. Afghanistan versank in Anarchie. Anfang des Jahres 1994 entführte ein lokaler Warlord zwei Mädchen, schor sie kahl und hielt sie auf seinem Stützpunkt fest, wo sie vergewaltigt wurden. Omar rief seine 30 Koranschüler zusammen, die »Taliban«, denn Talib heißt schlicht »Schüler«. Sie bewaffneten sich mit 16 Gewehren, zogen zum Haus des Warlords, kämpften die Mädchen frei und hängten den Warlord am Kanonenlauf eines Panzers auf.

Die Geschichte der Taliban, die die Welt später als eine Bewegung kennenlernen sollte, die die Frauen eines ganzen Landes unterdrückte, begann mit der Befreiung von Frauen. Immer mehr Menschen suchten danach Mullah Omar auf, um seine Hilfe bei Übergriffen der Warlords zu erbitten. Schüler anderer Koranschulen schlossen sich ihm an. Monate später kontrollierten sie ganze Provinzen, am Ende des Jahres hatte Mullah Omar 12.000 Anhänger. Bald nannte er sich Amir-al Mu'min, »der Führer der Gläubigen«. Bald floss ihm auch Geld zu. Mudschahedin-Fraktionen gaben ihm Geld, in der Hoffnung, die Taliban gegen ihre Gegner instrumentalisieren zu können. Pakistan, das im Kampf gegen die Russen die Mudschahedin unterstützt hatte, gab Geld, um sie besser kontrollieren zu können. Die Taliban starteten in Afghanistan als Heilsbringer. Es schien, als seien sie die Kraft, die diesem zerrissenen Land endlich, nach 25 Jahren Krieg, den Frieden bringen könnte.

Doch sie brachten nur einen weiteren blutigen Krieg. Seit nunmehr 42 Jahren gibt es in Afghanistan keinen Frieden.

»Wir haben aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt«, sagt Nasrat, der Kommandant in Raschidan. Früher hätten sie einen Distrikt erobert und einen der Kämpfer zum Gouverneur gemacht. »Die wussten nicht, wie sie mit der Bevölkerung umgehen sollen«, sagt er. »Das ist jetzt anders. Wir haben viele Experten.« Unsicher schaut er immer wieder auf Nisar, der an seiner Seite Platz genommen hat. Der junge Talib, der uns abgeholt hat, wurde von der Schura, dem Zentralrat der Taliban in Pakistan, als unser Begleiter abgeordnet. Er trägt Kajal um die Augen, was in der paschtunischen Kultur vor bösen Blicken schützen soll. 23 Jahre ist er erst, zum Vollbart reicht es noch nicht. Nasrat, der ihn um einen Kopf überragt, zehn Jahre älter, raue Hände, ist einer, der Kärnerarbeit gewohnt ist, ein Bauer, der zum Revolutionär wurde. »Wir haben so viele Experten«, sagt Nasrat, der Kommandeur, »dass wir ganz Afghanistan verwalten können. Wir kennen jetzt die Welt.«

»Sag ihnen doch«, ermuntert Nisar ihn, »dass wir der Bevölkerung jetzt besser zuhören.« – »Wir hören stärker auf das, was die Menschen wollen«, sagt Nasrat. »Wie wäre es«, schlägt Nisar vor, »wenn du ihnen sagst, dass wir Frieden haben werden, sobald alle ausländischen Truppen abgezogen sind.« Nisar gibt die Antworten vor, offen und unverhohlen. Er gehört der Medienabteilung der Taliban an. Sie betreiben Radiostationen in den meisten Provinzen, bringen Zeitungen heraus, bestücken Social-Media-Plattformen. Männer wie Nisar sind die junge Elite der Taliban. Sie sind technologisch der Moderne zugewandt und filmen junge Selbstmordattentäter, bevor diese sich in Menschenmengen in die Luft sprengen.

Das Symbol ihres Sieges thront auf einer Anhöhe über dem Dorf. Nasrat und Nisar verlassen die Schule, queren zu Fuß den Markt. Offiziell gehört er der Regierung, doch schon lange zahlen die Händler ihre Pacht den Taliban. Es gibt drei Apotheken, mehrere Mechaniker, die vor allem die Motorräder der Taliban instand setzen, Lebensmittelhändler, einige Schneider. Von 250 Läden sind 50 geöffnet. Nur wenige Männer trauen sich, keinen Vollbart zu tragen, nur wenige tragen hier keinen Turban. Der neue Dresscode der Taliban, der der alte ist. Der Bart nicht länger, nicht kürzer als eine Faust, so wie ihn schon der Prophet trug. Krämer und Kunden schauen uns nach. Sie wissen nicht, ob wir Geiseln sind oder Gäste.

Dann stehen wir vor den Wällen des Distrikthauptquartiers, einer Festung hoch über dem Tal. »Das war mein größter Sieg«, sagt Nasrat, als er durch das Tor tritt. Eine Ruine nur noch. Im Innenhof wächst Gras. Die Umfassungsmauer ist an mehreren Stellen eingestürzt, die beiden Hauptgebäude sind von Explosionen aufgesprengt. Es ist acht Jahre her, dass Nasrats Gruppe die Anlage stürmte. Drei Panzer hätten sie damals zerstört und 46 Polizisten getötet. Die Spuren der letzten Verzweiflung: Die Fenster der Gebäude sind mit Lehm verschlossen, die gebrochenen Mauern mit Sandwällen verstärkt. »Schaut euch an, wie sie ihre Gefangenen behandelt haben«, sagt Nasrat und zeigt uns ein ausbetoniertes Loch im Boden des Innenhofs. Dort unten hätten die Polizisten verdächtige Dorfbewohner vegetieren lassen. »Das verletzt die Menschenrechte«, sagt Nasrat, verschweigt dabei aber, dass auch die Taliban ihre Gefangenen in Viehställe und Höhlen sperren. Die Deutungsmacht der Sieger. Auf dem Dach weht die Taliban-Flagge, weiß mit dem schwarzen Schriftzug: »Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammad ist sein Prophet«.

Nur ein einziger Raum der Anlage ist noch intakt geblieben. Eine nackte, kahle Kammer, Bastmatten auf dem Boden. Das ist jetzt unser Hauptquartier, sagt Nasrat, was aber nicht stimmt. Aus Angst vor Drohnenschlägen halten sich die Taliban selten lange in einem Gebäude auf. So auch auf unserer Reise. Die Begegnungen sind kurz. Sie haben es eilig. Sie kommen auf einem Dutzend Motorräder, allein Nasrat als Kommandeur fährt einen Wagen, dann zerstreut sich die Gruppe, alle fahren in unterschiedliche Richtungen, ohne zu sagen, wohin und wann genau wir sie wiedersehen. Nachts sind wir uns selbst überlassen. Niemand bewacht uns. Trotzdem, so sind wir uns sicher, wird Nasrat über alle unsere Bewegungen informiert. In den Nächten fällt fast völlige Dunkelheit über das Gebirgstal. Die nächste öffentliche Stromversorgung in der Provinzhauptstadt Ghasni ist 88 Kilometer entfernt. Unser erster Gastgeber, der etwas wohlhabender ist als seine Nachbarn, besitzt als einzige Stromquelle eine Autobatterie, die von einem Solarpanel auf dem Dach gespeist wird. Zwei Glühbirnen gleichzeitig kann es versorgen.

Im Schutz der Nächte reden wir mit Bewohnern der Dörfer. Andere, um sie nicht zu gefährden, treffen wir nach der Reise in der Sicherheit Kabuls. Wir wollen wissen: Wie lebt es sich wirklich unter den neuen Taliban?

Ein Mann um die 40, gebildet, geboren in Raschidan:

»In den ersten Jahren nach dem Sturz der Taliban-Regierung hatte niemand gedacht, dass es wieder Krieg geben würde. Wir waren optimistisch. Alle waren müde, sogar unsere lokalen Taliban waren müde. Sie waren zu ihren Familien zurückgekehrt und wurden wieder Bauern. Sie kämpften nicht gegen die Regierung. Am Anfang waren die Taliban auch nicht gegen die internationalen Hilfsorganisationen, die bei uns im Tal Brücken und Bewässerungskanäle bauten. Aber heute sind fast alle gegen die Regierung. Die Regierung brachte wieder die Gewalt zu uns. Sie kamen in unser Tal und jagten frühere Taliban. Dann kamen die Ausländer. Nachts kamen sie mit Helikoptern und verhafteten Leute in ihren Häusern. Sie haben viele Unschuldige verhaftet. Die Regierung und die Ausländer hörten nur auf Kommandant Chalil. Er hatte hier in den Neunzigerjahren als Warlord die Macht und musste dann vor den Taliban fliehen. Jetzt kam er mit den Amerikanern zurück. Chalil ist kein guter Mann, das war er früher nicht, das ist er heute nicht. Er hat sehr viel Land gestohlen. Er brauchte nur jemanden zu beschuldigen, bei den Taliban gewesen zu sein, dann musste der mit seiner Familie fliehen. Und Chalil hat das Land bekommen. In einem Dorf wollte er so viel Land rauben, dass die Einwohner zu den Waffen griffen. Sie wollten sich gegen den Dieb verteidigen. 15 Menschen sind dabei gestorben. Die Regierung hat dann nicht den Dieb verhaftet, sondern die, die sich gegen ihn wehrten. Deshalb sind hier die meisten für die Taliban. Die Regierung hat uns die Hilfsorganisationen geschickt, aber mit Chalil haben sie uns unser Land weggenommen.«

Die Wiedergeburt der Taliban vollzog sich fast überall nach einem ähnlichen Muster. Der Westen hatte die alten, in der Bevölkerung oft verhassten Warlords zurückgebracht. Männer, die ihr Leben lang nichts getan hatten, als zu kämpfen, die Jahrzehnte des Krieges mit insgesamt 1,5 Millionen Toten verrohen ließen. Sie bildeten die Stützpfiler der neuen Regierung unter Hamid Karsai, die der Westen mit vielen Milliarden unterstützte. Während die Warlords in den Provinzen die Macht übernahmen, blieb die Zentralregierung zu schwach, um sie zu kontrollieren. Die Warlords ließen sich ins Parlament wählen, kauften sich politische Ämter, wurden Gouverneure, Minister oder Generale der neuen Armee. Ihre Söhne gründeten Firmen, die lukrative Aufträge von der US-Armee bekamen, von der Nato und vielen Entwicklungshilfe-Organisationen. Sie zahlten keine Steuern, erdrückten im Land durch Gewalt und Korruption die Konkurrenz, horteten Immobilien im Ausland.

Schon 2002 versuchten die Taliban, sich neu zu organisieren, doch sie scheiterten. Die meisten Afghanen lehnten sie ab, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft mit Karsai, und verrieten sie an Amerikaner und Regierungstruppen. Im Exil, in den großen Flüchtlingslagern Pakistans, zerfielen die Taliban in drei verschiedene Fraktionen, in drei Schura. Eine Schura gründete sich in Quetta, die von Teilen der alten Taliban-Elite geführt wurde. Eine zweite bildete sich in Peshawar. Eine dritte Schura, die radikalste, entstand in Miran Shah. Hier diktierte ein Familienclan die Politik, Hakkani, ein Name, der bald gefürchtet sein sollte, weil die Hakkanis die größten Ausbildungscamps für Selbstmordattentäter in Afghanistan unterhielten. Bis zum Jahr 2015 sollen die Hakkanis 1.160 Selbstmordattentäter eingesetzt haben, von denen 843 »erfolgreich« ihre Mission abschlossen.

In dem Maße, in dem im Laufe der Jahre in der Bevölkerung die Enttäuschung über die Regierung wuchs, erstarkten die Taliban. Die Schura in Quetta dominierte in den ersten Jahren. Dann war es die Schura in Peshawar, dann wieder, bis heute, Quetta. Die Kämpfer der drei Taliban-Schura bekämpften sich mitunter und nahmen sich Territorien ab. Pakistan, so die Analyse internationaler Konfliktforscher, begann 2004 mit 20 Millionen Dollar jährlich wieder seine Zahlungen an die Aufständischen. Es steigerte die Zahlungen dann auf bis zu 500 Millionen Dollar im Jahr. Pakistan ist in der Region in einer Zwickmühle. Nichts fürchtet das Land so sehr wie ein Bündnis zwischen seinen Nachbarn Afghanistan und Indien. Afghanistan fordert die paschtunischen Gebiete in Pakistans Westen – von den Briten einst Pakistan zugeschlagen. Indien fordert einen Teil Kaschmirs im Norden. Seit seiner Gründung 1947 ist Pakistan vom Zerfall bedroht. Ein von den Taliban regiertes Afghanistan, von dem keine Gefahr ausgeht, weil ganz und gar abhängig, würde das Ende der pakistanischen Existenzangst bedeuten.

Nasrat und Nisar erwarten uns am nächsten Morgen wieder an dem von ihnen eroberten Distrikthauptquartier. »Wir zeigen euch, wie wir Frieden schaffen«, sagt Nisar. In dem einzigen intakten Raum hat sich an diesem Vormittag eine Gruppe von Männern versammelt. Das Distriktgericht der Taliban. Der Vorsitzende Mawlawi Schaker sitzt an der Stirnseite der Kammer, auch er erst 26 Jahre alt. »Erwähn Pakistan nicht«, sagt ihm Nisar flüsternd, aber doch gut hörbar, als Schaker erzählen will, in welcher Koranschule er studiert habe. »Ich habe in Ghasni studiert«, sagt er dann, dunklen Kajal um die Augen auch er.

Vor ihm: zwei Händler, von denen der eine dem anderen Geld geliehen hat. Der Gläubiger behauptet, umgerechnet 800 Euro gegeben zu haben, der Schuldner sagt, es waren nur 520 Euro. »Hast du Zeugen?«, fragt Schaker. Hat er nicht. »Hast du Zeugen«, fragt er den anderen. Hat er auch nicht. Der Schuldner spielt WhatsApp-Nachrichten ab, in denen der Gläubiger ihn bedroht. Sie brüllen sich an, bis Schaker sagt: »Genug.«

Er nestelt an der Plastiktüte mit seinen Unterlagen, die er auf seine Kalaschnikow gelegt hat, und holt einen Vordruck hervor. Ein Streifen Papier mit dem Logo der Taliban und dem Briefkopf: »Provinz Ghasni, Distrikt Raschidan Distrikt, Zivilverwaltung«. Er schreibt wenige Zeilen auf das Blatt und überweist den Fall an das Provinzgericht. Die werden eine Lösung finden, sagt er, als die beiden Männer die Ruine verlassen haben. Vermutlich werde die nächste Instanz einen Kompromiss zwischen den beiden moderieren. »Sogar Leute aus den Regierungsgebieten kommen mit ihren Streitfällen zu uns. Dort müssen sie viel Geld zahlen und bekommen trotzdem nicht ihr Recht. Dort wird kein Fall gelöst. Wir lösen die Fälle.« Was in Afghanistan noch wichtiger ist als anderswo, weil hier aus Streit schnell Blutfehden werden.

Im Kampf der Taliban gegen die Regierungsallianz ist das ihre wichtigste Waffe: die Scharia-Gerichte. Auch sie sprechen nicht immer dem das Recht zu, der recht hat, aber sie sprechen Recht, sie fällen Urteile, sie setzen sie durch. Ganz anders in den Regierungsgebieten: Dort nehmen Richter häufig von beiden Parteien hohe Geldsummen, beide Parteien haben das Gefühl, in einem Sumpf aus Bestechung und Bedrohung festzustecken. Die Richter ändern ihre Urteile nach Gunstzuweisung, schieben Urteile lange auf und sind dann aber nicht in der Lage, sie durchzusetzen.

Als wir das ehemalige Distriktzentrum auf der Anhöhe verlassen, ist plötzlich ein Surren über uns. Das Geräusch einer Drohne, die das Tal auf der Suche nach Zielen kreuzt. Die Mehrheit der Taliban-Kommandeure, die in den vergangenen Jahren getötet wurden, wurden Opfer von Drohnenangriffen. Nasrat und Nisar heben den Kopf, doch sie sehen sie nicht. Tarnfarben machen das Gerät am Himmel fast unsichtbar. Für einen Moment bleiben sie stehen, dann entfernt sich das Surren.

Die Taliban zeigen uns am Basar die kleine Klinik, die auch die einzige Klinik des Distrikts ist, zuständig für etwa 42.000 Einwohner. Der Block aus rohen Natursteinen wurde vor 16 Jahren von der Entwicklungshilfeagentur USAid ge-

baut, ein verblasstes Schild am Eingang zeugt noch davon. Der Direktor, der uns begrüßt, sieht bei jedem Satz auf Nisar. »Wir haben nichts, um die Menschen vor Corona zu schützen. Wir haben keine Masken und keine Handschuhe.« Zum Glück sei der Distrikt bislang nahezu verschont geblieben, mit nur einem positiven Fall. Die schlimmste Plage sei die Cholera. »Von 100 Menschen haben 20 Cholera.« Das Wasser sei schlecht. Die Bäder in den Lehmhäusern sind noch traditionell. Es gibt dort für den Haushalt nur eine einzige Vertiefung aus Lehm, in der Klo und Waschstätte nebeneinanderliegen. Die Brunnen in den Dörfern führen in letzter Zeit immer weniger Wasser. Es gibt keine Abwasserkanäle.

»Ich weiß es nicht«, sagt Nasrat auf die Frage, wie er die Armut im Tal lindern will, wenn der Krieg erst mal gewonnen ist. Er würde eine neue Moschee bauen und eine neue Koranschule. Aber danach? Nasrat überlegt lange, dann sagt er: »Ich bin ein Kämpfer, ich habe mein Leben lang gekämpft. Ich habe keinen Plan für danach.«

Heute verabschieden sich Nasrat und sein Stab bereits am frühen Nachmittag. Sie müssen sich vorbereiten für einen Angriff auf eine Polizeistation im Zentrum der Provinzhauptstadt Ghasni, wie wir später erfahren. Die Operation wird zu einer weiteren Demütigung der Regierung. Drei Polizisten sterben. Die Taliban stürmen den Posten, erbeuten Gewehre und Panzerfäuste und entkommen, angeblich ohne Verluste.

In der Nacht hören wir Explosionen. Wir steigen auf das Flachdach unseres Hauses und lauschen in die Dunkelheit. Weit entfernt, am Ende des Tales, schlagen Granaten ein. Offenbar, wird uns am nächsten Morgen erzählt, feuert die Artillerie der Regierung ziellos in die Dörfer, in denen sie die Taliban vermutet, aus Rache.

Auch in dieser Nacht reden wir mit Bewohnern. Wir treffen einen älteren Mann, ebenfalls aus Raschidan.

»Die Taliban sagen, sie haben bei uns alles unter Kontrolle, aber das stimmt nicht. Anfang August ist ein Lehrer ermordet worden. Unbekannte haben ihn am helllichten Tag aus seinem Haus verschleppt und ihn in den Feldern erschossen. Manche sagen, er habe Familienstreitigkeiten gehabt. Andere sagen, es seien die Taliban gewesen. Auch unter den Taliban gibt es schlechte Menschen. Insgesamt aber ist es viel sicherer als auf der Regierungsseite. Wir alle sind froh, dass die Taliban das Distrikthauptquartier erobert haben. Wir haben

sehr gelitten unter den Polizisten. Die haben wild in das Tal hineingeschossen. Die haben auf Bauern geschossen, die wegen der Trockenheit zur Bewässerung nachts auf die Felder sind. Sie haben zwei Kinder getötet, die Schafe gehütet hatten. Die Regierung hatte uns Usbeken und Hasara als Polizisten geschickt. Die verabscheuen uns. Es war so schlimm, dass alle weit um das Distriktzentrum herumfuhr, auch der Markt war fast ganz verlassen. Seitdem die Taliban wieder da sind, gibt es keine Kämpfe mehr. Die Händler kommen zurück, und das Leben wird etwas besser. Die meisten bei uns im Tal unterstützen die Taliban immer noch nicht. Sie schweigen nur. Sie warten ab. Unsere jungen Männer, die bei den Taliban sind, waren auf Medressen, Koranschulen, in Pakistan. Bei uns im Tal haben wir vier Medressen. Ihre Lehrer wurden auch alle in Pakistan ausgebildet. Die Eltern bei uns sind glücklich, wenn ihre Söhne auf die Medressen gehen können. Die Taliban wählen nur die Besten aus. Die Jungs kommen mit sieben Jahren auf die Koranschulen. Sie schlafen dort auch. Wir haben auch staatliche Schulen. Neulich hat die Highschool Laptops bekommen, aber die Taliban haben sie alle in ihre Medresse gebracht. Die Koranschulen sind bei uns jetzt besser ausgestattet als die staatlichen Schulen. Es gibt dort das bessere Essen. Die Schüler lernen auf den staatlichen Schulen fast nichts. Die Lehrer da sind zu schlecht. Die aber, die auf die Medresse gehen, können schon bald sehr gut lesen und schreiben.«

Der Himmel scheint am nächsten Tag frei von Drohnen. Seit die USA ihre Stützpunkte auflösen, hat die Zahl der Luftschläge deutlich abgenommen. Die afghanische Luftwaffe ist über die Jahre schwach geblieben. Die Militärhilfe des Westens hatte sie klein gehalten, mit wenig Flugzeugen und Munition ausgestattet. Aus Sorge offenbar, dass afghanische Generale sie eines Tages zu hemmungslos gebrauchen würden. Nisar ruft an und bittet, das Gespräch beim Mittagessen fortzusetzen. Der Ort: das Haus eines wohlhabenderen Bauern. Nasrat und sein Stab, 25 Männer, sitzen im Gästeraum, einem aus Lehm gemauerten Gewölbe. Das Essen ist für die Gegend üppig, viel Fleisch. Nasrat und seine Männer logieren in den Häusern stets kostenlos; die Dorfbevölkerung muss für ihren Unterhalt aufkommen.

»Was soll ich sonst noch sagen?«, beugt sich Nasrat zu Nisar. – »Sag ihnen, dass wir jetzt vereinigt sind und wir alle Ethnien repräsentieren.« – »Wir haben Angehörige aller Stämme in unseren Reihen«, sagt Nasrat. »Wir haben kein

Problem mit irgendeinem dieser Stämme.« Afghanistan ist ein Vielvölkerstaat aus neun Nationalitäten. Der Urquell der Gewalt. Immer wieder neu ist der afghanische Bürgerkrieg aufgrund von Konflikten zwischen den Ethnien ausgebrochen. Entgegen ihrer eigenen Propaganda gehören alle Taliban, die wir auf dieser Reise treffen, nur der einen an, der größten, den Paschtunen.

Das Tal von Raschidan markiert die Grenze zwischen zwei Völkern, die seit Jahrhunderten in Feindschaft leben. Unten, in den Flussauen, wo der Boden am fruchtbarsten ist, siedeln die Paschtunen. Ein Volk, das über Jahrhunderte die Könige Afghanistans stellte. In den kargen Hängen über dem Tal, von da bis weit in die Berge, wohnen die Hasara. Sie stammen von den Mongolen ab. Die Paschtunen sind Sunniten, die Hasara, wie die Iraner, Schiiten. Schon die paschtunischen Könige führten Feldzüge gegen die Hasara, plünderten ihre Dörfer, erlegten ihnen härteste Steuern auf, ließen sie verarmen, töteten Zehntausende. Nie waren Hasara und Paschtunen zu einem Staat zusammengewachsen. Die Taliban in den Neunzigerjahren setzten die Unterjochung der Hasara fort. Keine Volksgruppe hat 2001 den Sturz der Taliban so sehr begrüßt wie die Hasara.

Droht jetzt, nach dem Abzug der USA, beiden Völkern eine neue Tragödie? Wir erhoffen uns Antworten im Nachbardistrikt Nawur, der fast ausschließlich von Hasara bewohnt und seit Jahren von den Taliban beherrscht wird.

Die Wege dorthin werden noch schlechter, die Hauptstraße, die quer durch Nawur verläuft, ist eine Schneise aus weißem Staub, Kalkstein, in Jahren zer-mahlen von den Reifen schwerer Lastwagen. Die Dörfer wirken fast unbelebt. Mehr als 80 Prozent der Einwohner seien in den vergangenen Jahren ins Ausland geflohen, wird uns gesagt, die meisten der Arbeit wegen, vor allem in den Iran. Drei Millionen Afghanen sollen dort mittlerweile leben. Die Geflohenen schicken Geld an die Geliebten, doch das wurde in letzter Zeit immer weniger. Im Iran grassiert die Wirtschaftskrise.

Kurz bevor die Straße zwischen den Felswänden in einer Schlucht verschwindet, ist in den Hang eine Schule gebaut. Eine Schule, wie es sie eigentlich im Reich der Taliban nicht geben dürfte. »Kommen Sie herein«, begrüßt uns der Rektor nach kurzer Verhandlung. Die Bibi Seinab Highschool. 150 Mädchen sitzen hier in sechs Klassenzimmern. Die Taliban dulden den Unterricht bis zur zwölften Klasse, weil die Schülerinnen Hasara sind. Im paschtunischen Raschi-

dan dürfen Mädchen, wenn überhaupt, nur bis zur sechsten Klasse zur Schule, weil, so die Taliban, die Eltern es so wollten. Vielen paschtunischen Familien ist Bildung für Mädchen suspekt. Die Frauen sollen zu Hause mithelfen, früh heiraten. Junge Frauen bringen mehr Brautgeld.

Die Schülerinnen tragen in Nawur keine Burka, nur Kopftuch. »20 Prozent unserer Absolventinnen«, sagt der Rektor stolz, »besuchen die Universität.« Die meisten studierten in Ghasni Medizin oder lernten Krankenschwester. In der Schule gibt es keine Heizung, viele Fenster haben keine Glasscheiben, im Winter fällt daher der Unterricht aus. Ein Schulbuch muss oft für drei Mädchen reichen. Der Rektor, der die Schule wenige Monate nach dem Fall der Taliban gegründet hat, ist ein alter Mann, dicke Brillengläser, gebeugter Rücken, und doch strahlt er, wenn er über seine Schule spricht.

Bisher hätten die Taliban nur bemängelt, dass das Gebäude zu dicht an der Hauptstraße stehe und nicht mit einer Mauer umgeben sei. Die Mädchen seien so ungeschützt den Blicken vorbeifahrender Männer ausgesetzt. Dazu wird in der Schule die Hälfte aller Fächer von Männern unterrichtet, nicht von Frauen. Fast alle Mädchenschulen hatten die Taliban in den Neunzigerjahren aus diesen Gründen geschlossen. Ob er sich Sorgen mache, was aus seiner Schule werde, wenn die Taliban ganz die Macht übernähmen, fragen wir. Der Rektor schaut zu Boden, sieht dann wieder auf und sagt: »Die Welt hat uns vergessen.«

Der Weg, dem wir folgen, führt in eine enge Schlucht, zu beiden Seiten ragen Felswände auf. Der Himmel verengt sich. Der Taliban-Kommandeur von Nawur hat uns einbestellt, Mawlawi Ahmadi. Eigentlich hatte er uns mit Nasrat in Raschidan treffen sollen, doch er erschien nie. Es heißt, er meide den Abgesandten von Quetta, Nisar. Die Frage, die nicht nur wir uns stellen: Wie vereinigt sind die Taliban in Wahrheit?

Als Treffpunkt hat Ahmadi ein Dorf in einem abgelegenen Talkessel festgelegt. Schwere Regenfälle, die im Sommer in ganz Afghanistan katastrophale Erdbeben auslösten, haben die Piste dorthin halb zerstört. »Das Tal des Wasserfalls« heißt der Ort. Dünne Luft. Ein Dutzend Lehmhäuser, die sich unter einer wuchtigen 700 Meter steilen Felswand ducken. Die Gipfel über dem Dorf erreichen fast die 4.000-Meter-Marke.

Ein kleiner Junge kauert im Schatten eines Hauses. Im Ort ist sonst kein Mensch zu sehen. Der Junge begrüßt uns nicht. Ernst schaut er auf uns. Nach

einer Stunde erscheint Ahmadi, in Begleitung von zwei Leibwächtern. »Seht, wie schön unser Land ist«, sagt er jovial zur Begrüßung. Ahmadi, Mitte dreißig, weißer Turban, schwarzer Vollbart, hat nichts vom Bäuerlichen eines Nasrat oder vom Eifernden eines Nisar. Sein Vater, der Mullah in Raschidan gewesen sei, habe ihn als Kind früh auf die Medresse geschickt. Ahmadi redet leise, wägt seine Worte. Seine Stimme bleibt samtweich, selbst wenn er Hartes ausspricht. Der Idealtypus des islamischen Gelehrten, wie ihn auch Osama bin Laden zelebrierte.

Er führt uns in die kleine Moschee des Bergdorfs. Ein karger Raum mit Teppich. Vier, fünf Dorfälteste, Hasara, zeigen sich nun ebenfalls, zögernd, sie setzen sich dazu. Ihre Körper sind ausgezehrt, die Wangen hohl. Ein sehr schwieriger Distrikt, sagt Ahmadi, der als Paschtune über lauter Hasara herrscht. Er zählt auf: 125.000 Einwohner insgesamt und 75.000 unter seiner Kontrolle. Die Regierung halte nur das Distriktzentrum, sechs Stunden von hier. »Aber wir arbeiten daran, das zu ändern«, sagt er. Vor Kurzem habe er die Gipssteinbrüche erobert, die wichtigste Einnahmequelle im Distrikt. Die Minenbesitzer zahlten jetzt Steuern an die Taliban.

Der Krieg ist für die Taliban fast gewonnen, so scheint es, aber wie wollen sie den Frieden gewinnen? Afghanistans Armut wird auf Dauer jede Ordnung sprengen. Das weiß Ahmadi. Er hat Pläne für seinen Distrikt. »Wir sollten die Minen modernisieren«, sagt er. Er will im Tal einen Damm bauen, um mehr Felder zu bewässern. Er will die Straßen ausbauen – nur, gesteht er, hat er kein Geld dafür. »Wir möchten, dass die ausländischen NGOs zurückkommen. Wir garantieren ihre Sicherheit. Eine Zeit lang werden wir noch von ihnen abhängig sein«, sagt er. »Sie dürfen zurückkommen. Aber wir werden nicht um sie betteln.«

In einer Gesprächspause, in der Ahmadi kurz den Raum verlässt, bitten uns die Ältesten, ihn auf ihre Not anzusprechen. »Sagt ihnen, dass sie uns helfen sollen. Die Regenfälle haben die Straße zerstört. Sie haben viele Felder weggespült. Unsere Ernten sind zerstört.« Ahmadi, der bisher mit den Ältesten kein Wort gewechselt hat, überhört unsere Frage mehrfach, dann erklärt er: »Wir haben kein Geld. Alles, was wir tun können, ist, Hilfsorganisationen zu ermuntern.«

Hilfe erhofft sich Ahmadi auch von den Flüchtlingen in Deutschland. »Unter ihnen sind viele Experten. Sie brauchen wir beim Aufbau unseres Landes.« Ihnen werde nichts geschehen. Die allerdings, die Verbrechen aufseiten der Regierung

begangen hätten, erwarteten schwere Strafen. »Die kann ich nicht mehr Afghanen nennen.« Er dankt staatsmännisch Deutschland für die Aufnahme der Flüchtlinge, wirft den Deutschen aber auch vor, mit ihrer Armee in Afghanistan viel Unheil angerichtet zu haben. Die Soldaten hätten Unschuldige getötet. Noch sei es zu früh, um diesen Soldaten zu vergeben. »Ich spüre noch Hass gegen sie. Ja, ich hasse sie.«

Es ist Mittag in der Moschee geworden, und die Ältesten bitten Ahmadi, ob sich die zehn Gäste zum Essen nicht zu zweit auf verschiedene Familien aufteilen könnten. Um die Last für jeden einzelnen Gastgeber erträglich zu halten. »Nein«, winkt Ahmadi ab, »wir essen in der Moschee.« So müssen trotz der Not die Ältesten allein die Gäste versorgen. In der kommenden Woche werden ihre Familien kaum etwas essen, weil die Vorräte mit dieser Bewirtung erschöpft sind. Schweigend sehen sie uns und den Taliban bei der Mahlzeit zu.

Zum Abschied lädt uns Ahmadi zu Schießübungen hinter dem Dorf ein. Wir lehnen höflich ab, doch Ahmadi sucht etwas Entspannung. Er geht mit uns zum Wasserfall, dem Ursprung einer heiligen Quelle, die psychische Krankheiten lindern soll. Einer der Leibwächter schießt mit einer amerikanischen M16, einem Sturmgewehr, das er vor anderthalb Jahren von einem US-Soldaten erbeutet haben will. »Erst habe ich ihn erschossen, dann habe ich ihm seine Waffe genommen«, grinst er. Der zweite Leibwächter erzählt davon, dass sie vor ein paar Tagen die Freilassung eines ihrer Kämpfer gefeiert hätten. Die afghanische Regierung, unter Druck der USA und militärisch schwach wie nie, hatte in diesem Jahr 5.000 inhaftierte Taliban freilassen müssen. Einer davon stammt aus dieser Gegend, erzählt der Leibwächter. Er war 2004 verhaftet worden, als er in Ghasni eine 29-jährige Französin ermordet hatte, Bettina Goislard, eine Mitarbeiterin des UN-Flüchtlingshilfswerks. »Wir haben seine Rückkehr bis lange in die Nacht gefeiert.«

Die Grasnarbe hoch oben im Felsen, die sie sich als Ziel gewählt haben, trifft bei den Schießübungen keiner der drei.

Die Nacht verbringen wir wieder unten in Raschidan. Wieder hören wir den Erzählungen eines Dorfbewohners zu.

»Bis vor zwei Jahren waren die Taliban bei uns sehr streng. Sie haben uns auf der Straße angehalten und uns nach Smartphones durchsucht. Du darfst nur normale Handys haben. Wenn du einer von ihnen bist, erlauben sie dir ein

Smartphone für das Internet. Jetzt sind sie entspannter geworden. Aber es kommt immer darauf an, wer gerade ihr Kommandeur ist. Ahmadi war früher sehr streng, mit Nasrat konnte man immer reden. Am schlimmsten ist es, wenn Taliban von außerhalb zu uns kommen. Wir holen dann unsere Satellitenschüsseln vom Dach und stellen sie in den Hof. Sie würden uns schlagen und mit Äxten die Schüsseln zerstören. Warum schaut ihr die Kanäle der Ungläubigen, sagen sie. Die Taliban haben sich sehr verändert. Sie werden korrupter. Seit Kurzem haben alle von ihnen neue Mopeds. Viele von ihnen haben zwei, drei Frauen und schicken ihre Familien nach Ghasni oder Kabul. Bei uns leiden am meisten die Bewohner, die nah bei den Moscheen leben. Die Taliban übernachten dort in großen Gruppen, und die Nachbarn müssen sie versorgen. Sie sagen, wir kämpfen gegen die Ungläubigen, und was macht ihr? Ihr wollt uns nicht einmal zu essen geben? Ein großes Problem sind die Zwangshochzeiten. Die Familien können nicht ablehnen, wenn ein Taliban-Führer eine ihrer Töchter heiraten will. Sie nutzen unsere Not aus. Das ist bei uns ein Tabu, die Leute reden nicht darüber. Die Not bei uns ist immer größer geworden. In den letzten Jahren fiel nur noch wenig Regen. Wir können nur ein Drittel der Felder bewässern. Es gibt im Iran keine Arbeit mehr. Unsere Verwandten dort schicken uns nur noch wenig Geld. Viele Familien haben keine Möglichkeit, um die Brautsteuer zu zahlen. Es gibt 90 Prozent weniger Hochzeiten als noch vor zwei Jahren. Die Väter der Mädchen verlangen zu viel Geld. Sie sind zu gierig. Früher wollten sie in unserer Gegend im Schnitt 10.000 Euro. Wir haben mit den Taliban geredet, und vor anderthalb Jahren ließen sie von den Moscheen verkünden, dass der Brautpreis nicht höher als 3.500 Euro sein darf. Aber das ist immer noch zu viel. Die Taliban weigern sich, die Summe noch stärker zu reduzieren. Es gibt hier so viele Paare, die weglaufen und nach Kabul gehen. Die Taliban interessieren sich nicht wirklich für uns. Die interessieren sich nur für sich selbst. Mit ihnen ist es schon fast wie mit den Warlords. Wir sind verloren. Wir wissen nicht, was besser ist, die Regierung der Warlords oder die Taliban.«

Lange Jahre schien in Afghanistan keine Seite für sich militärisch einen entscheidenden Vorteil erringen zu können. Die drei Schura der Taliban begannen sich zu bekämpfen. Pakistan verhaftete den Führer der Quetta-Schura, Mullah Baradar, angeblich, weil der Friedensgespräche mit Kabul wollte – und Pakistan nicht. Sein Nachfolger Achtar Mohammed Mansur begab sich auf die Suche

nach alternativen Geldquellen. Er fand sie, so zeigen zahlreiche Studien, im Drogenschmuggel. Unter ihm entwickelte sich Afghanistan wieder zu einem der weltweit wichtigsten Anbaugelände von Opium. 2014/15 sollen sich für die Quetta-Schura die Einnahmen aus dem Drogenhandel auf 285 Millionen Dollar belaufen haben. Prekär wurde die Lage für die Regierung in Kabul, als neben Pakistan auch der Iran begann, die Taliban zu unterstützen. Je bedrohlicher die USA gegenüber dem Iran agierten, desto mehr intervenierte er in Afghanistan. Im Jahr 2012 gründete sich im iranischen Maschhad eine eigene Schura, die Maschhad-Schura. Mit der Hilfe des Irans waren die Taliban in der Lage, weite Teile des Nordens in Afghanistan zu erobern. Studien zufolge hat der Iran seine Zuwendungen an die Taliban von 30 Millionen Dollar im Jahr 2006 auf 190 Millionen im Jahr 2013 erhöht. Was aber nicht ausschließt, dass der Iran gleichzeitig mit Millionen die Regierung in Kabul unterstützt. Auch dort will er seinen Einfluss nicht verlieren.

Die Taliban brandmarken die Regierung in Kabul als Mündel des Auslands. Tatsächlich sind sie in einer ähnlichen Lage. Viele Kräfte ziehen an ihnen. Früher zogen diese Kräfte in verschiedene Richtungen. Jetzt teilen sie offenbar das gleiche Ziel – für den Moment: den westlichen Einfluss in Afghanistan zu minimieren. Mit der besser koordinierten Hilfe von außen konnten sich die Taliban auch nach innen straffer organisieren. Bei den Friedensverhandlungen in Doha präsentieren sie sich als eine Front. Doch niemand weiß, wie lange diese Einheit halten wird. Schon desertieren Gruppen zu einer noch radikaleren Organisation, die den Krieg weiterführen und nicht an den Grenzen Afghanistans haltmachen will, dem »Islamischen Staat«.

Am Morgen des fünften Tages brechen wir kurz nach Sonnenaufgang aus Raschidan auf. »Seid vorsichtig«, sagt Nisar, der uns bis an die Grenzen des Taliban-Territoriums begleitet. »Die Regierung hat bei uns viele Spione.« Wir wollen vermeiden, auf der Rückfahrt von übereifrigen afghanischen Sicherheitskräften verhaftet zu werden, als Unterstützer der Taliban. Nisar fährt mit seinem Motorrad voraus, auf Wegen, von denen er weiß, dass sie nicht kontrolliert werden. Er schmuggelt uns durch die Vororte nach Ghasni, mühelos an allen Straßensperren vorbei, so wie die Taliban es immer machen, wenn sie die Stadt attackieren. Wir winken uns zu, dann ist er wieder im Staub der Pisten verschwunden.

Die Zukunft Afghanistans ist wieder völlig offen. Die meisten Beobachter rechnen mit einem baldigen Scheitern der Friedensverhandlungen. Die Verwundungen sind nach den Jahren des Krieges auf beiden Seiten tief. Viele Taliban-Kommandeure wollen nicht auf einen Teil der Macht verzichten, wenn sie sie doch vielleicht ganz haben können. Aber auch sie drohen sich zu verkalkulieren. Die Millionenstadt Kabul einzunehmen würde blutiger als der Kampf in den Dörfern. Kabul zu halten könnte noch schwieriger werden. Zu sehr ist die afghanische Gesellschaft in ihren Wertvorstellungen auseinandergedriftet. Das, was sie verbindet, ist das, was sie trennt. Die Versehrungen. Die Trauer. Der Hass. Die Aussöhnung der Afghanen mit sich selbst wird Zeit brauchen, Zeit, die das Land nicht hat.

Abermals sehen wir auf der Rückfahrt nach Kabul die Überreste einer fast geschlagenen Armee, der Armee einer Regierung, die bis vor Kurzem die Hoffnung des Westens war. Eine schier endlose Abfolge ausgebrannter Wracks und gestürmter Militärposten. Ein 170 Kilometer langes Trümmerfeld. Die Einwohner der Dörfer haben damit begonnen, mit Lkw den Lehm der alten Festungswälle abzutransportieren, um ihn als Baumaterial zu verkaufen.

»Wie hat es dazu kommen können?«, fragt an einem unserer letzten Tage in Kabul ein hochrangiger afghanischer Diplomat. Es ist ein schöner lauer Abend. Er hat eine Gruppe von Abteilungsleitern aus verschiedenen Ministerien auf seine Terrasse geladen. Das Buffet ist gefüllt mit den köstlichsten Speisen. Mit Rotweingläsern in der Hand lauschen die Beamten angestrengt in die Nacht. Irgendwo in der Nachbarschaft wird schwer gekämpft. Die Schießereien halten seit Stunden an. Die Terrasse mit dem Buffet wird immer wieder von Kampfhubschraubern überflogen. Die Beamten rufen hektisch ihre Kontakte bei den Sicherheitskräften an. Doch die sprechen von einer Schießübung. Sie wollen keine Panik. »Wir sollten jetzt gehen«, sagt einer der Gäste. »Ich habe Angst, dass bald alle Ausfallstraßen blockiert sind.« Es sei doch noch viel zu früh, klagt da der Gastgeber. »Bleibt noch.« Es sei noch nicht die Zeit, um zu gehen.

HINTER DER GESCHICHTE: Erst nach monatelangen Verhandlungen gewährte der Oberste Militärrat der Taliban den Besuch unserer Reporter. Unterstützt wurden sie dabei vom britischen Filmemacher Najibullah Quraishi, der seit

Jahren über die Taliban berichtet und auf dieser Reise als Übersetzer dabei war. Über die Recherchen berichtet auch der »Weltspiegel« (Das Erste) am 8. November ab 19.20 Uhr.

ZEIT MAGAZIN

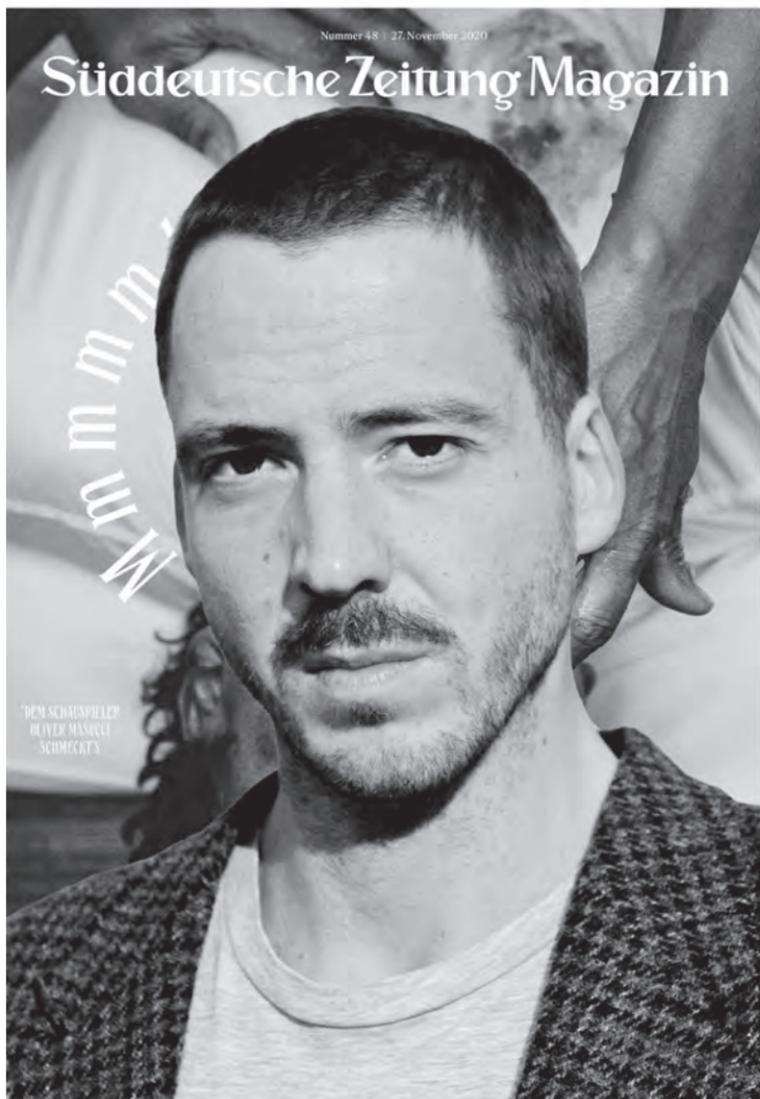
Nr. 45 vom 29. Oktober 2020

Nummer 48 | 27. November 2020

Süddeutsche Zeitung Magazin

Mmmmm

DEM SCHAUSPIELER
OLIVER MASQUEL
SCHMECKEN



Theodor-Wolff-Preis

Fabian Federl, 1987 als Sohn eines Bayern und einer Französin in München geboren, lebt und arbeitet als freier Autor in Berlin und Rio de Janeiro. Er hat in Tübingen, Berlin, Porto Alegre und Madrid studiert, beim *Tagesspiegel* volontiert und war später Redakteur bei *Zeit Online*. Seit 2018 arbeitet er als freier Autor für verschiedene Magazine, darunter *SZ-Magazin*, *Zeit Magazin*, *Brand Eins* und *Stern* in Deutschland, *Das Magazin*, *Reportagen* und *NZZ am Sonntag Magazin* in der Schweiz, *Profil* und *Datum* in Österreich. Seine Reportagen sind übersetzt in 12 Sprachen erschienen, darunter in *Smithsonian Magazine* in den USA, *Society* in Frankreich, *El País* in Spanien, *La Repubblica* in Italien und *Aftenposten* in Norwegen. Er arbeitet vor allem, aber nicht ausschließlich, an Themen in Lateinamerika und der iberischen Halbinsel. Oft drehen sich seine Beiträge rund um Ökologie, Natur und die Ambivalenzen, die entstehen, wenn der Mensch eingreift.

FABIAN FEDERL ist in der Kategorie »Reportage« nominiert mit »Der Deal«, erschienen am 27. November 2020 im *Süddeutsche Zeitung Magazin*.

Der Deal

Von Fabian Federl

Der Nepalese Sujan Khanal möchte in Europa leben. Portugal macht ihm ein Angebot: Nun wird er sieben Jahre lang Himbeeren pflücken – dafür bekommt er dann den ersehnten Pass. Über ein Geschäft, bei dem nur eine Seite sicher gewinnt.

An einem Spätsommerabend 2019 steigt Sujan Khanal, ein 27-Jähriger mit kindlichen Augen, aus einem Linienbus in Odemira. Sein Blick schwenkt durch die Ankunftshalle, darin Dutzende Menschen mit Turbanen und bunten Gewändern. Im Restaurant neben dem Busbahnhof sitzen Sikhs, am Nachbartisch muslimische Inder, an einem dritten Nepalesen. Sujan, ebenfalls Nepalese, setzt sich dazu. Er wartet. Wie es ihm sein Vermittler gesagt hatte. Einige Minuten später hält ein Kleinbus. Der Fahrer winkt Sujan zu sich. Er gibt Gas, die Hauptstraße hinab, vorbei an den weiß-blau gekachelten Häusern, vorbei an anderen Männern, die auf ihre Busse warten, um sich, wie Sujan, auf den Weg zu machen an den Ort, der ihre Heimat werden soll. Für rund sieben Jahre.

Sujan Khanal ist einer von Zehntausenden Nepalesen in Odemira, einer dünn besiedelten Region im Süden Portugals. Sie kommen wegen eines Angebots, das der Staat ihnen macht: sieben Jahre Arbeit im Tausch gegen einen europäischen Pass. Kein Asylverfahren, keine illegale Einwanderung. Ein Deal: Lebenszeit gegen Zukunft. Welcher Arbeit die Einwanderer während dieser Zeit nachgehen, spielt keine Rolle. Allerdings stehen ihre Chancen, überhaupt Arbeit zu finden, auf den Feldern von Odemira besonders gut.

Der Deal ist ein Zugeständnis an die anderen Migranten hier: ausländische Agrarunternehmen. Der US-Konzern Driscoll's entdeckte in Odemira vor einigen Jahren die perfekten Bedingungen für die Produktion bestimmter Früchte: Himbeeren, Brombeeren, Blaubeeren, Erdbeeren. Firmen aus Großbritannien und den Niederlanden folgten. Riesige Plantagen wurden gebaut, die Früchte aber verfaulten an den Sträuchern. Weil niemand da war, um sie zu pflücken. Feldarbeit ist für viele Portugiesen schambehaftet.

Im März 2018 wurde, ohne viel Aufsehen, das Einwanderungsgesetz in Portugal geändert. Artikel 88 – das »Himbeervisum« – trat in Kraft. Heute sind die Straßen voll. Und es gibt Kricketfelder, indische Supermärkte, Moneygram-Agenten. Aus den Fenstern der alten Bauernhäuser schallt indische Musik und weht der Geruch von frittiertem Puri.

Das reiche Europa trifft auf die armen Regionen Südasiens, Kapital auf Arbeitskraft. Doch die Konzerne kaufen die Arbeitskraft weniger mit Geld – die Bezahlung reicht kaum zum Leben. Sie bezahlen mit Hoffnung.

Am Nachmittag seines ersten Arbeitstages schreibt Sujan eine Nachricht. Er könne sich für den Abend nicht verabreden, er werde in eine andere Unterkunft gefahren. »Ich informiere euch, wenn die Situation es erlaubt, uns zu treffen.« Am nächsten Nachmittag meldet er sich. Wir fragen, ob es in Ordnung sei, ihn an der Haltestelle zu treffen. »Ich bin mir nicht sicher«, schreibt er. Dann schickt er Bilder: eine Plantage, Himbeeren, Handschuhe, Eimer, die an seinem Gurt befestigt sind. Am nächsten Tag werde er um 5.45 Uhr wieder auf die Plantage gefahren.

Am dritten Tag sehen wir uns im Restaurant am Busbahnhof. Sujan trägt Arbeitskleidung, Windjacke und Kapuzenpulli, dazu dicke Jeans, wegen der Stacheln. Die Kellnerin bringt Bier.

»In Nepal«, sagt er, »habe ich keinen Schluck Alkohol getrunken.« In Europa aber trinke jeder. Dann nestelt er eine Packung Zigaretten aus seiner Hemdtasche. »Ich habe auch nie geraucht.«

Sein erster Arbeitstag sei schlimm gewesen. »Sobald eine Reihe von Sträuchern abgepflückt war, rief der Aufseher: Umdrehen und noch mal!« Sujan macht mit den Fingerspitzen Gehbewegungen auf dem Tisch. »Jedes Mal wenn ich durch eine Reihe gehe, gibt es weniger reife Himbeeren. Ich werde aber pro Kilo bezahlt.« In der ersten Stunde habe er vier Euro verdient, in der zweiten einen, in der dritten 20 Cent.

Am Nachmittag, sagt Sujan, habe er einen Anruf bekommen. Von einer Zeitarbeitsfirma. Sie boten ihm einen Vertrag, 5,50 Euro pro Stunde. Sujan legte seine Eimer ab und ging. »Ich habe nicht mal auf meine Bezahlung gewartet.« Am Abend bezog er eine Unterkunft, vermittelt von der Zeitarbeitsfirma. Drei Zimmer, mit fünf weiteren Pflückern, 150 Euro pro Person. »Ein Bett, gutes WLAN und eine Küche, was brauche ich mehr?«

Sujan wuchs in Kapilvastu auf, einem Dorf in Nepal, laut buddhistischer Überlieferung der Ort, an dem Siddharta Gautama aus seinem Palast floh. Sujan spricht mit glänzenden Augen von zu Hause: »Wir haben alles.« Wasser, fruchtbaren Boden, fleißige Menschen. Die Politik aber mache das Land krank. Nepal ist eines der ärmsten Länder der Welt, es überlebt wegen Geldsendungen

der Auslandsnepalesen, sie machen 27 Prozent des Bruttoinlandsproduktes aus.

Sujans Familie aber hat Land und Eigentum. Mittelschicht. Er ging auf eine gute Schule, begann ein Studium in Indien, in Bangalore, Asiens Silicon Valley: IT-Management. Er sagt, er hatte hervorragende Noten. Er wollte in Europa seinen Master in Business Management machen. Die renommierte Hochschule INSEEC in Chambéry, einer französischen Alpenstadt, nahm ihn an.

Sujans Eltern zahlten die Studiengebühren für das erste Jahr: 9.600 Euro. Danach sollte er sich selbst finanzieren. Aber, was er nicht wusste, als Student bekam er keine Arbeitserlaubnis, konnte nicht jobben. Er musste die Uni verlassen. Und so wurde ein Mittelstandsleben zu einer Immigrationsgeschichte, eine Verwandlung, die hier in Odemira nicht selten ist. In seiner Not hatte Sujjan von diesem Himbeervisum gehört.

Seit 2018 gibt es in Portugal – wie etwa auch in Tschechien und Malta – eine Arbeitserlaubnis für Menschen, die einen Arbeitsvertrag vorweisen. In Portugal aber darf die Erlaubnis unbestimmt oft verlängert werden. So lange, bis man einen portugiesischen Pass beantragen kann. Es ist für Menschen wie Sujjan wohl der geradeste Weg, Europäer zu werden. Und das wollte Sujjan fortan.

Am sechsten Tag holen wir ihn vor seiner Wohnung ab. Reinlassen möchte er uns nicht, er wisse nicht, ob sein Arbeitgeber das erlaubt. Er raucht zwei Zigaretten auf dem Weg zum Auto. Wir fahren über gewundene Straßen in Richtung Küste. Je näher wir ans Meer kommen, desto mehr weiße Flecken tauchen in der Ferne auf, Hunderte von wellenförmigen Planen. Die Tunnel, offene Gewächshäuser. Sujjan dirigiert uns, scharf links, Feldweg rechts. Die Straßen sind von hohen Büschen begrenzt, die schützen die Plantagen vor Lärm, Dreck und Blicken.

An einer Kreuzung zweier Feldwege halten wir. Sujjan lugt in eine Öffnung zwischen den Büschen, den Eingang einer Erdbeerplantage. Darin Tunnel, acht Reihen tief und auf vier Kilometer Länge. »Heute arbeitet keiner«, sagt er und winkt uns herein. »Erdbeeren sind das Schlimmste!« Den ganzen Tag gebückt. »Himbeeren: das Beste.« Man lerne beim Machen. Erst, die Qualitäten zu erkennen: dunkle, reife Himbeeren für den lokalen Markt. Rosafarbene für den Export. Dann die Technik: mit drei Fingern in den Busch, an den Stacheln vor-

bei, zur Frucht und mit einer leichten Drehung herausziehen. »Der Rest ist Motivation.«

Meistens pflückt Sujan 50 Kilo am Tag. Dafür verdiene er zwischen 30 und 50 Euro. Sujan, der frühere Business-Student, rechnet: »In einem Jahr pflücke ich mehr als eine Tonne.« Multipliziert mit 10.000 Pflückern. »Eine 200-Gramm-Packung Himbeeren kostet im Supermarkt zwei Euro.« Er blickt uns an, als mache er gedanklich einen Strich unter die Rechnung. Dann läuft er weiter und sagt: »Ein iPhone kann man auch nicht mit amerikanischen Arbeitern herstellen.«

Einige Tage später fahren wir mit einem Pick-up-Truck durch eine der größten Himbeerfarmen der Region. Achtzig Hektar, Hunderte Tunnel. Der Wind weht wie durch einen Kanal. Ein Techniker führt uns durch die Reihen, er pflückt eine rosafarbene Himbeere, »Diamond Jubilee«, sagt er, »wird bei Lidl verkauft«, dann von einem anderen Strauch dunklere, feiner gepunktete. »Sapphire. Wächst auch im Winter.« Beeren aus diesem Tunnel seien heute nach Deutschland gegangen.

Männer mit Mundschutz schieben Wagen mit Plastikschalen vor sich her. Einer hört indische Musik über einen Lautsprecher, pickt schnell und präzise Früchte heraus, legt sie in Plastikschalen, getrennt nach Reifegrad. Ist ein Wagen voll, wird er an den Tunnelrand geschoben, in einen Anhänger. Einmal pro Stunde kommt der Anhänger ins Kühlhaus, zweimal am Tag fährt der Laster nach Nordeuropa. In ein, zwei Tagen liegen diese Schälchen bei Edeka, Lidl, Rewe.

Die Plantage gehört Hall Hunter, mittlerweile aufgegangen in der neu gegründeten Summer Berry Company, einer britischen Firma, dort Marktführer für Beeren. Das Unternehmen expandierte vor zwei Jahren nach Odemira, gemeinsam mit weiteren Konzernen. Alle folgen sie Driscoll's, dem größten Beerenproduzenten der Welt.

2016 hatte Driscoll's in Odemira eine Filiale eröffnet. Das Wetter ähnelt dem Kaliforniens: heiße Sommer, abgekühlt durch Meeresluft, die Winter mild. In den USA sind Beeren schon lange im Winter erhältlich. Europäische Himbeeren hingegen waren im Winter teuer. Driscoll's fand in Südportugal den Ort, in dem man sie das ganze Jahr über mit der gleichen Qualität anbauen kann.

Der Konzern betreibt die Plantagen nicht selbst, er vermietet Anbaurechte, Saatgut und Technik an Subunternehmer. Ihr Anbau landet unter dem Dis-

coll's-Logo im Supermarkt. Gerade hat Driscoll's ein Hauptquartier in Odemira gebaut, vor den Toren steht eine Schlange von Lastwagen aus Frankreich, Deutschland, den Niederlanden.

Das Beerengeschäft in Portugal wächst. Der EU-Strukturfonds fördert Produzenten, die sich hier niederlassen, mit bis zu 55 Prozent der Investitionskosten. Und so hat Sudoberry aus Großbritannien hierher expandiert, FrutaDivina aus den Niederlanden, Maravilha Farms aus den USA.

Auf der Anlage von The Summer Berry Company stehen vor den Plantagen Hunderte Bungalows, ein Fußballplatz, ein Cricketplatz. Die Pflücker leben auf dem Gelände, die Betriebskantine serviert indisches Essen. Sie haben Krankenversorgung, Leihautos und ein Fitnessstudio. The Summer Berry Company gilt als vorbildlich, als Ausnahme, Sujan sagt, er würde gern dort arbeiten. Es ist kein Zufall, dass wir alle 50 Beerenproduzenten besuchen wollten – aber nur Summer Berry uns hineinließ. Mit dem Zuzug der Firmen verwandelte sich das arme Odemira. In São Teotónio, der größten Gemeinde im Bezirk, gibt es einen Kindergarten, eine Turnhalle, einen Spielplatz, alles in den vergangenen drei Jahren gebaut. Das früher überalterte São Teotónio verjüngt sich. In der Grundschule sind 50 Prozent der Kinder indisch oder nepalesisch, im Kindergarten 80 Prozent. Einige setzen sich zu uns. Ein Junge sagt, er wolle Fußballspieler bei Bayern München werden. Die anderen: Model, Informatiker, Rennfahrer.

Sujan zieht einen Ausweis aus seiner Hosentasche. Die »Residência«. Sujan kennt die Regeln, die Paragraphen, Zahlen, Fristen, Fälligkeiten. Der Deal ist simpel: legal einreisen als Student oder Tourist. Mit einer Arbeitsbestätigung eine Aufenthaltsgenehmigung beantragen. Sozialabgaben zahlen. Nach einem Jahr fällt die erste Verlängerung an. Dann nach zwei Jahren, dann noch mal nach zwei. Danach kann man sich um den portugiesischen Pass bewerben. Nachweise, die dafür nötig sind: mehr als 50 Prozent der Zeit beschäftigt gewesen zu sein. Und jeden Monat die Steuern abgeführt zu haben. Nach einer kurzen Bearbeitungszeit ist man Portugiese und damit EU-Bürger.

Der mühsamste Schritt ist der erste. »Wer neu ist, kann nur über einen Agenten Arbeit finden«, sagt Sujan. Der stellt eine Arbeitsbestätigung aus, mit der man die Arbeitserlaubnis bekommt. Während der Bearbeitungszeit arbeiten die Pflücker über den Agenten. Sujan verdiente 3,50 Euro pro Stunde, das heißt, der Agent behielt rund 40 Prozent »Gebühr«. Sobald sie die Residência

haben, die temporäre Aufenthaltsgenehmigung, wechseln die meisten zu einer Zeitarbeitsfirma, für Stundenlöhne von fünf oder sechs Euro. Ziel ist, irgendwann direkt angestellt zu sein, wie bei Summer Berry, Monatsgehalt 700 Euro plus Überstunden und Boni.

»Ich halte mich an die Regeln«, sagt Sujan. Er zahle die Steuern, reiche seine Nachweise ein, verlängere rechtzeitig. Er zählt auf seinen Händen, murmelt Zahlen auf Nepali vor sich hin. »Noch fünf Jahre«, sagt er, »höchstens sechs.«

Am Abend fahren wir mit Sujan an den Strand. Er war noch nie dort, obwohl es nur zwölf Kilometer Entfernung sind. Für die Arbeit wird er um 5.30 Uhr morgens von einem Transporter abgeholt, um 16 Uhr sei Schluss, aber die Heimfahrt dauert manchmal zwei Stunden.

Wir baden und reden. Wenn Sujan spricht, wechselt er oft die Perspektive. Er redet über die Pflücker, als wäre er keiner. Er spricht analytisch und gern über das ganz Große: die Kolonialherrschaft in Indien, den Brexit. Je weiter wir uns von den Plantagen entfernen, desto mehr finden unsere Gespräche auf Augenhöhe statt, unter Gleichaltrigen, Gleichgebildeten.

»Es ist ein Deal. Kein guter, aber ein Deal«, sagt Sujan. »Unternehmen wollen Arbeiter. Der Staat will Steuern. Und wir wollen eine bessere Zukunft.« Das Pflücken selbst langweilt ihn als Gesprächsthema. Es gehe um mehr. »Das hier ist einfach ein großer ein Kreislauf«, erklärt er. Und er brauche den Pass, um daraus auszurechnen. »Um was zu bekommen, muss man eben erst arbeiten«, sagt er. Wie im Business ja auch.

Ob er ahnt, wie viel ihn dieser Deal am Ende kosten könnte?

2018 besuchten wir Odemira zum ersten Mal. In einer Altstadtgasse, die vom Marktplatz São Teotónios abgeht, trafen wir Bharat Kumar, einen nachdenklichen, aufgeschlossenen Familienvater, 32 Jahre alt. Er war ein Jahr zuvor nach Odemira gekommen, als einer der ersten Himbeerpflücker. Er hatte die gleichen Hoffnungen wie Sujan, die gleichen Pläne.

Einhalb Jahre später klopfen wir an Bharats Tür, ein Eckhaus in São Teotónios historischem Kern. Aus den Fenstern hängen Hemden, Hosen, Unterwäsche, die Holztür schließt nicht. Bharat lächelt zurückhaltend, ist seit unserem vorigen Treffen äußerlich stark gealtert. Die Tür stößt an eine Matratze am Boden, daneben liegen weitere im Gang. Im nächsten Zimmer schlafen

zwei Männer in einem Bett. Die Wände sind schimmelig, die Decke schwarz vor Ruß. Wir steigen über die Matratzen, durch ein weiteres Zimmer, in dem zwei Stockbetten, drei Feldbetten und eine weitere Matratze liegen, und überall junge Männer, Headsets im Ohr, im Videochat nach Indien.

Bharat lässt sich auf einen Stuhl fallen, er ist, wie er sagt, »permanent erschöpft«. Ein Mitbewohner serviert Tee mit Milch, typisch in ihrer Heimatregion Haryana, im Norden Indiens. Ein älterer Mann, von allen Chacha genannt, Hindi für »Onkel«, rollt Teig für Chapati aus, der Raum ist vollgestellt mit Säcken von Reis und Mehl, Netzen mit Zwiebeln und Knoblauch, Paprika und Peperoni. Es raucht und zischt aus der Kochecke. Hinter uns duscht einer. Ein anderer kontrolliert seine Augenringe in einem an der Wand befestigten Motorradspiegel. Zwölf Menschen auf 40 Quadratmetern. Pro Person 120 Euro. Macht 1.440 Euro Monatsmiete. Früher kostete eine Wohnung hier 200 Euro. Artikel 88 verändert auch das Leben der Vermieter.

Bereits vor eineinhalb Jahren hat Bharat hier gewohnt, er sah es als Übergangslösung. Seither musste er immer mehr Menschen hier einquartieren, um die Miete zahlen zu können. Auch Bharat kommt nicht aus einer armen Familie, er hat Frau und Kinder in Haryana, einen Master in IT-Management. Während wir Tee und gesalzenen Orangensaft trinken, klingelt sein Telefon, seine Frau ist dran. Kurz leuchtet sein Gesicht auf. Morgens um fünf Uhr, sagt er uns, geht er zur Arbeit, und wenn er zurück ist, um 19 Uhr, ist es nach Mitternacht in Indien. Bharat dreht uns lächelnd, aber mit traurigen Augen das Display zu, eine Frau und ein Kind darauf, winkend, »Hello!« Bharat verlässt das Zimmer, auf die Straße. Wo es mehr Privatsphäre gibt.

Nach einer halben Stunde kommt er zurück. Chacha hat uns angeboten, gemeinsam zu Abend zu essen. Bharat aber bittet uns zu gehen. Er führt uns zur Tür, zeigt auf die Matratzen mit den Schlafenden, blickt uns entschuldigend an.

Am nächsten Abend treffen wir ihn auf dem Marktplatz. Er setzt sich auf einen Plastikstuhl in einem Café, bestellt nichts und will nichts haben, entschuldigt sich für den Vorabend. Er habe gern Gäste »aber nicht in diesen ...«, er sucht nach dem Wort, »... Bedingungen.«

Mit zwei Telefonen sitzt er da, eines für Indien. 13-Stunden-Schichten, sagt er. Ein Pausentag pro Monat. Er verdient 800 Euro, vor Steuern. Bharat zuckt mit den Schultern: Das Geld sei ja nicht mal das Problem. »Mein Leben ist so

langweilig geworden«, sagt er, »Arbeiten, schlafen, arbeiten.« Noch vier Jahre, sagt er. Er werde immer älter, für jedes Jahr hier altere er zwei. Als wir uns von Bharat verabschieden, versprechen wir, wiederkommen. Er sagt: Wenn die sieben Jahre voll sind, ist er für alles zu haben. »Das Leben beginnt nach dem Pass.«

Am letzten Abend in Odemira verabreden wir uns mit Suján in einem Restaurant. Er könne sich vorstellen, Koch zu werden, wenn er einmal Europäer ist: in einem Sternerestaurant. Wir bestellen Salat mit Stockfischeiern, Käse und Oliven. Suján isst wenig. Er habe sich noch nicht an das Essen hier gewöhnt. Zu wenig Salz, zu wenig Pfeffer, keine Schärfe. »Ich versuche, Europäer zu sein«, sagt er. Beim Essen falle ihm das am schwersten.

Am Wochenende telefoniere er oft mit den Eltern. Seit er nach Europa gekommen sei, habe er sie nicht gesehen. »Nächstes Jahr wollen sie mich vielleicht besuchen kommen«, sagt er. »Ich habe denen gesagt, ich arbeite in einem Büro. Wenn die wüssten, dass ihr Sohn auf dem Feld arbeitet ... sie würden weinen.«

Am selben Abend im Spätsommer 2019 machen Kristin, die Fotografin, und ich mit Suján ein Selfie. Wir schicken es ihm einen Tag später. Er antwortet, er freue sich, wenn wir in Kontakt blieben. »Wir sehen uns in elf Monaten. Ich komme euch besuchen.« Mit der Residência dürfe er reisen.

Aber bald werden seine Nachrichten zaghafter, er wirkt einsam. Und macht sich selbst Mut: Er komme ja erst an, es dauere alles seine Zeit, schreibt er. Im Dezember kippt die Stimmung: »Ich fühle mich wie in der Hölle«, schreibt er. »Ich habe gerade keinen Job. Ich weiß nicht, wieso alles so kompliziert ist für mich!« Am Telefon erzählt er dann von seiner Sorge, im Winter als Zeitarbeiter nicht gebucht zu werden. Arbeitslosigkeit würde seinen Traum von Europa zunichtemachen.

Doch dazu kommt es nicht. Suján arbeitet einige Wochen lang auf einer Süßkartoffel-Farm. Dann pflückt er Heidelbeeren. Er beginnt, portugiesische Weihnachtslieder zu hören – um die Sprache zu lernen, auch wenn er sie nicht unbedingt braucht. Auf den Feldern sprechen alle Englisch, und in Portugal bleiben will er ja nicht, sobald er den portugiesischen Pass hat.

Im März 2020, als an vielen Orten der Welt Lockdowns verhängt werden, gibt es in der ganzen Region um Odemira nur eine zweistellige Zahl an registrierten Corona-Fällen. Im Mai verlängert Suján seine Residência.

Wir hören einige Monate lang nichts von Sujan. Wir fürchten, dass er inzwischen Bharat Kumars Schicksal teilt. Dass die Arbeit ihn abstumpft und er die Tage zählt, bis er endlich gehen kann. Dass sein Leben erst nach dem Pass beginnen kann.

Aber dann, im November, ein Telefonat – und es ist ganz anders. Sujan ist aufgeregt, glücklich, sprüht vor Energie. Er sei umgezogen, nach São Teotônio. Er mag das Dorf und seine Wohnung. Er hat einen neuen Job, Himbeeren pflücken bei Maravilha Farms, einem seiner Wunscharbeitgeber. Jede Überstunde, sagt er, wird bezahlt. Die feste Stelle, der renommierte Arbeitgeber, das klare Ziel – das gibt ihm Selbstvertrauen. Sujan lebt nur wenige Minuten von Bharat entfernt, sie arbeiten auf demselben Feld. Sie kennen einander immer noch nicht. Ihre Leben sind, trotz aller Gemeinsamkeiten, grundverschieden. Sujan wartet nicht mehr darauf, dass es endlich vorbei ist – er scheint sich mit dem Weg, über den Bharat sich so quälen muss, tatsächlich angefreundet zu haben.

Wir möchten wissen, was aus dem Besuch seiner Eltern geworden ist. Sujan sagt, Corona habe ihr Kommen verhindert. Das sei gut, weil er sich nicht erklären musste. Aber es gebe jetzt sowieso Dringenderes: Sie hätten eine Frau für ihn gefunden. Aus Nepal. Nächstes Jahr wolle er nach Kapilvastu fliegen. »Bist du denn bereit, deine künftige Frau zu treffen?«, fragen wir. »Nein«, sagt er.

Er muss los, zur Arbeit. Wir fragen noch, ob sonst alles in Ordnung sei. »Ich bin jetzt ein Himbeermann«, sagt er. Ihm gehe es richtig gut. Es laufe alles wie geplant.

Nummer 18 | 30. April 2020

Süddeutsche Zeitung Magazin



Theodor-Wolff-Preis

Nina Schick wurde 1975 in Heidelberg geboren. Sie studierte als Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes Rechtswissenschaften in Konstanz, Cardiff und Hamburg. Nach dem ersten Staatsexamen in Jura absolvierte sie den Master-Studiengang Journalistik der Universität Mainz. Als freie Mitarbeiterin arbeitete sie für die Nachrichtenagentur AP und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. 2006 ging sie als Nachrichtenredakteurin zu *FOCUS Online* in München, wo sie von 2012 bis 2016 stellvertretende Nachrichtenchefin war. Seit 2016 arbeitet sie als freie Journalistin und macht in Teilzeit Öffentlichkeitsarbeit für das Bestattungsinstitut AETAS Lebens- und Trauerkultur und die AETAS Kinderstiftung.

NINA SCHICK ist in der Kategorie »Reportage« nominiert mit »Unterm Kreuz«, erschienen am 30. April 2020 im *Süddeutsche Zeitung Magazin*.

Unterm Kreuz

Von Nina Schick

Zwei alte Postkarten, ein merkwürdiger Absender, ein plötzlicher Gedanke: Wurde mein Vater früher von einem Priester missbraucht? Unsere Autorin stößt bei ihren Recherchen auf vielsagende Erkenntnisse – und auf etliche Widerstände

Die Postkarten, die mein Leben auf den Kopf stellen, muss ich vor vielen Jahren selbst an ihren Platz gebracht haben. Fast fünfzehn Jahre lagen sie in einer Schublade in meinem Elternhaus, jederzeit zugänglich für mich. Vielleicht gibt es im Leben für alle wichtigen Dinge einen Kairos, den richtigen Zeitpunkt? Wenn das so ist, dann war der richtige Zeitpunkt, das leere Notizbuch mit den packpapierartigen Seiten aufzuschlagen, am Vorabend von Allerheiligen 2017. Von den sieben Postkarten, die zwischen Buchdeckel und erster Seite stecken, stechen mir zwei sofort ins Auge. Sie sind in hellblauer Tinte und einer mir unbekannt Handschrift geschrieben. Der Text ist nicht ganz leicht zu entziffern.

»Liebe Frau Baumann. Recht frohe Grüsse von unserer ersten Station. Bis jetzt hat sich Ihr Michael ganz gut bewährt. Er hätte Ihnen sehr gerne geschrieben, aber ich habe es ihm für die nächsten 5 Wochen verboten. Werde Ihnen wöchentlich Bescheid zukommen lassen. Jetzige Adresse bitte wenn nötig nur an mich: Leon Montabaur Westerwald über Limburg. Postlagernd«

Die Postkarte ist an meine Großmutter adressiert und am 3. August 1954 in Montabaur abgestempelt worden. Die zweite Karte wurde am 23. August 1954 in Rangendingen abgestempelt, das liegt in Schwaben. Auf ihr heißt es ohne Anrede:

»Es geht uns allen sehr gut. Auch Michael ist wohl auf, wie üblich bin ich mit ihm sehr zufrieden, hoffe, dass sich die Fahrt wieder positiv auf ihn auswirkt. Froh. Gruss [unleserliche Unterschrift] Post: Leon z. Z. Heiligen-Zimmern bei Heigerloch bis 30. des Monats. Kath. Pfarrst.«

Michael, das ist mein Vater. Frau Baumann ist seine Mutter, meine Großmutter. Leon: Das ist ein Unbekannter.

Mein Vater wurde am 20. August 1954 vierzehn Jahre alt. Warum hat ein gewisser Leon im Namen der katholischen Kirche meinen dreizehn, vierzehn Jahre alten Vater mehr als fünf Wochen lang an verschiedenen Stationen in seiner Obhut? Warum erteilt er ihm über die gesamte Dauer, auch über seinen Geburtstag hinweg, Kontaktverbot zur Mutter, und dies offenbar mit deren Bil-

ligung? Warum ist er »wie üblich« mit ihm »sehr zufrieden«? Und wie soll sich die Fahrt »wieder positiv« auf ihn auswirken?

Als sich mein Vater im Sommer 1994 erhängte, war ich achtzehn. Ich fand ihn in meinem ehemaligen Kinderzimmer. Der Anblick seiner schlaffen Gestalt mit dem zur Seite gekippten Kopf blieb mir erspart: Mein Vater hatte sorgsam die Tür verschlossen, den Schlüssel im Schloss quergestellt und die Rollläden heruntergelassen. Beim Versuch, die Tür von außen mit einem anderen Schlüssel zu öffnen, sah ich durch die frei gebliebene Hälfte des Schlüssellochs seine Hand – viel zu weit oben im Raum, ohne jede Muskelspannung. Bei diesem Anblick traf mich die Gewissheit, dass mein Vater tot war, mit einem Schlag im ganzen Körper. Sein Tod kam nicht überraschend. Im konkreten Moment natürlich schon, aber ich lebte lange mit seinen Suiziddrohungen, wusste um seine Verzweiflung, seine Angst, seine jahrelangen Depressionen.

Ich habe keinen gesunden Vater gekannt. Die Krankheit kam nicht in unser Leben und veränderte es, sie war immer da. Mein Vater war eins mit der Depression. Als ich klein war, hieß die Krankheit »Kopfschmerzen«, und meine Mutter versuchte, mit mir heile Welt zu spielen. Doch die Ehe überstand die Depression nicht. Meine Eltern trennten sich, als ich acht Jahre alt war. Mein Vater blieb allein in unserem großen Einfamilienhaus wohnen, ich verbrachte jedes zweite Wochenende bei ihm. Dort beschäftigte ich mich oft stundenlang allein, weil mein Vater sich ins dunkle Schlafzimmer verkrochen hatte.

Je älter ich wurde, desto stärker bezog mich mein Vater in seine Depression ein. Er sprach von seiner Schlaflosigkeit, seiner Angst, seiner Einsamkeit. Er erzählte, wie er nachts um vier durch das Haus tigerte, wie ihn die Schmerzen von zwei Bandscheibenvorfällen peinigten, wie ihn die Angst quälte. »Angst wovor?«, fragte ich einmal. Er erklärte mir, dass seine Angst kein »Wovor« brauchte. Dass sie ein Zustand war, der Körper und Geist vollständig im Griff hatte. Ihm den Mund austrocknete, den Schweiß auf die Stirn trieb, seine Hände zittern ließ. Ich wollte verstehen, seine Vertraute sein und ihm helfen. Zugleich war ich überfordert und litt immer mehr unter der Last seiner Verzweiflung und Bitterkeit. Ich hatte das Gefühl, ich wüsste alles über ihn: mehr, als ich wissen wollte, und mehr, als ich tragen konnte.

Heute weiß ich: Ich wusste viel zu wenig.

Zwei Postkarten, ein Rätsel. Die Selbstherrlichkeit des Schreibers, das Einverständnis der Mutter und die Ohnmacht des Jungen machen mich fassungs-

los. Ich arbeite noch daran, das aufsteigende Bild zu deuten, da spricht meine Mutter aus, was sie seit Jahren mit sich herumträgt: »Weißt du«, sagt sie nachdenklich, »ich habe dir ja nie davon erzählt. Aber schon damals, als zum ersten Mal die ganzen Missbrauchsgeschichten aufkamen, habe ich mir gedacht: Ich könnte mir vorstellen, dass dem Papi auch so etwas passiert ist.«

Es ist, als ob alle Erinnerungen an meinen Vater in einem großen Sack stecken, den jemand wild durchschüttelt und vor meinen Füßen auskippt. Ich sehe lauter Puzzleteile, die ich schon immer kannte und die nun Teile eines neuen Bildes werden.

Da ist der Hass meines Vaters auf die katholische Kirche. Einmal fragte ich ihn nach dem Grund. Er erzählte mir von der Angst, die ihm die Geistlichen in seiner Kindheit vor Hölle und Fegefeuer gemacht hätten. Bis ins Innerste habe sie ihn erschüttert und gequält. Ich verstand und verstand doch nicht. Ich konnte nachvollziehen, wie ihn die Furcht vor schlimmsten Strafen und ewiger Verdammnis gepeinigt hatte und dass ihn das als Erwachsenen wütend machte. Aber sein Hass ging über das hinaus, was ich mir erklären konnte.

Auch andere Puzzleteile fügen sich plötzlich ins Bild. Die unergründliche, unheilbare Verzweiflung, das verkrampfte Verhältnis zu Sexualität, von dem mir meine Mutter erzählt, seine hübsche Erscheinung und seine Verletzlichkeit. Mein Vater war schlank, blond, blauäugig, hatte ein fein geschnittenes Gesicht mit einer geraden Nase. Er war groß gewachsen und sportlich, hatte aber auch etwas Zartes an sich. Wenn jemand auf hübsche Jungen stand, musste ihm mein Vater gefallen. Er wuchs ohne Vater und mit einer kaltherzigen Mutter auf, prädestiniert für Menschenfänger: sensibel, verwundbar, bedürftig nach Zuwendung und ohne einen Vertrauten, dem er von schlimmen Erlebnissen hätte erzählen können.

Bis mir das letzte Puzzlestück ins Bewusstsein kommt, braucht es ein paar Tage und wieder den Anstoß meiner Mutter. Als sie mich darauf anspricht, stockt mir der Atem. Wieder einmal lag längst alles offen vor mir, diesmal nicht unbemerkt, sondern unerkannt. Ich habe alles gesehen und war blind.

In seinen letzten beiden Jahren – 1993, '94, vor dem Computerzeitalter – fertigte mein Vater Bilder, indem er mit Fotokopieren, Folien und speziellen Papieren Fotos und andere Bilder verfremdete und montierte. Er nannte es »Copy Art«. Meistens ging es um ein einzelnes Motiv, viele Bilder zeigten ihn oder mich. Ein Bild aber war größer als alle anderen und setzte sich aus vielen

Elementen zusammen. Als er daran arbeitete, sagte er sinngemäß zu mir, dies sei sein Opus magnum, da stecke sein ganzes Leben drin. Es war für mich ein finsternes, rätselhaftes Dokument seiner mir nicht mehr zugänglichen Geisteswelt und Todessehnsucht.

Im Zentrum der Collage steht ein Porträtfoto von ihm aus den Sechzigerjahren. Darüber strebt das Bild ins Jenseits: Himmel und Hölle, Gott und Tod sind die bestimmenden Motive. Sein im Krieg gefallener Vater besetzt wie geköpft, geblendet und unerreichbar die oberen Ecken. Unterhalb des Porträts scheint es um seine Vergangenheit zu gehen. Ganz unten, die Basis von allem: der gekreuzigte Jesus des Isenheimer Altars, flankiert von zwei Kreuzen, die aus erigierten Penissen gebildet sind. Links und rechts in den Ecken, wie eine aufmerksame Beobachterin von beiden Seiten, ein Porträt meiner Großmutter.

In der gigantischen Unordnung im Haus meines Vaters stieß ich irgendwann auf ein zerschnittenes Polaroid. Ich erkannte Haut und Füße. Dann begriff ich: Mein Vater hatte ein Bild von seinem erigierten Penis gemacht und diesen ausgeschnitten. Mir wurde klar, wie weit er für seine Collage gegangen war. Diese Intimität sollte bei mir gut aufgehoben sein. Ich ließ das Polaroid verschwinden und beschloss, niemals irgendjemandem davon zu erzählen. Nicht einmal mit meiner Mutter sprach ich darüber. Daran hielt ich mich 24 Jahre lang.

Doch nach beinahe einem Vierteljahrhundert fügt sich die Collage mit den Postkarten, dem Verdacht und dem Leid meines Vaters zu einem neuen Bild. Ich möchte mit den Fäusten gegen die Wand trommeln und »Ihr Schweine!« schreien. Dann zwingt mich wieder die Vernunft: Ich habe keine Beweise. Nur zwei Postkarten. Leon.

Who the fuck is Leon?

Im November 2017, wenige Wochen nach dem Fund der Postkarten, beschließe ich zu Hause in München, mich auf die Suche zu machen. Mein Vater wäre Ende siebzig, Altersgenossen können noch leben. Leon schätze ich aufgrund der Handschrift und des Tonfalls als deutlich älter ein. Ich rechne nicht damit, ihn lebend zu finden. Ich hoffe darauf, überhaupt zu erfahren, wer Leon war, und Personen zu finden, die mir etwas über ihn erzählen können.

Zunächst stochere ich nur herum. Mit ein bisschen Googeln stoße ich darauf, dass gerade in Mannheim, Heidelberg und Gießen an einer Studie gearbeitet wird, die das Ausmaß des Missbrauchs in der katholischen Kirche seit dem

Zweiten Weltkrieg klären soll. Ich wähle die in Mannheim angegebene Nummer und habe Professor Harald Dreßing am Telefon. Er ist der Leiter der Studie und erklärt mir, dass es in der Untersuchung nicht um Einzelfälle gehen werde. Wenn mein Anliegen einen konkreten Fall betreffe, solle ich mich an den Missbrauchsbeauftragten der entsprechenden Diözese wenden. Ergebnisse seiner Studie lägen voraussichtlich im Herbst 2018 vor.

An Missbrauchsbeauftragte will ich mich nicht wenden. Denn ich bin misstrauisch. Außerdem: Was habe ich schon in der Hand? Ich bin keine unmittelbar Betroffene, mein Vater ist tot. Ich habe zwei Postkarten von einem Unbekannten und einen Verdacht. Ich will zunächst versuchen, meinem Vater und seinem damaligen Umfeld in Karlsruhe näherzukommen.

Drei Ansatzpunkte fallen mir ein. Da ist zunächst mein Onkel, der Halbbruder meines Vaters, vier Jahre älter als dieser. Die beiden hatten immer ein seltsam entfremdetes Verhältnis. Aber mein Onkel ist der einzige Weggefährte meines Vaters aus jener Zeit, den ich kenne. Das Problem: Ich hatte schon immer wenig bis nichts mit ihm zu tun, vor einigen Jahren hat er den Kontakt zu mir vollständig abgebrochen. Der zweite Ansatz ist meine Mutter, die sich noch an zwei Namen von Schulfreunden meines Vaters erinnert. Als Drittes will ich versuchen, bei Karlsruher Pfarreien etwas über deren Zeltlager in den Fünfzigerjahren zu erfahren.

An meinen Onkel traue ich mich nicht direkt heran. Ich mache meinen Cousin ausfindig. Der reagiert aufgeschlossen, meldet sich dann aber nicht mehr. Die Schulfreunde meines Vaters google ich und suche ihre Namen in Telefonbüchern. Doch der eine Name ist zu beliebig, beim anderen finde ich nichts (weil ich den Namen falsch schreibe, wie sich später herausstellt). Ich telefoniere mit den Sekretariaten von diversen Pfarreien in Karlsruhe. Zeltlager in den Fünfzigerjahren? Nein, dazu gebe es kein Archivmaterial.

Ein Vierteljahr später stehe ich frustriert vor dem Nichts. Ich frage mich, ob die ganze Unternehmung nicht hoffnungslos ist. Zwei Postkarten eines Unbekannten, fast 64 Jahre alt, kein Zeitzeuge greifbar. Bin ich eigentlich noch bei Sinnen? Mit einem Job, drei kleinen Kindern und Haushalt ist meine Zeit auch ohne dieses Projekt gut gefüllt. Ich rufe einen Freund und Mentor zu Hilfe. Er macht mir Mut und aus meinem Schlamassel einen Drei-Punkte-Plan. Erstens Onkel: Einfach mal hingehen – jemanden, der vor der Tür steht, muss man erst

mal wegschicken. Zweitens Schulfreund mit auffälligem Nachnamen und hochrangigem Arzt als Vater: Wird sich über die Kliniken ausfindig machen lassen. Drittens Pfarreien: Nicht mehr mit Sekretariaten telefonieren, Termin beim Pfarrer geben lassen.

Nun hat die Sache Struktur. Einige Wochen später telefoniere ich mit einem Schulfreund, mit dem mein Vater über die gesamte Gymnasialzeit hinweg in eine Klasse ging und einmal eine mehrtägige Radtour unternahm. Ohne Warnung rufe ich an und habe einen hellwachen, aufmerksamen und aufgeschlossenen älteren Herrn am anderen Ende der Leitung. Beim Namen Michael Baumann ist er sofort bei der Sache. Er habe sich oft gefragt, was aus meinem Vater geworden ist, und versucht, ihn für Klassentreffen ausfindig zu machen. Ich erzähle ihm vom Tod meines Vaters. Er ist betroffen. Zugleich freut er sich über meinen Anruf. Er erinnert sich an die gemeinsame verregnete Radtour 1958. Später schickt er mir Bilder von meinem Vater aus der Schulzeit.

Die Recherche in Sachen Leon bringt der Kontakt nicht voran. Der Freund weiß nichts über Zeltlager, weder aus Erzählungen meines Vaters noch aus eigener Erfahrung. Er stammt selbst aus einem evangelischen Umfeld. Weitere Freunde kann er mir nicht nennen. Über meinen Vater sagt er: »Man kam eigentlich nicht so richtig an ihn heran. Er war immer sehr verschlossen, ein bisschen ein Einzelgänger.«

Ich bin trotzdem euphorisch. Ein gerade noch wildfremder Mensch hat mir neue Erinnerungen an meinen Vater geschenkt. Indem wir gemeinsam an ihn zurückdachten, war mein Vater in unserem Gespräch lebendig. Für solche Begegnungen lohnt sich die Recherche, egal wie wenig ich dabei über Leon und die Postkarten herausfinde.

Ähnliches passiert mir bei meinem Onkel. Auf einem Heimatbesuch kurze Zeit später, im April 2018, wage ich mich zu ihm. Mit Herzklopfen fahre ich unangemeldet hin und klinge. Er und seine Frau bitten mich freundlich herein. Das Schweigen ist gebrochen, wir sind alle erleichtert. Wie wir so beieinandersitzen, wird mir bewusst, was uns verbindet: Sohn, Schwiegertochter, Enkelin – alle drei sind wir, genau wie mein Vater, Opfer meiner Großmutter.

Meine Großmutter war eine grauenvolle Person, das war auch ohne den Postkarten-Fund klar. Sie war gefühlskalt, herrisch, egozentrisch, manipulativ. Ihre beiden Söhne schlug sie wohl regelmäßig. Schon als Kind fühlte ich mich

in ihrer Gegenwart unwohl. Als Erwachsene ertrug ich sie höchstens zwei Stunden lang. Mein Vater hatte sein ganzes Leben unter ihr gelitten und über sie geklagt, aber in Phasen der Schwäche auch immer wieder ihre Nähe gesucht. Am Ende hatte er den Kontakt abgebrochen und ihretwegen die Schlösser austauschen lassen. Seit Jahrzehnten habe er nach einer Bezeichnung für sie gesucht, sagte er mir kurze Zeit vor seinem Tod. Nun habe er endlich die trefende gefunden: Sie sei eine »trivenefica«, eine dreimal verfluchte giftmischende Hexe.

Auch mein Onkel wurde von der alten Giftmischerin fürs Leben gezeichnet. Für ihn war mein Vater immer der Lieblingssohn, er wurde von der Mutter abgelehnt und geschlagen. Jetzt, nach Jahrzehnten, erkenne ich das System. Mir wird klar, wie die gehässige Frau Missgunst und Misstrauen säte und verhinderte, dass sich ihre Opfer verbündeten. Beide Söhne litten unter der Mutter und blieben einander fremd. Beide Schwiegertöchter litten unter ihrer Schwiegermutter und hatten fast keinen Kontakt zueinander.

Mein Onkel kann mir nicht weiterhelfen mit Wissen über Zeltlager, über Erzählungen meines Vaters oder darüber, ob mein Vater sich in dieser Zeit veränderte. Der Name Leon sagt ihm nichts. Stattdessen berichtet er von der körperlichen Gewalt, der er selbst vier Jahre lang bei den Regensburger Domspatzen ausgesetzt gewesen sei. Zweimal sei ihm nach Schlägen das Trommelfell gerissen. Kontaktverbote seien ihm aus dieser Zeit auch vertraut: »Damit die misshandelten Kinder nicht berichten konnten, was ihnen angetan wurde.«

Als meine Großmutter in den Fünfzigerjahren eine Wohnung fand, sodass sie bei ihrer Mutter ausziehen konnte, blieb mein Onkel lieber dort wohnen. Mein Vater lebte ab dann – und auch zur Zeit der Leon-Postkarten – allein mit seiner Mutter. Die Brüder hatten nur spärlich Kontakt. »Ich dachte, ihm geht's gut bei ihr«, sagt mein Onkel.

Im Schülerausweis und im Rettungsschwimmerausweis meines Vaters kleben zwei Passbilder, die etwa von 1955 stammen müssen. Er trägt darauf ein kariertes Hemd und die Haare zeittypisch an den Seiten raspelkurz, oben akkurat nach hinten gekämmt. Sein Blick ist leicht nach unten gerichtet, auf dem einen Bild hat er den Unterkiefer etwas nach vorn geschoben und die Augenbrauen zusammengezogen. Er wirkt konzentriert, aber auf etwas, was nicht in der Außenwelt zu liegen scheint.

Nein, so sieht kein Jugendlicher aus, dem es gut geht. Ernst und verloren wirkt dieser junge Mensch, angespannt, einsam, in sich gekehrt. Ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod wünsche ich mir nichts sehnlicher, als meinen Vater fragen zu können, was ihn damals beschäftigte und was er fühlte.

Nun bleibt mir nur noch der Karlsruher Pfarrer. Ich brauche Wochen und Monate, bis ich einen Termin bei Achim Zerrer, leitender Pfarrer der Seelsorgeeinheit Karlsruhe Allerheiligen, ergattert habe. Eine Woche nach dem 24. Todestag meines Vaters, am 30. Juni 2018, treffe ich ihn in Karlsruhe.

Die abendliche Zugfahrt quer durchs Land, die oberrheinische Hitze und die bis in die Nacht hinein belebten Straßen versetzen mich in eine besondere Stimmung. Für 24 Stunden habe ich keine der üblichen Verpflichtungen. Ein unwirkliches Gefühl von Freiheit erfüllt mich. Zugleich verbinde ich die Erinnerungen an den Tod meines Vaters mit den langen Sommertagen und dieser bleiernen Hitze des Oberrheins. Ich fühle mich zum Bersten lebendig und dem Tod ganz nah.

Achim Zerrer empfängt mich im Pfarrhaus St. Stephan in kurzer Outdoor-Kleidung und Trekkingsandalen. In einem biedereren kleinen Besprechungszimmer erzähle ich ihm von Leben, Krankheit und Tod meines Vaters. Schließlich komme ich zu den Postkarten. Diesen Punkt des Gesprächs habe ich gefürchtet: Was passiert, wenn ich den Verdacht, mein Vater könnte sexuell missbraucht worden sein, ausspreche? Macht Zerrer dicht? Doch seine wachen Augen bleiben freundlich, sein jugenhaftes Gesicht offen. »Ja, klar stellt ma sich da die Frage, ob's da zu Missbrauch gekomme isch«, sagt er.

Unmittelbar weiterhelfen kann Zerrer mir nicht. Er hat keine Ahnung, wer Leon gewesen sein könnte. Doch ich habe ihn für Nachforschungen gewonnen. Spontan fallen ihm zwei Personen ein, die er fragen will. Er verspricht, zu recherchieren und sich zu melden.

Zwei Wochen nach unserem Gespräch ruft Zerrer an. Er hat einen alten Mann ausfindig gemacht, der Antworten hat. Dieser Mann, der nicht mit seinem Namen in diesem Artikel stehen möchte, erinnert sich an meinen Vater und sogar an dessen Mutter. Er war sechs Jahre älter als mein Vater und hatte deswegen nicht viel mit ihm zu tun. Umso mehr aber mit dem Postkartenschreiber. Leon: Das könne nur Hermann Leon gewesen sein, der »große Zampano« der Jugendarbeit in der Karlsruher Weststadt in den Fünfzigerjahren. Der Mann erzählt, dass Leon in mehreren Sommern mit einer Gruppe Jugendlicher auf

»Dramafahrt« gegangen sei: Die Gruppe sei mit Fahrrädern von Ort zu Ort gezogen und habe ein von Leon geschriebenes Theaterstück in verschiedenen Gemeinden aufgeführt.

Der alte Mann ist immer noch in der Gemeinde aktiv und gut vernetzt. Zerrer bittet ihn, sich unter seinen Kontakten umzuhören. Mich bittet er, noch ein wenig abzuwarten: »Ich würd sage, jetzt lasse mer den Herrn mal schaffen.«

Per Internetsuche erfahre ich schon mal: Hermann Leon war Jahrgang 1926, im Jahr 1954 also 28 Jahre alt. 1955 wurde er in Mainz zum Priester geweiht. Von 1962 bis 1972 war er Pfarrer in Rheinhessen, danach bis zum Ruhestand 1996 in Wald-Michelbach im Odenwald. Der Jugendarbeit blieb er immer verbunden und empfing bis zu seinem Tod 2010 Jugendgruppen in »seiner Mühle« im Nordschwarzwald, wo er im Ruhestand auch wohnte. Eine Pfadfindergruppe aus Rheinhessen hat einen Bericht von einem solchen Besuch ins Netz gestellt, auf den Fotos ist auch der 83 Jahre alte Leon zu sehen. Nun hat das Phantom eine Identität, eine Biografie, ein Gesicht – und ein Grab, aber das frustriert mich nicht. Der erste große Schritt ist geschafft: Leon ist identifiziert.

Drei Wochen später berichtet mir Zerrer in einem Telefonat, was der alte Mann geschafft hat. Er hat mit Männern, die in derselben Jugendgruppe wie mein Vater waren, und eigenen Bekannten gesprochen. Alle erzählen übereinstimmend vom harten Regiment, das Leon auf seinen Freizeiten geführt habe. Er sei beliebt, aber auch gefürchtet gewesen, bekannt als »harter Hund«. Bei Vergehen seien typische Strafen gewesen, barfuß über ein Stoppelfeld oder über spitze Steine im kalten Flussbett gehen zu müssen. Zwei der Gesprächspartner berichten von einer weiteren üblichen Strafe: Der Delinquent musste demnach in der Nacht zu Hermann Leon ins Zelt gehen und dort schlafen. Leon habe auch Lieblinge gehabt – für diese gab es die Nacht im Zelt als »Belohnung«. Die Zeitzeugen erklären, selbst nie von Leon übergriffig angegangen worden zu sein. Beide hätten aber auf ihren Fahrten mit Leon erlebt, dass dieser andere Jungen über Nacht zu sich ins Zelt holte.

Neun Monate lang habe ich meine Gefühle im Schwebezustand gehalten. Vom ersten Moment an hatte mich der Verdacht überwältigt, die Sache schien so plausibel. Und doch habe ich mich stets gezwungen, in der Möglichkeitsform zu bleiben. Ich fühle mich, als ob ich ein Dreivierteljahr lang den Atem angehalten hätte. Nun lasse ich los.

Wut, Mitleid, Schmerz, Erleichterung, Stolz, Dankbarkeit – ich empfinde jetzt viel zu viel auf einmal, um jedes Gefühl in seinem ganzen Ausmaß spüren zu können. Ich weiß: Jedes Gefühl wird kommen und seine Zeit beanspruchen. Ich werde mich durcharbeiten müssen.

Den gerichtsfesten Beweis gibt es nicht, es wird ihn wohl nie geben. Doch ich bin nicht vor Gericht. Ich brauche nicht den einen Zeugen, der versichert, in einer bestimmten Augustnacht 1954 zu einer bestimmten Uhrzeit habe Leon meinen Vater zu sich ins Zelt geholt. Das Bild ist auch so vollständig: die Postkarten, die Collage, die Aussagen. Von nun an sage ich, wenn ich über meinen Vater spreche: Ich gehe davon aus, dass mein Vater als Jugendlicher sexuell missbraucht wurde.

Pfarrer Zerrer formuliert eine Anzeige für die Missbrauchsstelle der Erzdiözese Freiburg. Bis hierhin war die Recherche nach Leon meine Privatsache. Und es bleibt mein privates Problem, wie ich mit den neuen Erkenntnissen über meinen Vater weiterlebe. Aber: Mein Vater war nicht als Einziger mit Leon auf Freizeiten. Wie erging es anderen Jungen, die mit Leon zu tun hatten? Was hat Leon in seinen Jahren als Kaplan, als Pfarrer, als Religionslehrer angerichtet?

In Freiburg ist Hermann Leon nicht aktenkundig. Als Mainzer Priesteramtsstudent arbeitete er in Karlsruhe ehrenamtlich, und über Ehrenamtliche gab es zu jener Zeit keine systematischen Aufzeichnungen.

Das Interesse hält sich in Grenzen. Auf Wunsch von Zerrer schickt die Missbrauchsbeauftragte noch eine Nachfrage an das Bistum Mainz, in dem Leon sein gesamtes Berufsleben verbrachte. Über Zerrer erreicht mich die Auskunft, dass Leon in Mainz durch Gewalt, nicht aber durch sexuelle Übergriffe aufgefallen sei. Es wird sich später herausstellen, dass man bei genauerem Hinsehen doch ein paar Hinweise darauf findet.

Nur eine gute Woche später wird mein privates Thema allgegenwärtig. Am 25. September 2018 stellt die katholische Kirche die unter der Leitung von Professor Dreßing erarbeitete MHG-Studie vor, ein knappes Jahr nach meinem Anruf in Mannheim. In Deutschland sind demzufolge 3.677 Kinder und Jugendliche Opfer von sexuellen Übergriffen durch 1.670 Geistliche geworden – und das ist nur die Spitze des Eisbergs. Die Forscher nennen ihre Zahlen eine »untere Schätzgröße«. Sie gehen davon aus, dass es deutlich mehr Taten, Opfer und Täter gibt.

Ich scrolle durch 366 Seiten Studie und male mir aus, was meinem Vater passiert sein könnte. In der Liste typischer Missbrauchstaten stehen: Berührung primärer Geschlechtssteile unter der Kleidung, Küsse auf den Mund, genitale Penetration, Masturbation an, von und mit Betroffenen, Entkleidung Betroffener, Oralverkehr, Fingerpenetration. Erschütternd genug, allerdings auch nur nüchterne Fachbegriffe, die einen fast vergessen lassen: So handelt ein Erwachsener an einem Kind. Was fühlt ein Kind, dem so etwas widerfährt?

Die Studie enthält auch eine Liste mit gesundheitlichen Folgen, die bei Betroffenen häufig auftreten. Bei den meisten Punkten kann ich gedanklich einen Haken setzen: Ängste. Depressionen. Misstrauen. Sexuelle Probleme. Kontaktschwierigkeiten. Schlafstörungen. Suizidgedanken. Suizidversuche. Unruhe. Einen Punkt kann ich sicher ausklammern, das ist Alkoholmissbrauch. Dafür trifft Medikamentenmissbrauch zu. Jahrelang betäubte mein Vater seinen Körper mit Schmerzmitteln. Überhaupt sein Körper: Als Jugendlicher war mein Vater sportlich. Er war Rettungsschwimmer, ging auf Skitouren, unternahm tagelange Radreisen und ruderte. In der Tanzstunde 1958 war meine Mutter hingerissen von diesem braun gebrannten jungen Mann, der gerade aus den Skiferien kam. Schon an der Universität trieb mein Vater dann kaum noch Sport, angeblich, um sich ganz auf sein Studium zu konzentrieren, in das er sich wie ein Besessener stürzte.

Ich erlebte ihn in seinem späteren Erwachsenenleben als bleich und wie stillgelegt, ohne jede Freude an sportlicher Betätigung. Er bewegte sich eckig und langsam. Jahrzehntelang reichten die Depressionen als Begründung. Antriebslosigkeit ist ein typisches Symptom. Nun liefert der Missbrauchsverdacht eine zusätzliche Erklärung dafür, wie ein eigentlich sportlicher Mensch dermaßen das Verhältnis zu seinem Körper verlieren kann.

In der Liste begegnet mir ein weiteres Merkmal, das mich innehalten lässt. »Schreckhaftigkeit« steht dort, und plötzlich kommt mir eine Eigenart meines Vaters in den Sinn, die ich vergessen hatte. Mein Vater war in einem Maße schreckhaft, das mich immer wieder staunen ließ. Es konnte passieren, dass ich ihm gegenüber saß, in die Augen blickte und ihm beim Erzählen die Hand auf den Arm legte – und er zusammenzuckte, als hätte ihn jemand von hinten angesprungen.

Immer wieder lese ich die Postkarten. »Wie üblich bin ich mit ihm sehr zufrieden, hoffe, dass sich die Fahrt wieder positiv auf ihn auswirkt.« Was war da

üblich? Was wiederholt sich da? Und was waren die Auswirkungen, die Leon und/oder meine Großmutter als »positiv« bewerteten? Wie verbrachte mein Vater die Ferien 1952, 1953 – Jahre, aus denen ich keine Postkarten habe? Immer wieder betrachte ich die alten Passbilder und stelle mir meinen Vater als dreizehn, vierzehn Jahre alten Jungen vor. Wem hätte er sich anvertrauen können? Er muss so einsam gewesen sein.

Ich muss aushalten, dass ich nichts mehr tun kann. Meinen Vater nicht mehr fragen, nicht mehr mit ihm reden, niemanden anklagen, nichts ungeschehen machen, nichts heilen kann. Ich fühle mich so hilflos.

Mit meinem Fall hat die Studie der katholischen Kirche unmittelbar nichts zu tun. Doch sie ändert einiges. Das Thema ist nun hochaktuell, die Kirche steht unter Druck. Was trägt sie zur Aufklärung bei? Die Sensibilität auch für historische Fälle steigt. Und ich fasse Mut. Wenn ich schon nicht mehr herausfinden kann, was meinem Vater in der Obhut von Hermann Leon widerfahren ist, stelle ich nun die Frage: Wie hat sich Leon später verhalten, als Kaplan, Pfarrer und Religionslehrer? Auch das wird mir etwas darüber sagen, was mit meinem Vater passiert sein könnte. Und ich habe eine Aufgabe, die mich von meiner Ohnmacht ablenkt.

Ich wende mich selbst an die Missbrauchsbeauftragte des Bistums Freiburg, die Rechtsanwältin Angelika Musella. Es reicht mir nicht mehr, dass mir Pfarrer Zerrer erzählt hat, was ihm Frau Musella erzählt hat, was sie aus Mainz gehört hat. Ich bitte Musella darum, mir die Unterlagen zu meinem Fall zukommen zu lassen. Das möchte sie auch tun, allerdings untersagt ihr das Bistum Mainz, die E-Mail mit der Auskunft über Leon weiterzugeben, »aus Datenschutzgründen«. Man sehe mein Interesse, Klarheit über den Suizid meines Vaters zu erlangen, werte hier aber »das postmortale Persönlichkeitsrecht des betroffenen Pfarrers als gewichtiger«. Ich lese den Satz mehrmals durch, um sicherzugehen, dass ich ihn richtig verstanden habe.

Pech für Mainz: In Freiburg teilt man diese Ansicht nicht so ganz. Zwar erhalte ich die Mail weder auf Papier noch elektronisch, doch ich bekomme sie am Telefon vorgelesen. So langsam ich möchte.

Der Name Hermann Leon sei im Bistum Mainz »in einschlägigem Zusammenhang schon bekannt«, heißt es dort. Dabei muss Leon sich im alltäglichen Berufsleben eher unauffällig verhalten haben. Über Jahrzehnte hinweg veran-

staltete er jedoch Ferienlager in seiner Mühle im Nordschwarzwald. Zu diesen habe das Bistum Mainz »Beschwerdebrieve von Eltern wegen der dort praktizierten fragwürdigen Erziehungsmethoden« erhalten. Außerdem habe es im Jahr 2010 zwei Anträge auf Anerkennung des Leids – das standardisierte Verfahren der Kirche für Missbrauchsvorwürfe – gegeben, die sich auf die Sechzigerjahre bezogen. In einem der Anträge seien Leon »Grenzverletzungen und körperliche Züchtigungen, die einen sexuellen Unterton gehabt haben könnten«, vorgeworfen worden. Diese seien jedoch von der Bischofskonferenz nicht als sexueller Missbrauch eingestuft worden.

Der andere Antrag hatte eine Vergewaltigung in der Mühle zum Gegenstand. Die Vergewaltigung habe ein Priester begangen, allerdings: »Die Identität des Täters war nicht zu ermitteln. Es war jedoch eindeutig nicht Pfarrer Leon selbst.« Dem Betroffenen wurde eine Anerkennungsleistung gezahlt.

Zu der von Pfarrer Zerrer vorgebrachten Schilderung und dem von ihm geäußerten Verdacht, mein Vater könnte von Leon sexuell missbraucht worden sein, lautet die Einschätzung: »Was Pfarrer Zerrer schreibt, fügt sich zu einem stimmigen Bild mit den uns vorliegenden Informationen zusammen.« Weiter heißt es aus Mainz: »Pfarrer Leon selbst konnten wir bislang einen eindeutigen sexuellen Missbrauch nicht nachweisen. Dass es im Zusammenhang der Ferienlager in der Mühle weitere Opfer gibt, wenn nicht von sexuellem Missbrauch, so zumindest von körperlichen Übergriffen im Rahmen der rigiden Erziehungsmethoden, ist sehr wahrscheinlich.«

Außerdem erfahre ich aus der E-Mail: Das Bistum erstattete 2010 selbst Strafanzeige gegen Leon, wegen des Verdachts auf vorsätzliche Körperverletzung, Misshandlung Schutzbefohlener und sexuellen Missbrauch Minderjähriger. Die Sache erledigte sich sowohl wegen Verjährung als auch durch Leons Tod im Juni 2010.

Das Bistum selbst hat Leon bei der Staatsanwaltschaft angezeigt und rechnet mit weiteren Opfern. Wessen Rechte wollte man mit der Weigerung, die E-Mail an mich weiterzugeben, schützen? Tatsächlich das »postmortale Persönlichkeitsrecht des betroffenen Pfarrers«? Oder doch eher das höchst lebendige Interesse des Bistums am Schutz des eigenen Ansehens? Mein Kampfgeist ist geweckt.

Meine Versuche, in Mainz einen relevanten Gesprächspartner zum Thema Hermann Leon und Aufklärung zu erreichen, prallen wochenlang an einer Mauer

des Schweigens ab. Das ändert sich erst, als ein Journalist erstes Interesse an dem Fall zeigt. Plötzlich meldet sich der Justiziar per Telefon und Mail bei mir und lädt mich zu einem Gespräch nach Mainz ein – mit ihm selbst und dem Generalvikar.

Im März 2019 fahre ich nach Mainz. Die ungleiche Konstellation macht mich nervös. Ich hätte auch gern Begleitung, aber niemand wollte so recht passen. Also trete ich den zwei hohen Kirchenherren allein gegenüber. Ich trage die Geschichte meines Vaters vor, berichte vom Postkartenfund, der Collage, meinem Verdacht und meinen bisherigen Erkenntnissen. Ich möchte alles wissen, was gegen Leon vorliegt, weil es mir Hinweise darauf geben kann, wie es meinem Vater in der Obhut von Leon erging.

Der Generalvikar Udo Bentz und der Justiziar Andreas van der Broeck teilen sich die Aufgaben. Bentz führt das Gespräch und zeigt sich auf professionelle Weise zugewandt, er hört aufmerksam zu und hat eine warme Ausstrahlung. Van der Broeck hält sich zurück und schreibt mit, er steht für die unangenehmen Aussagen bereit. Bentz überlässt es seinem Justiziar zu bekräftigen, dass man die E-Mail »aus Datenschutzgründen« nicht habe weitergeben können und dass man aus demselben Grund keine Akteneinsicht gewähren könne.

Beide versichern mir, dass Leons Personalakte noch einmal gründlich geprüft worden sei und es keine Vorwürfe außer den mir bekannten gebe. Bentz nennt Leons Gestaltung der Mühlenfreizeiten »paramilitärisch« und vermutlich sogar »von braunem Gedankengut geprägt«. Es sei jedoch nie ein sexueller Übergriff Leons aktenkundig geworden.

Ergebnis des Gesprächs sind drei Zusagen: Ich soll den offiziellen Nachruf des Bistums auf Leon, Todesanzeige genannt, erhalten. Bentz und van der Broeck versprechen, meine Kontaktdaten an die zwei in der E-Mail erwähnten Beschwerdeführer zu übermitteln, mitsamt meiner Bitte, Kontakt herzustellen. Zuletzt sichern mir Bentz und van der Broeck zu, noch einmal alles zu hinterfragen und sich um größtmögliche Aufklärung zu bemühen.

Der Vertreter des Bischofs von Mainz hat sich zweieinhalb Stunden Zeit für mich genommen – eines Bistums, in dem meinem Vater nichts widerfahren ist. Ich sehe darin ein ernsthaftes Engagement und weiß es zu schätzen. Andererseits fühle ich mich eingelullt von Bentz' freundlicher Art, den Zusagen und Beteuerungen. Ich mache mir Vorwürfe: Hätte ich nicht viel hartnäckiger nach-

haken müssen? Gibt es einen ernsthaften Willen zur Aufklärung? Ich bezweifle, dass wirklich etwas passieren wird.

Ich verfolge meine eigenen Spuren und mache den neuen Eigentümer der Mühle ausfindig. Dieser ist ebenfalls Pfarrer. Ich bitte ihn um einen Termin und das Vertrauen, mein Anliegen erst im persönlichen Gespräch preisgeben zu müssen. Es funktioniert. Angespant mache ich mich auf zu dem Treffen, das wenige Kilometer von der Mühle entfernt stattfindet. Als Erbe der Mühle könnte er der erste eingefleischte Leon-Jünger sein, auf den ich treffe. Wie wird er reagieren, wenn ich einen Verdacht gegen Leon äußere?

Meine Angst erweist sich als unbegründet. Der Pfarrer zeigt sich offen und nimmt sich viel Zeit für mich. Das ändert sich, als ich Monate später darum bitte, seine Informationen für meinen Artikel verwenden zu dürfen. Was er mir als Privatperson erzählt hat, soll nun, da ich ihm als Journalistin gegenüberträte, keine Geltung mehr haben.

Über die Monate hinweg telefoniere ich mit einigen Männern, die Leon kennen. Darunter sind welche, die ihn als Jugendliche in Karlsruhe erlebten, spätere Weggefährten, die seine Mühlenfreizeiten mitmachten, oder auch Pfarrer, die Leons Gemeinden kennenlernten. Auch Pfarrer Zerrer forscht weiter nach Zeitzeugen und trägt Informationen zusammen. Die meisten meiner Gesprächspartner haben eines gemeinsam: Sie wollen ihren Namen nicht in der Zeitung lesen – zum Teil aus guten Gründen. Denn auch sie haben Dinge im Vertrauen erfahren und möchten ihre Informanten schützen. Außerdem scheint es immer noch eine große Furcht vor den Leon-Anhängern zu geben, die dieser im Laufe der Jahrzehnte um sich geschart hat.

Einige Informationen begegnen mir immer wieder. Schon in den ersten Gesprächen über Hermann Leon habe ich erfahren: Zeit seines Lebens strebte er danach, junge Männer für den Priesterberuf zu gewinnen. Schon für seine Karlsruher Theaterfahrten wählte er vorzugsweise Gymnasiasten, da nur diese für ein späteres Studium in Betracht kamen. Auch an seine Pfarrstelle in Wald-Michelbach zog es ihn wohl wegen des Gymnasiums, an dem er viel Religionsunterricht gab. Er brüstete sich mit den Dutzenden Priesterzöglingen, die er herangezogen habe.

Wieder fällt ein Schlaglicht auf die Erinnerungen an meinen Vater, wieder ist es unmöglich, heute noch Klarheit zu erlangen. War Leon dabei, auch aus

meinem Vater einen Priester zu machen? Als meine Mutter sich in der Tanzstunde 1958 in meinen Vater verliebte, sagte ihr eine Bekannte: Schlag dir den aus dem Kopf, der wird eh Priester. Auch von einem Besuch meines Vaters am Priesterseminar in Mainz weiß meine Mutter. Doch mein Vater erklärte ihr den Ausflug als Besuch bei einem Freund, und vom Berufsziel Priester war keine Rede mehr.

Karlsruher Zeitzeugen schildern mir Leons strenges Regiment und seine harten Strafen wie Läufe über das Stoppelfeld und stundenlanges Rosenkranz-Beten – und sind bereit, dies achselzuckend als typisch für die Nachkriegszeit hinzunehmen. Doch die Zeiten änderten sich, Leon offenbar nicht. Auch meine Gesprächspartner aus späterer Zeit berichten von Leons harter Hand. Jeder, mit dem ich über Leons Mühlenfreizeiten spreche, lässt das Wort »paramilitärisch« fallen, sogar von einer »faschistischen Art« ist die Rede. Unternommen hat anscheinend nie jemand etwas. Selbst einer, der viele Freizeiten als erwachsene Begleitperson erlebte, beschränkt sich darauf festzustellen, dass er mit den pädagogischen Methoden nicht einverstanden gewesen sei – von der Teilnahme an den Fahrten hielt ihn das offenbar nicht ab.

Bemerkenswert ist auch, dass die Teilnehmer für die Freizeiten über Jahrzehnte hinweg fast nichts zahlen mussten. Auf den Theaterfahrten organisierte Leon, dass die Jungen ihre Zelte auf dem Gelände der Pfarreien aufschlugen durften und Essen bei Gastfamilien erhielten. In der Nachkriegszeit war dies für viele Jugendliche sicher die einzige Möglichkeit, an solchen Unternehmungen teilzunehmen. Auch meine Großmutter hätte als Kriegerwitwe mit zwei Kindern keine kostspieligen Fahrten bezahlen können. Doch auch später, als Leon die Kinder in seiner Mühle beherbergte und verpflegte, blieben die Kosten eher symbolisch: Von zehn, höchstens zwanzig Mark für zwei Wochen berichten meine Gesprächspartner. Stemmte Leon die Kosten aus seinem Privatvermögen? Welche Kontrolle übte das Bistum Mainz über die Freizeiten aus? Und sollte der Fast-umsonst-Preis vielleicht die Hemmschwelle der Kinder und Eltern erhöhen, sich über die Freizeit zu beschweren?

Selbst nach seiner Emeritierung empfing Leon noch Gruppen in der Mühle. Er wollte die Mühle auch nach seinem Tod als Ort für Jugendfreizeiten bestehen lassen. Doch niemand unterstützte seinen Plan, und die Gruppen kamen immer seltener. Leon muss entgangen sein, wie er selbst und seine Mühle, in der die Kinder in Schlafsälen auf Turnmatten schliefen, aus der Zeit fielen.

Über seinen Tod hinaus dachte Leon auch bei seiner Beerdigung: Er schrieb den Nachruf auf sich selbst und nahm diesen auf Tonband auf. Nach seinem Tod fand zunächst eine Trauerfeier bei der Mühle statt, wo Leon eine kleine Gemeinde um sich geschart hatte. Dort lief das Tonband mit der Trauerrede. Bei der offiziellen Trauerfeier in Wald-Michelbach wurde dies vom Bistum jedoch untersagt.

Langsam gewinne ich ein Bild von der Person Hermann Leon. Ein Mensch, der die Rede für seine Beerdigung selbst schreibt, aufnimmt und abspielen lässt. Ein Mann, der in seiner Mühle weiterleben möchte, aber die Zeichen der Zeit nicht erkennt und auf mangelnde Unterstützung verbittert reagiert. Ein Priester, der mitreißen kann und glühende Verehrer sowie erbitterte Gegner hat. Ein herrischer Mensch, der erwartet, dass seine Umgebung nach seiner Pfeife tanzt.

Schon als Theologiestudent, ohne Amt in der Karlsruher Gemeinde, nahm er es sich heraus, die Eltern seiner Jugendgruppen-Kinder aufs Deutlichste zurechtzuweisen. In einem Brief aus jener Zeit – ein Karlsruher Zeitzeuge gab ihn mir – empört er sich über spärlichen Besuch beim Schülergottesdienst und schreibt: »Unsere Führer, die jede freie Minute und ihre ganzen Ferien für die Jungens opfern, dürfen erwarten, dass auch Sie nicht davor zurück schrecken, einmal in der Woche eine halbe Stunde früher aufzustehen, um Ihren Buben zu ermöglichen rechtzeitig zur hl. Messe zu erscheinen. An diesen kleinen Opfern wächst Ihr Junge und erstarkt die ganze Kirche.«

Leon machte sein eigenes, ganz besonderes Ding und scharte exklusive Gruppen um sich – ein Vorgehen, das heute als bewusste Täterstrategie betrachtet wird. Statt normale Zeltlager zu veranstalten, ging er mit ausgewählten Jugendlichen auf Theaterfahrt. Statt Freizeiten in Einrichtungen des eigenen Bistums zu organisieren, lud er die Gruppen in seine private Mühle auf dem Gebiet des benachbarten Bistums. Statt sich im Ruhestand zurückzuziehen, hielt er in der Mühle Gottesdienste ab und empfing Jugendgruppen. Doch wie sieht es mit konkreten Hinweisen auf Übergriffe von Hermann Leon aus?

Schon Pfarrer Zerrer erfuhr in seinen ersten Gesprächen vom »Krankenzimmer«, das es in der Mühle gegeben habe und das Leon einem Gesprächspartner gegenüber »mit einem Augenzwinkern« erwähnt habe. Dieses Krankenzimmer begegnet mir mehrmals wieder. Beispielsweise in einem Gespräch mit einem Kirchenmitarbeiter, der Wald-Michelbach gut kennt. Als ich ihn anrufe

und den Namen Hermann Leon und »Verdacht auf Missbrauch« erwähne, legt er schneller los, als ich schreiben kann. Er hat keinen Zweifel daran, dass Leon sexuell übergriffig war. Leon sei »süchtig nach Kindern« gewesen und habe sich immer mit Pubertierenden umgeben. In der Mühle habe er Krankenbehandlungen selbst vorgenommen und dabei »Aufpasser« gehabt, die ihm den Rücken freigehalten hätten. Viele Kinder hätten Angst vor der Behandlung gehabt, bei der sie allein mit Leon im Raum gewesen seien. »Geradezu Standard« sei gewesen, dass er den Pubertierenden Zäpfchen ein geführt habe. Auch in der Mühle sei es vorgekommen, dass Kinder zur Strafe über Nacht zu ihm ins Zimmer mussten. »Ich kann Ihnen nur meinen Abscheu mitteilen«, sagt er.

Und doch: Es fehlt an konkreten Fällen, an Menschen, die Leon offen etwas vorwerfen. Auch in der Schule habe man sich haarsträubende Dinge über Leon erzählt, berichtet mein Gesprächspartner, doch nie habe jemand etwas unternommen. In Wald-Michelbach habe eine »Omertà« geherrscht, ein Gesetz des Schweigens. Leon habe systematisch Leute unter Druck gesetzt und eingeschüchtert. Mein Gesprächspartner ist davon überzeugt, dass Leons Übergriffigkeit auch in Mainz bekannt war. »Hermann Leon wurde in meinen Augen durch das Schweigen der bischöflichen Autoritäten geschützt«, sagt er. »Dinge sind nach Mainz gegangen und verschwunden.« Er wünsche sich, dass das alles einmal aufgeklärt werde.

Aber wann und von wem? Aus Mainz höre ich wochenlang nichts mehr. Meine Telefonate führen mich zu einem weiteren Kirchenmitarbeiter. Dieser lernte eine andere Gemeinde Leons kennen. Er spricht nachdenklich über Leon. Im Laufe der vergangenen Jahre sei ihm die Frage gekommen, was früher wohl alles unter Leon passiert sei. Er erinnert sich an die Reaktionen in der Gemeinde auf eine Einladung zum Zeltlager: Sie seien zu seiner Verwunderung verhalten gewesen. Erst nach und nach sei er dahintergekommen, dass die Vorstellungen von den Freizeiten von Hermann Leon geprägt gewesen seien: Die Kinder hätten sich gefürchtet. Als er mit den Menschen in der Pfarrei vertrauter geworden sei, hätten diese begonnen zu erzählen. »Ich habe nie danach gebohrt«, sagt er. Es schwingt die unausgesprochene Frage mit, was wohl alles ans Licht gekommen wäre, wenn jemand »gebohrt« hätte.

Aus den Erzählungen habe er erfahren, dass Leon in der Mühle die Kinder darauf kontrolliert hätte, ob sie sich richtig gewaschen hatten – sie hätten dazu

in Unterwäsche vor ihm antreten müssen. So habe sich aus den Berichten für ihn nach und nach ein Bild zusammengesetzt – das Bild eines Menschen, so formuliert es mein Gesprächspartner, der offensichtlich »Gefallen daran hatte, Kinder zu quälen und Kinder nackt zu sehen«.

Ich finde einen weiteren Insider aus einer Gemeinde Leons. Er schätzte Leon sehr und war mehrmals mit ihm als Begleitperson in der Mühle. Ich spreche ihn in unserem Telefonat direkt auf den Verdacht an, Hermann Leon könne Kinder sexuell missbraucht haben. Er kenne das Gerücht, sagt er. Doch er habe nie etwas bemerkt. Zwar habe auch er zumindest einmal mitbekommen, dass Leon einem dreizehnjährigen Mädchen ein Zäpfchen eingeführt habe. Dies sei jedoch der einzige Fall eines unsittlichen Übergriffs gewesen, von dem er wisse. Von anderen Fällen habe er gehört, aber nie etwas Konkretes. Ansonsten: nichts bemerkt. »Ich kann nichts dazu sagen, weil ich nichts davon weiß«, sagt er. Vielleicht sei schon etwas seltsam gewesen, dass Leon gewisse »Bilder in seinem Schrank« gehabt habe. Auf Nachfrage präzisiert er, es seien Bilder von Jungen aus der Gemeinde gewesen. Die habe er gesehen und sich gewundert, aber Leon nie danach gefragt. Es sei ihm auch aufgefallen, dass Leon »Freundschaften mit Buben« pflegte. Aber genauer wollte er auch das offenbar nie wissen. Weiteren Nachfragen weicht er aus.

Ich melde alle meine Gesprächspartner und Informationen nach Mainz, von wo ich immer noch wenig höre. Nach vielen Wochen hat man mir endlich einmal den Nachruf zukommen lassen und mich ansonsten vertröstet. Der Nachruf erwähnt vieles, nur nicht die Jugendarbeit, über die sich Hermann Leon zeit seines Berufslebens definierte. Welchen Grund hatte dies? Was war in Mainz wirklich über Leon bekannt? Weshalb bekam er nur eine »Beerdigung zweiter Klasse«, wie einer meiner Informanten es formuliert?

Die zweite Zusage aus dem Gespräch, nämlich meine Kontaktdaten den früheren Beschwerdeführern aus der Akte Leon zukommen zu lassen und meinen Kontaktwunsch zu übermitteln, ignorieren die Bistumsvertreter beharrlich. Im Juli informiert man mich immerhin darüber, dass der Regensburger Anwalt Ulrich Weber mit einem Aufklärungsprojekt beauftragt wurde. Weber hat 2015 bis 2017 die Vorkommnisse bei den Regensburger Domspatzen untersucht. Wenige Tage später fahre ich nach Regensburg und trage Weber meine gesammelten Erkenntnisse vor.

Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass jemand außer mir und Pfarrer Zerrer den Willen hat, alles, was möglich ist, über Hermann Leon ans Licht zu bringen. Zum ersten Mal gelingt es mir deshalb, nach einem derartigen Gespräch loszulassen. Ich habe mein Material in gute Hände gegeben und warte auf die Ergebnisse von Webers Arbeit, die 2021 vorliegen könnten.

Im Film »Gelobt sei Gott« von François Ozon sagt Kardinal Philippe Barbarin, die Taten seien »Gott sei Dank« schon alle verjährt. Zu Recht beklagen Missbrauchsoffer die Verjährungsfristen, die dazu führen, dass viele lange verdrängte, unentdeckt gebliebene Verbrechen nicht gesühnt werden. Selbst die vor wenigen Jahren verlängerten Verjährungsfristen reichen nicht, um den Fällen gerecht zu werden, in denen Menschen jahrzehntelang nicht über Erleidenes sprechen konnten. Die Wirkungen der Taten reichen weit über das Justiziable hinaus. Nicht einmal nach sechseinhalb Jahrzehnten, nicht einmal wenn alle Beteiligten gestorben sind, ist das Geschehene hinfällig.

Die Krankheit und der Tod meines Vaters haben mein gesamtes Leben geprägt. Über die Jahre hatten sie ihren Platz darin bekommen, waren nach unten gesickert und bildeten den Bodensatz. Die herzlose Mutter, der fehlende Vater und die raue Nachkriegszeit schienen jahrzehntelang Grund genug für die schweren Depressionen meines Vaters zu sein. Am Ende war der Suizid als einziger Ausweg erschienen, wie – so bitter es klingt – eine Erlösung. Ich hatte meinen Frieden damit gemacht, seine Botschaft, wie Jean Améry sagt, als »die ausgestreckte Hand der Versöhnung« gesehen. Es blieb das Mysterium, warum er so unheilbar verzweifelt war, so grundsätzlich fehl am Platz in diesem Leben erschien. Die beiden Postkarten wirbelten diesen Bodensatz auf. Auf einmal schmerzt mich der Gedanke, dass ich seinen Suizid als einzigen Ausweg hingegenommen hatte, zutiefst. Welche Möglichkeiten hätte es gegeben, die Depressionen zu behandeln, wenn man einen Missbrauch als mögliche Ursache erkannt hätte? Hätte ich die richtigen Fragen finden können? Ich hätte so gern noch einmal die Chance, ihm Fragen zu stellen. Was erlebte er im Sommer 1954 in fünf Wochen unter Hermann Leon mit Kontaktverbot nach Hause? Was geschah in den Jahren 1952, 1953? Weshalb erzählte man sich, dass er Priester werden würde? Ich muss damit leben, keine Gewissheit erlangen zu können.

In Berichten von Betroffenen begegnet mir eine Erkenntnis immer wieder: Es ist der zweite Missbrauch am Geschädigten, ihn für den Rest seines Lebens auf

diesen Missbrauch zu reduzieren. Die Entdeckung des mutmaßlichen Missbrauchs war das fehlende Puzzlestück im Leben meines Vaters. Monatelang habe ich dieses Stück unter die Lupe gehalten, gedreht und gewendet. Nun ist es Zeit, das Teil an seinen Platz zu legen und auf das ganze Bild zu schauen. Mein Vater war so viel mehr. Er war unglaublich intelligent, belesen und gebildet. Er war geistreich und feinsinnig, konnte schlagfertig und witzig sein. Eine alte Freundin beschrieb ihn mit dem wunderbaren Adjektiv »verschmitzt«. Er war hilfsbereit und hatte ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, war unkonventionell und unbestechlich. Vor allem aber war er ein liebevoller Vater. Vielleicht liegt darin seine größte Leistung: Trotz all seines Leids, trotz seiner grausamen Mutter erzog er mich frei von jeder Gewalt, liebevoll, liberal und fortschrittlich. Nie forderte er blinden Gehorsam ein. Schon als ich ein kleines Kind war, nahm er mich ernst wie eine Erwachsene.

Ich wusste immer, dass er mich über alles liebte. Auch sein Suizid änderte daran nichts. Diese Liebe ist sein Vermächtnis. Sie ist größer als seine Krankheit, stärker als seine Bitterkeit.

Theodor-Wolff-Preis

Fabian Huber, geboren 1996 in Ingolstadt, machte seine journalistischen ersten Schritte in der Eishockey-Berichterstattung. Sein Studium Bachelor Journalistik mit Schwerpunkt Politik und Gesellschaft an der Katholischen Universität Eichstätt und der Catholic University of America in Washington D.C. schloss er 2019 ab. Nun folgt ein Master Internationale Beziehungen an der KU Eichstätt-Ingolstadt. Praktika führten ihn in das Wirtschaftsressort bei *Die Zeit*, das Stadtviertelressort der *Süddeutschen Zeitung* und das Auslandsressort des Magazins *Stern*. Aktuell arbeitet er als freier Journalist in Bayern, vor allem für die Seite Drei der *Augsburger Allgemeinen*, und schreibt er vor allem lange Reportagen, manchmal auch investigativ.

FABIAN HUBER ist nominiert in der Kategorie »Bestes Lokalstück« mit »Bis dass der Tod uns nicht scheidet«, erschienen am 13. November 2020 in der *Augsburger Allgemeinen*.

Bis dass der Tod uns nicht scheidet

Von Fabian Huber

Ein Paar, beide über 90, fast 70 Jahre Ehe. Sie versprechen sich: Wir sterben gemeinsam. Eines Abends erstickt er seine demenzkranke Frau. Sein Suizidversuch scheitert, er kommt vor Gericht. Eine Geschichte über Liebe, Verzweiflung und ein Happy End, das gar keines sein kann.

Es gibt in diesem Land Telefone, durch deren Leitung sich täglich unvorstellbare Dramen ihren Weg bahnen. Gabriele Tammen-Parr sitzt an solch einem Apparat in Berlin-Kreuzberg. Er klingelt etwa 200 Mal im Monat. Erst neulich, ein betagter Mann: »Wissen Sie, eigentlich bin ich schon Witwer. Meine Frau ist zwar noch da. Aber sie sitzt da wie ein Möbelstück. Ich bin einsam. Es geht nicht mehr.«

Tammen-Parr kennt viele solcher Geschichten. Vor einigen Jahren hat sie die Diakonische Beratungsstelle »Pflege in Not« gegründet – für pflegende Angehörige, die nicht mehr können, nicht mehr wissen, was sie tun sollen mit diesem Menschen zu Hause, der vom Ein und Alles zur Belastung geworden ist. Ihr eigener Schwiegervater etwa. Dement, nachtaktiv, rauchte, legte die Zigarette auf dem Couchpolster ab und geisterte dann weiter. Jede Nacht stand seine Frau auf, ging ihrem Mann hinterher und startete dann ausgelaugt in den neuen Tag. Überforderung, Verzweiflung, Gewalt.

3,41 Millionen Pflegebedürftige gibt es laut Statistischem Bundesamt in Deutschland, Tendenz stark steigend. 59 Prozent der Menschen, die zu Hause einen Demenzkranken betreuen, fühlen sich nach einer Studie der Krankenkasse DAK überfordert. Und 40 Prozent aller pflegenden Angehörigen sind nach einer Untersuchung des Zentrums für Qualität in der Pflege bereits gewaltsam geworden. Das Land diskutiert über Pflegeheimskandale, Personalschlüssel, Gehälter, Systemrelevante und Balkonklatzsch. Zu Recht. Was oft vergessen wird: In Deutschland findet die Pflege zu einem Großteil zu Hause statt, in drei von vier Fällen, gut zur Hälfte sogar allein durch Angehörige. Und oft zerbrechen da – zwischen Blumengardinen und Porzellangeschirr, schwarz-weißen Hochzeitsfotos und Mitbringseln aus dem Toskana-Urlaub zu Adenauer-Zeiten – ganze Seelen, ganze Ehen, ganze Leben.

Donnerstag, ein nebliger Novembertag, Landgericht Würzburg. Es ist der zweite und letzte Verhandlungstag im Verfahren gegen einen 92-Jährigen aus

Gemünden im Landkreis Main-Spessart. Der Angeklagte hat fast 70 Jahren Ehe ein Ende gesetzt und seine schwer demente Frau erstickt. Ein Suizidversuch im Anschluss scheiterte. Totschlag mit markerschütterndem Motiv: Liebe und Überforderung. Die Pflege seiner Frau raubte ihm die letzte Lebenskraft. Leicht gebückt, aber mit sicheren Schritten betritt der alte Mann den Gerichtssaal. Er trägt eine karierte Jacke, dicke Brille, die Haare sind nach hinten gekämmt. Auf seiner Stirn erzählen tiefe Falten von einem bewegten Leben.

Geboren 1928 im Spessart, beginnt er noch als 16-Jähriger die erste große Reise. Die Alliierten marschieren zu Kriegsende Richtung Würzburg. Mit einem Freund flieht der Jugendliche aus Furcht nach Österreich. Zu Fuß. Er gerät in Kriegsgefangenschaft und läuft danach erneut. Von Niederbayern nach Unterfranken. Nach Hause. Sein neues Leben beginnt.

Er schließt eine Malerlehre ab und lernt ein gleichaltriges Mädchen kennen, geflohen aus Schlesien – „meine Margarethe“. Die beiden heiraten. Sie wird, klassisch in den 50er Jahren, Hausfrau. Er bringt das Geld nach Hause, leitet ein Geschäft für Malerzubehör. Sie bauen ein Haus mit Garten, reisen viel, nach Alaska, nach Kanada, wo Verwandtschaft lebt. Szenen einer Bilderbuchehe.

Doch im Laufe der Jahrzehnte vergilben die Seiten. Der Kinderwunsch bleibt ein Leben lang unerfüllt. Dann bekommt die Frau Arthrose an Händen und Hüften. Das Gehen fällt schwerer, der Haushalt sowieso. Mit 80 Jahren bringt ihr Mann sich mithilfe des Internets das Kochen bei, um sie zu versorgen.

Eigentlich, so schildert der Schwager des Angeklagten aus der Wohnung über ihnen bei der Verhandlung, war ihre größte Angst stets, dass er vor ihr geht. Tatsächlich versprechen sie sich: Wir gehen irgendwann zusammen. In Würde.

In einem Friedwald im Nachbardorf suchen sie sich einen Baum und zwei Urnengräber aus. »Der Tod war nie ein Tabuthema«, sagt der Angeklagte, der sich am Donnerstag zum ersten Mal selbst äußert. Als »eineiige Zwillinge« beschreibt der Schwager das Paar. Der Fall ist durchtränkt von Trauer. Das ist allen Beteiligten anzumerken. Dem Angeklagten, der immer wieder stockt, neu ansetzt, in weichem Fränkisch. Den Angehörigen, die dem 1,65 Meter kleinen Mann Mut zusprechen, wenn er in den Pausen durch das Foyer des Gerichts tappst, den Blick schweifen lässt, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und aus seiner Wasserflasche nippt.

Oberstaatsanwalt Thorsten Seebach, der sich sichtlich um Einfühlsamkeit bemüht.

2015 zeigen sich bei der Frau des Angeklagten erste Demenzanzeichen. Anfangs geht er mit ihr zum Gedächtnistraining. Sie erhält Pflegegrad drei. Ab 2019 dann verschlechtert sich ihr Zustand rapide. Sie bekommt Wahnvorstellungen, sieht fremde Männer in der Wohnung, irrt orientierungslos umher. Eine Darmverengung macht sie inkontinent. Er wischt es weg, gibt ihr Medikamente, geht einkaufen, zieht sie an, macht den tausend Quadratmeter großen Garten.

Sie will irgendwann nichts mehr essen, nimmt starkes Morphinum, verliert viel Gewicht. In den letzten Wochen ihres Lebens soll sie den Mann, mit dem sie fast 70 Jahre verheiratet war, kaum mehr erkannt haben. Zweimal die Woche kommt jemand von der Sozialstation. Es hilft nichts, es wird zu viel. Die Überforderung. Die Angst, sie ins Heim geben zu müssen. Das Versprechen, gemeinsam die Welt zu verlassen. »Mich hat die Pflege derart überlastet, dass ich zum Schluss keinen Ausweg mehr gefunden habe. Ich habe meine Frau von ihrem Leiden erlösen wollen«, sagt er.

Selbst in den schrecklichsten Stunden seines langen Lebens bleibt der 92-Jährige fürsorglich. Der 3. November 2019, so rekonstruiert das Gericht, beginnt wie jeder andere Tag auch: mit der Unterleibs-Reinigung und einem gemeinsamen Frühstück. Am nächsten Tag ist eine zweiwöchige Kurzzeitpflege für die Demenzkranke anberaumt.

Abends schaut das Ehepaar gemeinsam fern, die Frau blickt apathisch auf den Bildschirm. Dann setzen sie sich aufs Bett. Er zündet eine Kerze an, schenkt zwei Schoppen Wein ein, wie er das oft getan hat. Seiner Frau mischt er fünf bis sechs Schlaftabletten unter. Wenige Tage zuvor hat er Abschiedsbriefe verfasst. Die Unterlagen für zwei Beerdigungen liegen bereit, ebenso die Versicherungspapiere.

Die beiden umarmen sich. Ein letztes Mal. »Es war eine liebevolle Beziehung«, presst der Angeklagte heraus, als er von der Tat erzählt. Nachdem sie weggedöst ist, drückt er ihr ein geschirrtuchgroßes Hasenfell ins Gesicht, bis sie aufgehört zu atmen. Noch eine Stunde liegt er neben ihr, verabschiedet sich.

Er heftet einen Zettel an die Tür – »Bad bitte nicht betreten. Sofort die Polizei rufen« –, lässt den Schlüssel stecken und legt sich in die Badewanne. Von dort wählt er um kurz nach 22 Uhr den Notruf, bittet, die Leichname unauffällig zu bergen und mit den Hinterbliebenen »schonend« umzugehen. Dann taucht er den Föhn ins Wasser.

Die Rettungskräfte finden die Frau nur noch tot auf. Ihr Ehemann liegt unverseht in der Wanne, will sich noch ertränken. Als »verzweifelt und lebensmüde«

beschreiben ihn die Ersthelfer. Bilder vom Tag nach der Tat zeigen einen kraftlosen Mann, das Kinn unrasiert, die Augen eingefallen. Für vier Wochen kommt er in Untersuchungshaft, psychiatrische Abteilung, Suizidgefahr. »Das war wie im Verlies. Ich bin als Halbtoter rausgekommen«, erzählt er. »Es war erschreckend«, sagt sein Verteidiger Norman Jacob.

Wie einen Menschen bestrafen, der seiner großen Liebe ein Versprechen für die Ewigkeit gegeben hat – auf dass der Tod sie nicht scheidet? Der, so sieht es die psychologische Gutachterin, derart überlastet, verzweifelt und letztlich schwer depressiv war, dass er »kein Licht am Ende des Tunnels« sah. Für den, wie sein Anwalt sagt, »jede Gefängnisstrafe lebenslänglich bedeuten würde«. Dessen letzte Worte vor Gericht sind: »Ich kann nur sagen, dass ich das alles sehr bedauere.« Die Staatsanwaltschaft plädiert auf zwei Jahre und neun Monate Haft, was nach deutschem Strafrecht nicht zur Bewährung ausgesetzt werden kann. Ein minderschwerer Fall des Totschlags. Aber eben Totschlag.

Verteidiger Jacob fordert eine Bewährungsstrafe, also maximal zwei Jahre. Es folgen quälende zwei Stunden bis zur Urteilsverkündung, die sich der Angeklagte mit einem Spaziergang vertreibt. Ein Rückblick. März 2015, Esslingen: Ein 61-Jähriger bringt seine bettlägerige Mutter um. Ein Selbstmordversuch scheitert.

Zweiter Weihnachtsfeiertag 2016, München: Eine schwer Demente, 84, fängt am frühen Morgen an zu röcheln. Ihr Mann erstickt sie mit einem Waschlappen, schneidet sich dann die Pulsadern auf, stirbt aber nicht. März 2018, Leipzig: Ein 72-jähriger Demenzkranker wird von seinem Sohn mit einem Holzschleiterschläger erschlagen. Nach knapp einem Monat häuslicher Pflege.

Januar 2020, Billigheim in Baden-Württemberg: Ein 79-Jähriger erdrosselt seine pflegebedürftige Frau mit einer Kordel. 58 Jahre Ehe, drei Söhne. Danach schneidet er sich mit einem Schinkenmesser in die Handgelenke. Vor Gericht sagt er: »Der Akku war leer.«

Offizielle Zahlen zu Tötungsdelikten in der häuslichen Pflege haben weder das bayerische Justizministerium noch das Statistische Bundesamt. Wenn Pflegeberaterin Birgit Staib von solchen Fällen hört, senkt sich ihre Stimme. Sie sagt: »Die Erwartungshaltung an sich selbst oder an den Partner, die Pflege innerfamiliär stemmen zu können, weil man sich das mal versprochen hat, gibt es häufig. Oft wird dann keine Hilfe von außen angenommen.« Auch Staib

bietet eine Art Sorgentelefon an, für die Arbeiterwohlfahrt in Nürnberg. »Im Grunde genommen spüre ich die Überlastung in jedem Gespräch, vor allem bei Demenz«, berichtet sie. »Sie haben einen Menschen an Ihrer Seite, der nach und nach Fähigkeiten verliert – kognitiv, verhaltensmäßig, körperlich.« Ihre Berliner Kollegin Gabriele Tammen-Parr sagt: »Die Pflege kann eine Ehe in die absolute Schiefelage bringen. Plötzlich entsteht eine große Abhängigkeit, geknüpft an viele Erwartungen. Die meisten Pläne, die man noch gemeinsam hatte, gehen meist nicht mehr.«

Urteilsverkündung in Würzburg. Verteidiger Jacob spürt in diesem Moment erstmals seit zehn Jahren beim Abschluss eines Verfahrens seinen Puls, erzählt er später. Der Angeklagte lauscht ruhig, aber geschaffelt den Worten des Vorsitzenden Richters Hans Brückner. Er verurteilt den 92-Jährigen zu zwei Jahren Haft – auf Bewährung.

Ein Monat mehr, und er müsste ins Gefängnis. An die Caritas muss er außerdem 10.000 Euro zahlen. Das Geständnis, das Alter, der Suizidversuch, das Motiv der Liebe, die Depression, das Versprechen – all das hat am Ende eine Rolle gespielt. Wenn der Mann, der nicht mehr leben wollte und jetzt weiterlebt, ohne seine bessere Hälfte durch die Wohnung geht, sieht er seine Margarethe noch immer. So erzählt er das vor Gericht. Er sehe sie am Küchentisch. Auf dem Sessel. Im Bett. Dieser Umstand allein, sagt der Richter, sei Strafe genug.

AUGSBURGER ALLGEMEINE

Nr. 263 vom 13. November 2020

Theodor-Wolff-Preis

Susanne Lenz, Jahrgang 1962, war die erste Westdeutsche, die nach dem Mauerfall bei der *Berliner Zeitung* anfang. Das war im August 1990. Sie war dort zunächst in der Innenpolitik tätig, später als Reporterin im Brandenburg- und dann im Berlin-Ressort. Von 2004 bis 2009 arbeitete sie als DAAD-Lektorin an der University of the Philippines in Manila und war dann bis 2012 Dozentin am Department of Media and Communication der Königlichen Universität Phnom Penh in Kambodscha, eine Ausbildungsstätte für angehende Journalisten. Aus beiden Ländern schrieb sie Korrespondentenberichte für die *Berliner Zeitung*. Nach ihrer Rückkehr wechselte sie ins Feuilleton. Ausgehend von ihren Recherchen in Kambodscha gab sie 2017 gemeinsam mit Jutta Werdes und Bastian Bretthauer »Kambodscha. Ein politisches Lesebuch« heraus.

SUSANNE LENZ ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Stück« mit »Was war das für ein Rausch«, erschienen am 4. Juni 2020 in der *Berliner Zeitung*.

Was war das für ein Rausch

Von Susanne Lenz

Techno-Clubs wie der Tresor machten Berlin berühmt. Wegen Corona bleiben die Läden geschlossen, viele Betreiber bangen um die Existenz. Eine Club-Gängerin erinnert sich und spricht mit wichtigen Partymachern.

Berlin. Wann ich meine erste Nacht in einem Club verbrachte, weiß ich nicht mehr. Es war Anfang der Neunziger, es war kalt, die Warteschlange lang. Der Club hieß Tresor, heute weiß ich, dass das der erste Techno-Club Berlins war. Erinnern kann ich mich an den Keller, diese niedrige Höhle, an das Wummern des Basses in meiner Brust, die harten Klänge, als stünde man in einem Maschinenraum, die Wärme, die Tänzer. Es war wild, und ich fand es ein bisschen unheimlich. Vielleicht war ich noch nicht lange genug in der Stadt, Ende 1987 war ich von Heidelberg nach Berlin gezogen.

In dem großartigen Oral-History-Buch »Der Klang der Familie« über die Techno-Szene nach dem Mauerfall beschreibt Dimitri Hegemann, wie er und ein Freund sich im Sommer 1990 aus Kreuzberg kommend auf die Suche nach neuen Räumen in Ost-Berlin machten und diese Baracke an der Leipziger Straße ihre Aufmerksamkeit erregte. Wie sie sich den Schlüssel bei einem Hausmeister besorgten, mit der Auskunft, sie wollten dort eine Galerie mit Stehausschank eröffnen, ein dehnbares Zauberwort. Den Keller entdeckten sie dann erst, es war der Tresorraum des einstigen Wertheim-Kaufhauses an der Leipziger Straße. Er gab dem Club, der aus der Baracke entstehen sollte, den Namen. Dimitri Hegemann beschreibt den Moment so: »Als wir durch die offene Stahltür in den Tresorraum mit den rostigen Schließfächern gekommen sind, war uns allen sofort klar: Das war's mit der Suche.« Hegemann öffnete den Tresor im März 1991.

Weitere Namen waberten bald durch die Stadt: Planet, WMF, Bunker, E-Werk, Eimer. Viele waren nicht weit weg vom Mauerstreifen, die meisten östlich davon. Manche waren komplett illegal, viele bekamen dank ungeklärter Eigentumsverhältnisse und überforderter Verwaltungen befristete Mietverträge. Bis das Bauvorhaben startet, hieß es oft. Es gab die Räume, und es gab diese mit Computern gemachte Musik, die ihre Anfänge in Detroit genommen hatte, aber nun zum Wende-Sound wurde.

Ihr wichtigstes Element ist der Loop. Diese elektronischen Endlosschleifen passten gut zum Ende der Geschichte, das mit dem Mauerfall gekommen zu sein schien. Und alle, die etwa in »Klang der Familie« zu Wort kommen, be-

schreiben die Clubs als Orte, an denen sich die jungen Leute aus Ost und West ganz nah kamen, die erste gesamtdeutsche Jugendkultur. Man spürte die Euphorie.

Von der Euphorie erzählt auch Oliver Marquardt, er war von Anfang an dabei. Als ich ihn vormittags anrufe, steht er in einer Schlange vor einem Café. Wie das war damals? »Es war ein Befreiungstanz.«

Oliver Marquardt ist 1969 in Ost-Berlin geboren, er prägt die Berliner Techno-Szene als DJ Jauche seit 30 Jahren. Man könnte sagen, dass er in den Startlöchern stand am 9. November 1989. Denn dass er später mal auflegen wollte, wusste er schon mit 14. Er verlor keine Zeit. In der ersten Woche nach dem Mauerfall kaufte er sich zwei Turntables, er machte den entscheidenden Plattenladen in Steglitz ausfindig: Pinky Records. Als er lange genug geübt hatte, zwei Schallplatten zusammen zu mixen, fing er an, eigene Partys zu veranstalten. Er legte in Jugendclubs auf, in besetzten Häusern oder in einem S-Bahnbogen. Mitte der 90er-Jahre stellte er seinen älteren Bruder bei eigenen Veranstaltungen an die Tür. Das ist Sven Marquardt, den heute alle als Türsteher vom Berghain kennen.

Der Mann, der ficken wollte

Ich selber kam erst Ende der 90er-Jahre richtig dazu, als die Loveparade noch auf dem Kurfürstendamm stattfand. Dann bin ich eine Zeitlang viel ausgegangen, war im WMF, das damals in der Johannisstraße in Mitte war, aber immer wieder umzog. Der ständige Ortswechsel war zu seinem Markenzeichen geworden. Zunächst war das kein Problem, denn es gab ja genug Platz.

Ich war im Ostgut, später im Berghain, im 103 und im Cookies an der Friedrichstraße, wo das Publikum schicker war und diese tollen Kronleuchter über dem Tresen hingen. Der beste Raum lag im hinteren Bereich, mit den Klos in der Mitte. Die normalen Leute versuchten sie dadurch fernzuhalten, dass sie nur dienstags und donnerstags aufmachten.

Es gibt Momente, die ich nie vergessen werde. Den Typen, der mir eines Sonntagmorgens im Tresor »Ich will ficken« entgegenrief, eine Art freundlicher Begrüßung. Denn es ging nicht um Anmache an diesen Orten, es ging ums Feiern. Als der DJ in der Panoramabar im Berghain »Everybody Dance« von

Chic spielte: »Dancing helps relieve the pain, Soothes your mind, makes you happy again.« Und durch die Fensterläden sah man, dass es draußen langsam hell wurde. Oder als im Cookies im Morgengrauen Justus Köhnke erklang und ich mich fühlte, als ginge es um uns alle in diesem Raum: »Wir jagen die Monotonie, wir fliegen so weit wie noch nie.« Es war und ist eine Form von Glück, die man erleben kann in dieser Gemeinschaft, mit der Musik, egal ob man tanzt oder sitzt, irgendwo herumliegt, sich küsst.

Von diesem Glück erzählt auch Oliver Marquardt an dem Morgen, als wir miteinander sprechen, denn als DJ ist er ja ein wichtiger Teil dieser Gemeinschaft: »Mit den Menschen zusammen etwas zu erzeugen und etwas zurückzubekommen«, sagt er. Es ist diese Zeit, die den Mythos Berlins begründet.

Hätte ich diesen Text vor drei Monaten geschrieben, hätte ich gesagt, dass das alles lange her ist, dass eine Zeitenwende stattgefunden hat, auch wenn es immer noch Clubs gibt in Berlin. Viele Räume sind bedroht, manche sind für immer verschwunden. Es war ein Zufall, dass ich am 17. April 2005 in Berlin war, ein Jahr zuvor war ich nach Manila gezogen. Aber an dem Tag konnten wir dabei sein, als eine Ära zu Ende ging: bei der letzten Party im Tresor.

Als wir am frühen Sonntagabend nach Hause wollten, hatte ich meinen Fahrradschlüssel verloren. Am Montagvormittag kam ich also mit meiner zweijährigen Tochter im Schlepptau und einem Bolzenschneider wieder. Aus dem Club kam Musik. Am Eingang stand immer noch ein Türsteher, aber ich hatte meinen Stempel ja noch auf dem Handrücken, und er ließ uns rein. Alle beide. Es standen ein paar Leute auf der Tanzfläche.

Der letzte Abend

Es war immer schwer, bei diesen Partys das Ende zu finden, aber wahrscheinlich nie so schwer wie an diesem Tag. Dimitri Hegemann ergriff schließlich die Initiative. Er schob eine CD ein: »I love you« von Juan Atkins. Als das Stück vorbei war, nahm er sie heraus und überreichte sie meiner Tochter: »Für den Nachwuchs.«

Die Stahltür des Tresors – sie haben sie damals mitgenommen – steht seit vergangenem Jahr im Humboldt-Forum, die CD mit dem letzten Stück, das dort gespielt wurde, steht bei uns zu Hause im Regal. Der Tresor bezog 2007 einen

neuen Raum im stillgelegten Heizkraftwerk an der Köpenicker Straße in Berlin-Mitte. Die Baracke an der Leipziger Straße 126a wurde abgerissen. Jetzt steht dort ein Bürogebäude.

Vor drei Monaten hätte ich geschrieben, dass der Wandel der Stadt sich im Wandel des Club-Lebens widerspiegelt. Dass auch für die Clubs die Mieten teurer werden, dass es weniger Autonomie gibt, mehr Regeln. Und dass die Berliner Clubs keine Orte mehr sind, an denen gesellschaftlich etwas wirklich Neues entsteht oder Bestehendes auch nur infrage gestellt wird.

Berlin ist seit mindestens zehn Jahren ein Anziehungspunkt für Club-Touristen aus aller Welt, die Szene hat sich verändert. Und die Clubs präsentieren sich selbst längst als Wirtschaftsfaktor, nummerieren die Umsätze, die die Stadt durch die Club-Touristen macht. Das ist irgendwie ernüchternd, auch wenn man versteht, dass das Teil ihres Überlebenskampfes ist.

Oliver Marquardt sagt, dass man zuletzt selten Berliner getroffen hat, er sagt auch, dass die Berliner Techno-Clubszene ohne den Party-Tourismus nicht in dem Ausmaß existieren würde. Dass es von dem, was er gut findet am Nachtleben, immer weniger gibt. Es sei von der inzwischen notwendigen Wirtschaftlichkeit erdrückt worden.

Oliver Marquardt spricht von Ausverkauf und davon, dass es auch in der Musik viel Schrott gibt. Aber nun sind die Clubs seit dem 12. März zu, das Wort Zeitenwende bekommt eine neue Bedeutung. »Das ist ganz komisch«, sagt er. »Auf einmal kann ich das, was ich 30 Jahre lang gemacht habe, nicht mehr machen.« Er hat zwei Platten aufgenommen in den vergangenen Monaten. Das sei das Einzige, was er tun kann, um zu zeigen, dass er noch da ist. Er ist DJ mit Herzblut, wie er sagt, es sei ihm nie ums Geld gegangen, aber jetzt geht es um die Existenz. Daran, dass wieder alles so wird, wie es war, glaubt er nicht.

80 Prozent der Gäste sprechen Englisch

Dimitri Hegemann erwische ich kurz vor einer Krisensitzung im Tresor am Telefon. Als wir am Abend dann länger telefonieren, erzählt er, dass sie im Tresor die Party zum 29-jährigen Bestehen absagen mussten. Sie hätte am 13. März stattfinden sollen, einen Tag, nachdem die Clubs zumachten. »Da-

mals haben wir noch geglaubt, in zwei drei Wochen ist das vorbei.« Damals wusste er noch nicht mal, was das ist, Kurzarbeit, jetzt sind seine eigenen Leute davon betroffen. 108 Menschen sind im Tresor fest angestellt. Klar, sie haben Rücklagen. »Aber sie schwinden schnell. Und wenn der Raum weg ist, ist auch der Club weg.« Da ist es wieder, das Schwinden der Räume, das vor langer Zeit angefangen hat.

Er habe sich in die Uckermark zurückgezogen, sieben Wochen lang, habe Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« gelesen. Jetzt vermisse er den Subbass, das sind diese kleinsten hörbaren Frequenzen im Bass, die man eher fühlt als hört. »Der lässt die Kleider flattern am Körper.« Er sagt: »Die letzten 30 Jahre, was war das für ein Rausch.« Und es klingt so wehmütig. In manchen Momenten wird er düster. »Im Grunde ist das der Untergang der Nachtkultur«, sagt er. »Auch wenn das keiner gern hört.« Nicht mal er selbst. Sie haben viel durchgespielt gedanklich für die Zeit der Wiedereröffnung, auch wenn keiner weiß, wann das sein wird. Einen Eingangstest vor dem Club könnte es geben, bei dem festgestellt wird: Ist jemand geimpft, hat jemand Temperatur. Das klingt nach Flughafen, nicht nach einem Ort des Rauschs.

Hegemann sagt selbst: »Der Zauber ist weg, Berlin hat einen Stich bekommen.« Wenn sie überhaupt wieder anfangen. 80 Prozent ihrer Gäste hätten Englisch gesprochen. Die sind jetzt alle weg. Dann kommt wieder der Romantiker durch, die Hoffnung auf eine große Silvesterparty, darauf, dass Corona es sich noch mal überlegt. Darauf, dass die Bundesregierung einen Eurofighter weniger kauft und ihnen allen die Miete bezahlt. Dass alles nur schläft und nicht stirbt. So wie die Tresorkammer. »Die hat ja auch 40 Jahre lang geschlafen«, sagt Hegemann.

Mein letzter Club-Besuch liegt zwei Jahre zurück. Ich war nicht in Berlin aus, sondern im Bassiani in Tiflis. Der Club befindet sich im Keller des georgischen Fußballclubs Dinamo Tiflis, eine Katakombe mit verschlungenen Gängen. Es ist ein Ort, an dem ich die Aufregung und die Gemeinschaft gespürt habe, die ich aus Berlin kenne. Die Stadtverwaltung hatte den Bassiani nach einer Polizeirazzia zwei Wochen vor meiner Reise zugemacht. In derselben Nacht hatten Zehntausende vor dem Parlamentsgebäude protestiert, jetzt war er wieder offen. Der Club ist in diesem homophoben Land ein sicherer Ort für Schwule, ein Rückzugsort.

Der Bassiani wird manchmal das georgische Berghain genannt. Ich bin nicht sicher, worauf der Vergleich zielt, aber die Berliner Clubs als Botschaft zu verstehen, die an vielen Orten gehört wurde und nachhallt, ist wahrscheinlich nicht verkehrt. Den Bassiani gäbe es nicht ohne das Berghain. Das ist die andere, die mythische Bilanz des Berliner Nachtlebens. Auch der Bassiani ist derzeit geschlossen.

BERLINER ZEITUNG

Nr. 127 HA vom 4. Juni 2020

Theodor-Wolff-Preis

Anna Petersen, Jahrgang 1993, war gerade erst volljährig, als sie zum Lokaljournalismus kam – und blieb. Während ihres Volontariats bei der *Allgemeinen Zeitung* in Uelzen entdeckte sie schnell ihre Leidenschaft für die Sozialreportage. Auch neben ihrem Studium der Kulturwissenschaften an der Leuphana Universität Lüneburg konnte sie es nicht lassen, freiberuflich mit Stift, Block und Gummistiefeln den Geschichten ihrer Umgebung nachzugehen. Seit September 2019 ist sie Redakteurin der *Landeszeitung für die Lüneburger Heide*. Ein Jahr zuvor wurde sie von der Jury der Fachzeitschrift *Medium Magazin* in die »Top 30 bis 30« gewählt.

ANNA PETERSEN ist nominiert in der Kategorie »Bestes Lokalstück« mit »Chaos im Kopf«, erschienen am 1. Februar 2020 in der *Landeszeitung für die Lüneburger Heide*.

Chaos im Kopf

Von Anna Petersen

Die erste Wohnung, der erste Freund, der erste Job: Julie macht sich auf in ein selbstständiges Leben. Vom Erwachsenwerden mit dem Fetalen Alkoholsyndrom

Bienenbüttel/Uelzen. Manchmal ist es, als hätte das Einhorn auf der Fußmatte Julies* Glück schon beim Verlassen der Wohnung aufgespießt und in Stücke gerissen. Diese verträumte Miene. Dieses auf Kokosfasern gedruckte falsche Versprechen einer Welt, die es so nicht gibt: einfach und mit ganz viel Glitzer drauf. Jenseits der Fußmatte ist gar nichts einfach, zumindest für Julie. Dort lauert das Chaos – immer und überall. Da reicht manchmal schon ein Anruf vom Arzt, der einen Termin verschieben will, ein platter Fahrradreifen oder ein Kollege im Café, der ihr Arbeit »wegnimmt«. Dann geht Julies Plan nicht mehr auf, ihr Plan vom »Normalsein«. Dann schmeißt sie sich zu Boden, schreit und weint. Schreit und weint, weil sie schreit und weint. Weil sie anders ist.

»Das hab ich halt von meiner Mutter her«, sagt Julie. Das klingt zu einfach, ist aber ärztlich diagnostiziert: Ihre Mutter hatte während der Schwangerschaft getrunken. Alkohol floss durch die Nabelschnur in Julies kleinen Körper. Ihre unreife Leber konnte das Gift nicht abbauen, der Alkohol griff ihr Gehirn an. Zur Welt kamen 2.700 Gramm Leben, die erst vor Hunger und Müdigkeit schrien, und mit jedem weiteren Tag ein bisschen mehr auch aus Verzweiflung. Allein im Jahr 2014 sollen in Deutschland einer Studie des Münchener Instituts für Therapieforschung (IFT) zufolge fast 13.000 Kinder mit alkoholbedingten Gesundheitsschäden zur Welt gekommen sein, darunter knapp 3.000 Babys mit der schweren Form, dem Fetalen Alkoholsyndrom (FAS). So wie Julie.

Unkontrollierte Gefühlsausbrüche, Vergesslichkeit, Hyperaktivität, Depression – die Liste an möglichen Folgen ist lang. »Kein Erwachsener kriegt damit sein Leben ganz normal auf die Reihe«, sagt der Berliner Kinderarzt und FAS-Experte Hans-Ludwig Spohr. Doch genau das hat sich Julie in den Kopf gesetzt: ein normales Leben. Ende 2018 ist die 21-Jährige aus ihrer betreuten Wohngruppe in Uelzen ausgezogen – in eine eigene Wohnung. Die LZ hat sie ein Jahr lang bei den ersten Schritten in ein selbstständiges Leben begleitet.

Frühling

Heute ist ein guter Tag. Die Wohnung ist aufgeräumt, Betreuer »Olli« sitzt an seinem Platz am Küchentisch, die Redakteurin ist pünktlich. Ein bisschen zu jung vielleicht, urteilt Julie spontan, und ein bisschen zu neugierig. Aber alles läuft nach Plan – und darauf kommt es schließlich an. Julie kann nun endlich einen Haken setzen bei »Besuch empfangen« auf der Liste zwischen Aufräumen und Wäsche waschen – erst im Kopf und später dann, wenn alle weg sind, auch auf dem Papier. Muss ja nicht gleich jeder wissen, das mit den Plänen.

An diesem Tag sieht der Himmel fast so aus wie die Wände im Schlafzimmer: türkisblau. An türkisblauen Tagen huscht einmal öfter ein Lächeln über Julies blasses Gesicht. Da kommen die dunklen Gedanken seltener, die Selbstzweifel und auch die immer wiederkehrende Frage, ob das Leben noch lebenswert ist.

Das weiß niemand besser als »Olli«, der »Krisenmanager« vom ambulant betreuten Wohnen. Den ruft sie an, wenn die Depressionen sie tagsüber an die Matratze tackern, der räumt mit ihr auf, wenn sie den Haushaltsplan aus dem Blick verliert, öffnet mit Julie unangenehme Briefe und nickt bestätigend, wenn sie sich gerade nicht sicher ist, ob das, was sie der Redakteurin erzählt, verständlich ist.

Olli hat auch geholfen, als ihre gesetzliche Betreuerin im Herbst die Wohnung in Uelzen organisierte: Möbel kaufen, streichen, einräumen. »Das war sehr aufregend für mich«, erzählt sie. »Man muss ziemlich viel allein machen, was ich so noch nicht gemacht habe.« Auch jetzt noch, wo alles an seinem Platz steht – damit sich das Chaos vor der Fußmatte nicht auch in ihrer Wohnung breitmacht.

Aber Julie hat alles im Griff. Julie hat einen Schwerbehindertenausweis – ja, aber doch nicht, weil sie behindert ist... Dass sie damit kostenlos Zug fahren und manchmal günstiger ins Kino kann, sagt sie. Dass sie den wohl hat, weil sie oft traurig ist und ziemlich wütend. Also, früher mal. »Ich hab damals andere Menschen verletzt – und das wollte ich dann irgendwann nicht mehr.« Schluss, aus, vorbei!

»Ich bin halt seeehr viel bei Psychologen gewesen.«

FAS ist nicht heilbar. Was ein Mensch mit FAS braucht, ist eine Strategie – so sieht das Julie. Wenn sie also wütend wird, dann hört sie seit neuestem laut Musik. Zwischen den orange gestrichenen Wohnzimmerwänden hat sie ein Regal mit CDs vollgepackt. »Namika« zum Beispiel, die singt auf Deutsch – und Julie aus der Seele: »Sie haben mich runtergebrochen auf 30 Billionen Zellen und 212 Knochen, doch das Herz schlägt und sehnt sich nach mehr.« Nach mehr Glitzer und Frieden mit dem, was passiert ist.

Die Vergangenheit. Das ist ein Kapitel, das hat keinen Platz in ihrer neuen Wohnung. Lediglich zwei Bilder von früher durften einziehen: eins von Julie, da ist sie vielleicht drei oder vier Jahre alt, kurze dunkle Haare, schüchternes Lächeln. Und eins von ihrer Mutter beim Schneeschippen im Winter. »Mehr möchte ich nicht«, sagt Julie ziemlich ernst. Als handele es sich dabei um einen schwarzen Fleck in diesem quietschorange Kosmos der Glückseligkeit.

Julie spricht nicht vom „fetalen“, sondern vom „fatalen“ Alkoholsyndrom und findet damit ungewollt die richtigen Worte für das, was es ist: fatal.

Ihr Vater starb, da war Julie zwei Jahre alt. »Meine Mutter konnte sich nicht um mich kümmern. Sie war sehr krank und ist sehr krank und bleibt sehr krank – glaube ich.« Und wer krank ist, dem darf man nicht böse sein, oder? Und wenn man eine Mutter hat, darf man sie nicht nicht lieben, oder doch? Julie ist sich da nicht so sicher. »Aber meine Pflegemutter lieb ich mehr.« Mit acht Jahren zog Julie nach Bienenbüttel – in eine neue Familie. »Weil ich viele Schicksalsschläge hinter mir hab«, erklärt sie. »Meine Mutter hat sich nicht um mich gekümmert, sie hat mich teilweise verhungern lassen, sie hat mich geschlagen, sie hat mir wehgetan.« Jetzt ist Julie doch ein bisschen wütend.

Vieles von dem, was in ihren ersten acht Lebensjahren vorgefallen ist, lässt sich heute kaum noch rekonstruieren. Weil Julie noch klein war, vermutlich aber auch, weil ihre Gedächtnisleistung durch das »Passivtrinken« Schaden genommen hat. Es ist, als hätte der Speicher in ihrem Kopf Löcher. Julie meint sich zu erinnern, dass es »Fremde« gab, die sie nachts mit dem Taxi durch die Gegend fuhren – kann jedoch nicht sagen, ob es Männer oder Frauen waren.

Sie berichtet, dass ihre Mutter ihr vor einem Jahr mitgeteilt habe, sie wolle keinen Kontakt mehr – weiß aber nicht mehr, ob das bei einem Treffen war oder am Telefon. Nur noch, dass es wehtat.

Eine, die sich noch gut erinnern kann, ist Julies Kindergärtnerin. Sie zögert zunächst, will dann aber doch erzählen: die Geschichte eines Mädchens, das in einem Obdachlosenheim aufwuchs und schon als Dreijährige mit Fäusten und Kraftausdrücken alle vergraulte, die ihr zu nahe kamen. Oft sei Julie nicht warm genug angezogen gewesen, erzählt die Kindergärtnerin, also habe sie Kleiderspenden von anderen Eltern erworben.

Sie erinnerte die Mutter an wichtige Arzttermine, spielte Zahnfee und Weihnachtsmann – kurz: übernahm die Verantwortung, die sonst niemand übernehmen konnte oder wollte. »Das Jugendumt war da immer mit im Spiel«, betont sie, mehrfach habe sie auf die Vernachlässigung hingewiesen. »Aber die meinten immer noch, dass das ausreichend ist.«

Später, als Mutter und Kind in eine eigene Wohnung zogen, habe es nur sie zwei gegeben, einige Katzen und eine »verwahrloste« Bekannte, die in dem Chaos ein und aus ging. Julies Mutter sei nicht grob gewesen, nur ihrer Aufgabe geistig nicht gewachsen. Letztlich habe wohl die Schule auf den Umzug in eine Pflegefamilie gedrängt. »Aber das hätte schon viel früher passieren müssen.«

Jetzt sitzt Julie in ihrer eigenen Wohnung, in der es keine Katzen gibt und kein Chaos. In einer Wohnung, für die sie Geld verdienen geht – im Uelzener Café Samocca. Dort sind viele Menschen mit einer Behinderung beschäftigt. An fünf Tagen pro Woche arbeitet Julie sechs Stunden als Servicekraft, an türkisblauen wie an grauen Tagen. Ende 2017 bescheinigte ihr die Stiftung »Leben leben«, die das Café betreibt, den Abschluss einer hausinternen Qualifizierung zur Servicekraft in der Hauswirtschaft. »Das war ein sehr, sehr schöner und wichtiger Moment für mich, dass ich so was machen konnte und auch bestanden habe«, erzählt Julie. Warum? Ganz einfach: »Ich will nicht so wie meine Mutter enden – dass ich irgendwann keine Arbeit mehr hab und so.«

Sommer

Neulich ist es doch wieder passiert: Julie ist ausgerastet – dreimal in nur einer Woche. »Geschrien, geweint, abgehauen«, fasst sie knapp zusammen. Sie sitzt genau dort, wo es passiert ist – mitten im Café Samocca –, nippt an ihrem Tee

und grübelt über die Auslöser. Legt das Gesicht in Falten, zuckt mit den Schultern: »Keine Ahnung.« Es ist später Mittag, bis eben musste Julie noch die Gäste bedienen. Sie hat jetzt jeden Tag Frühschicht. Julie weiß: Die Alternative wäre eine Versetzung in die Werkstätten der Stiftung »Leben leben« gewesen: Mappen heften, Rollläden zusammenbauen. Das hat sie schon einmal gemacht – und sich dabei gelangweilt. Dann doch lieber um 6 Uhr morgens aufstehen.

Gut, dass es Finn* gibt, Julies »große Liebe«. Der sitzt schweigend neben ihr, studiert die Karte und kritzelt mit einem Stift ein Kreuz hinter den Kräutertee. Eine Bedienung kommt und sammelt das Kärtchen ein. Julie findet das Bestellprinzip äußerst praktisch. So passieren keine Fehler – Julie hasst Fehler, besonders ihre eigenen.

»Finn hat nur ein ganz kleines Handicap«, erzählt sie, und dass sie sich schon aus der Förderschule kennen. Er wird ein bisschen rot. »Ich brauch bei manchen Sachen halt ein wenig länger, bis ich sie kann«, nuschelt er und will es dabei auch gern belassen. Julie aber nicht: »Er hat seinen Abschluss geschafft und seinen Traumjob gefunden«, plappert sie aufgeregt über das Café-Gemurmel hinweg. »Er hat was aus sich gemacht.«

Jetzt soll Finn auch mal was sagen – über sie. »Da fällt mir spontan gar nichts ein«, sagt er. »Du siehst halt gut aus.« Julie ist nicht zufrieden. Finn grübelt weiter. »Ihre Art finde ich auch gut. Sie kann schon mal ganz witzig sein.« Julie: »Echt?« Finn: »Joa.« Julie kichert. Neulich, als sie ausgerastet ist, da hat sie sofort Finns Nummer gewählt. Der ist in den nächsten Zug nach Uelzen gesprungen und hat sie aufgefangen, hat gesagt: »So was geht eigentlich nicht. Du musst dich entschuldigen.« Julie nickt: »Da war ich tapfer. Obwohl ich das überhaupt nicht gern mache – irgendwo anrufen. Aber ich musste mich bei ein paar Gästen entschuldigen, die haben das ja alle mitbekommen...«

„Woher nimmst du die Kraft, mich aufzufangen“,
fragt Julie. „Ich mach das, weil ich dich liebe“,
antwortet Finn.

Seit ein paar Wochen schläft Julie schlecht. Stundenlang starrt sie nachts auf die türkisblaue Wand und grübelt: Warum habe ich mich nicht im Griff? Was passiert als nächstes? Und: Wie geht es Mama? »Ich denk halt immer mal

wieder darüber nach, Kontakt zu ihr aufzunehmen...« Nur mal nachfragen, wie es ihr geht. Und vielleicht ein bisschen erzählen von dem, was sie so vor hat. »Aber nein, das mache ich nicht!« Dabei gäbe es so viel zu erzählen. Fast hätte Julie vergessen, das Wichtigste zu erwähnen: die Verlobung. Ende April ist Finn vor ihr auf die Knie gegangen. »Wo war das noch? Auf dem Krakelberg?« Finn verdreht die Augen: »Kaaaalkberg, nicht Krakelberg.« Jedenfalls meint Julie, habe sie das schon den ganzen Tag gehäht. »Er hat dann ein paar Worte gesagt, so was wie: Wir sind ja jetzt schon... Wie lange zusammen?« Sie winkt ab. »Egal.« Spätestens in zwei Jahren wollen sie heiraten. Am liebsten am Strand in einem dieser trägerlosen weißen Kleider, wie sie die Frauen in den Hollywood-Filmen tragen. »Aber das ist zu teuer.« Finn möchte das so nicht stehen lassen. »Vielleicht hab ich bis dahin auch mega Erfolg und verdiene einen Haufen Kohle.«

Finn will Beikoch werden, Julie zweifelt derweil immer öfter, ob im Café ihre Zukunft liegt. Neulich sollte sie das Frühstück organisieren. »Das hat nicht geklappt. Ich hab das einfach nicht auf die Reihe gekriegt«, flucht Julie: zu viele Dinge auf einmal, zu wenig Anleitung. Jetzt bastelt sie die Präsentkörbe. Geschenke sind eine tolle Sache, findet Julie. Geschenke machen glücklich.

Aber soll es das wirklich schon gewesen sein? Vor kurzem hat sich ein Mann von der Lebenshilfe im Café erkundigt, ob jemand ein Praktikum im Pflegeheim machen will. Da hat sich Julie sofort gemeldet. »Weil ich halt keine Oma und keinen Opa mehr habe und mich gern um Menschen kümmerge«, erklärt sie. Besonders um solche, die es schlecht haben. »Auch, wenn ich mit behinderten Leuten arbeiten würde, würde mich das total faszinieren.«

Herbst

Der Herbst hat durchaus seine Vorzüge: Pilze. Julie kennt sie alle beim Namen. Heute zieht sie mit einem Korb in der Hand und ihrem Pflegevater Karsten* suchend durch die Wälder bei Bienenbüttel. Das haben sie immer schon so gemacht. Weil es sonst wenig gab, was Julie interessierte. »Das war sie anfangs einfach nicht gewohnt«, sagt Karsten und beugt sich zu Boden, um einen Pilz... »Nicht abschneiden«, brüllt Julie aus der Ferne. Warum? »Weil ich das so gelernt habe.« Karsten fügt sich. In diesem Metier macht ihr niemand etwas vor.

Verzweifelt hatte die Familie in den ersten Wochen nach ihrer Zusammenführung nach Dingen gesucht, die Julie begeistern könnten: Schwimmen, Basteln, Bücher... Pilze waren das erste, wofür sich Julie erwärmen konnte. An diesem Oktobertag verspricht die Ausbeute groß zu werden. Vielleicht ein guter Moment, um nochmal auf die Kindheit zu sprechen zu kommen...

Julie, hast du dir eigentlich Geschwister gewünscht? »Ich wusste gar nicht, dass es so was gibt. Siehst du den Pilz? Der ist schön.«

Wart ihr viel unter Menschen? »Nö. Da, wieder einer!«

Und dein Vater...? »Hat sich totgesoffen. Wir spielen jetzt ein Spiel: Wer zuerst eine Marone sieht!« Weg ist sie.

Karsten beobachtet mit mildem Lächeln, wie seine Pflөгetochter gedankenversunken durch den Wald flitzt. Ein hagerer Mann mit tiefen Lachfalten, schulterlangen grauen Haaren und einer Stimme, so leise, dass man ihn manchmal kaum versteht. So jemanden bringt nichts aus der Ruhe, könnte man annehmen. Das hatte Karsten von sich selbst auch geglaubt – bis Julie kam. »Bei der ersten Begegnung wirkte sie total süß. Ich dachte: Das wird bestimmt nett werden. Aber, na ja...« Er sucht nach einem passenden Begriff. »Nett« jedenfalls ist der falsche.

»Wir mussten sehr viel aufräumen damals«, erinnert sich auch Pflөгemutter Ilona*, als die Familie am Esstisch Pilze putzt. »Julie hat ihr Zimmer oft zertrümmert, manchmal im Garten Büsche ausgerupft.« Druck abbauen. Der ganz normale Alltag schien Julie zu überfordern, Nähe auch, Veränderungen sowie so. »Es ging die ersten Jahre immer nur darum, dass sie es schafft, regelmäßig zur Schule zu gehen.« Oft saßen die Eltern abends zusammen und schmiedeten Pläne, wie sie ihre Pflөгetochter am Folgetag bei Laune halten könnten. Oft müssen sich die Nachbarn gewundert haben, wenn das Vorhaben wieder mal scheiterte, Julie wütend ein Fenster aufriss und aus Leibeskräften schrie: »Hilfe, Polizei!« Immer wieder fragte sich das Paar, wie lange sie das noch durchhalten würden. Und warum Julie so ist, wie sie ist.

Eine Antwort bekamen die Pflөгeltern erst nach sechs Jahren – und zwar von Hans-Ludwig Spohr. Der Leiter des FAS-Zentrums der Charité in Berlin hat bis zu seinem Ruhestand jährlich rund 300 verzweifte Familien in seinem Behandlungszimmer empfangen, weit über 90 Prozent der untersuchten Kinder stammten aus Pflөг- und Adoptivfamilien. Denn mit der Diagnose FAS geht für

die Mütter auch das Eingeständnis einher, mit ihrem Alkoholkonsum während der Schwangerschaft Schuld auf sich geladen zu haben. Die Angst vor der Erkenntnis ist groß, die Dunkelziffer dementsprechend hoch.

Spohr studierte Julies Geburtsunterlagen, vermaß ihr Gesicht, stellte Fragen zu ihrem Verhalten. Julies Kopfumfang war zu klein, die Oberlippe zu schmal und die Rinne zwischen Nase und Mund abgeflacht – typische Gesichtsmarkmale eines alkoholgeschädigten Kindes. Davon ist kaum noch etwas zu erkennen, was aber immer bleiben wird, das sind die sozialen und emotionalen Defizite: Viele Betroffene sind unberechenbar – verlieren sich in Depressionen oder bekommen aus dem Nichts heftige Wutausbrüche. »Wahrscheinlich, weil sie sich überfordert fühlen, weil sie merken, dass sie nicht dasselbe leisten können wie alle anderen«, vermutet Spohr.

Dazu die Vergesslichkeit, das fehlende Gespür für Zahlen und Geld – Symptome, die die meisten von Spohrs Patienten früher oder später an ihrem Alltag scheitern lassen. Auch Freundschaften sind selten von Dauer – Julie weiß nicht mal, ob sie jemals Freunde gehabt hat. Vielleicht mal ein paar Tage lang – dann gab es Streit. Dann wollten sie nichts mehr mit ihr zu tun haben.

Julies Pflegeeltern waren oft am Ende ihrer Kräfte.

So hatte es sich auch angefühlt, als die Pflegefamilie entschied, dass es so nicht weitergehen könnte: Julie war 16, da bereiteten sie den Umzug in ein Wohnheim für Kinder mit einer Behinderung vor. Julie hatte inzwischen Geschwister, denen machte der Dauerstress zu Hause zu schaffen, und das Heim lag quasi um die Ecke. Karsten und Ilona dachten, sie könnten eine Familie bleiben, Julie aber fühlte sich ausgeschlossen. Sie kann darüber bis heute nicht ohne anklagenden Unterton sprechen: »Ich war sauer auf euch, das hat weh getan.« Ganze zwei Jahre nach dem Umzug herrschte Funkstille. Erst als Julie in eine Wohngruppe für Erwachsene zog, näherte sie sich der Familie wieder an. Das macht was mit einem Menschen – wenn nichts klappt, wie es klappen sollte. Wenn die Anforderungen des Lebens wachsen, nicht aber die Fähigkeit, ihnen gerecht zu werden. Das sorgt für Verunsicherung. Für Chaos. Ein hämisch grinsendes Einhorn, das das Glück im Kopf zerstört, noch bevor es wachsen kann.

Als Julie jünger war, klaute sie öfter mal Dinge. Das hat sie heute im Griff, diese »mangelnde Impulskontrolle«, von der Kinderarzt Spohr spricht. »Viele Jugendliche lügen und stehlen«, ein Grund, weshalb sie mitunter auf der Straße landen, im Gefängnis, in der Psychiatrie. Spohr: »Ich bin voller Zorn über diese Krankheit.«

Für Julie sollte es anders laufen. Besser. Das hatten sich ihre Pflegeeltern vorgenommen. Als Julie nach der Grundschule auf eine Förderschule wechselte, bekam sie eine Schulbegleiterin: Karin Bende. Wenn die 64-Jährige an die Zeit zurückdenkt, dann schüttelt sie immer wieder lachend mit dem Kopf, eine Mischung aus Zuneigung und Ratlosigkeit. Mehrfach hatte sie sich Blessuren zugezogen, wenn sie sich mit dem ganzen Körper auf Julie schmiss, um einen ihrer Wutausbrüche zu stoppen. Sie hat Julie die Grundlagen der Mathematik erklärt – jeden Tag wieder von vorne – und aus dem Buchstabensalat, den Julie in ihre Hefte kritzelte, geduldig richtige Worte geformt.

Manchmal hat sie auch gestaunt – wie an dem Tag, als die Klasse »Ronja Räubertochter« aufführte und Julie die Texte aller Rollen mitsprechen konnte. Vielleicht hätte es ein Hauptschulabschluss werden können, wenn es nicht immer wieder zu Eskalationen gekommen wäre. »Sie stand ja permanent unter dem Druck, den Alltag durchzuhalten – das war viel«, weiß Pflegemutter Ilona. Vielleicht am Ende ein bisschen zu viel.

Winter

Alle Jahre wieder sucht Julie die Grippe heim – immer passend zu Weihnachten. »Mit Weihnachten komm ich nicht klar«, sagt Julie. Da sitzt sie in ihrer Wohnung, vor sich ein Karton voller bunt verpackter Geschenke, und klagt Manuela ihr Leid. Manuela ist die neue Betreuerin, Julies neuer »Olli«.

Wie es ihr geht, will sie von Julie wissen. »Hmmm... Ich nehme wieder Tabletten: Antidepressiva«, flüstert Julie, fast als wäre ihr das unangenehm. Die Tabletten braucht sie öfter, wenn die Tage kürzer werden und der graue Himmel ihr auf die Stimmung schlägt. Dazu die Angst, dass die Grippe ihr wieder Weihnachten verhageln könnte und der ganze Stress mit Finn...

Seit einiger Zeit wechselt Julie ihr WhatsApp-Bild im Wochentakt: Foto mit Finn, Foto ohne Finn – eine Statusbeschreibung ihrer Beziehung. »Wir haben

viel Stress momentan«, erklärt Julie. Erst vor ein paar Tagen wurden wieder heftig die Türen geknallt. Darum hat sie Finn mit zu ihrem Psychologen genommen, damit der ihm erklärt, was das FAS mit ihr macht. Warum sie ist, wie sie ist. Im Augenblick vor allem traurig und angeschlagen.

Alle zwei Wochen fehlt Julie bei der Arbeit. Mal tut der Arm weh, mal der Kopf. »Der Arzt sagt, das sei Psychosomatik«, erklärt Julie. »Und wenn es Psychosomatik ist, soll ich trotzdem zur Arbeit gehen – auch wenn es Schmerzen verursacht.« Im Café haben sie ihre Stundenzahl von sechs auf vier reduziert. Das soll Entlastung bringen. Grundsätzlich eine gute Sache, findet Julie, aber sie macht sich Sorgen um ihre Finanzen.

240 Euro verdient Julie im Monat. Das reicht natürlich nicht zum Leben. Neben Kindergeld und Halbwaisenrente kommt noch ein bisschen was vom Amt obendrauf. Alle zwei Wochen hebt sie zusammen mit Manuela eine größere Summe vom Konto ab und verwahrt sie neben der Karte in einem blauen Tresor. Den Schlüssel dafür behält Manuela – zur Sicherheit. »Weil, bei mir ist es so, dass ich gern mehr abhebe und ausgabe, als ich darf.« Einmal ist das schon passiert. Da war plötzlich das Konto leer, Rechnungen konnten nicht bezahlt werden.

Jetzt kommen die Betreuer jeden Montag und Freitag und holen mit Julie zusammen Geld aus der Kasse: 45 Euro für Lebensmittel pro Woche. Dann schnappt sich Julie ihren Einkaufstrolley und wandert zum Supermarkt um die Ecke. An diesem Montag kann sie Manuela überreden mitzukommen – obwohl Julie das eigentlich schon ganz gut alleine schafft.

Julie schiebt den Wagen zielstrebig durch die Gänge, die Preise immer im Blick. »Ich gehe gern einkaufen, weil man dabei Geld ausgeben kann«, erklärt sie, während sie acht Schokoriegel in den Wagen schmeißt. Dabei lacht sie entschuldigend: »Der Preis macht den Unterschied.« Weiter geht's, vorbei an Windeln und Babynahrung. »Wenn Finn und ich geheiratet haben, möchte ich eine Familie gründen.« Erst heiraten, dann Kinder – so sieht es Julies Plan vom »Normalsein« vor. Da können die anderen sagen, was sie wollen. »Wir schaffen das«, sagt Julie und schiebt den Einkaufswagen entschlossen in Richtung Kasse. Julie hält es mit der Zukunft, wie es der lilafarbene Pullover, den sie an diesem Tag trägt, nahelegt: »Wir alle sollten Träumer sein«, steht darauf aus dem Englischen übersetzt. Sie hat sich ihren Traum von einem Beruf erfüllt,

ihren Traum von einer Beziehung und einer eigenen Wohnung. Nein, vor und hinter der Fußmatte ist gar nichts einfach. Aber vieles möglich.

** Namen der Protagonistin, ihres Partners und ihrer Familie von der Redaktion geändert*

DER WEG ZUR GESCHICHTE

Alles begann im Pferdestall

Seit ich denken kann, bietet meine Mutter therapeutisches Reiten für Kinder aus einem Wohnheim für Behinderte an. Oft habe ich zugeschaut, und oft habe ich mich gefragt, wie ihre Geschichten eines Tages wohl weitergehen würden. Ich wollte darüber schreiben und wandte mich an den Stadorf e.V., der Menschen mit einer Behinderung fördert. So lernte ich Julie kennen.

Ein Video-Interview mit LZ-Redakteurin Anna Petersen finden Sie auf www.LZplay.de

Nachträgliche Anmerkung: Bei Interesse an dem ergänzenden Video-Beitrag erleichtert folgender Link den Zugriff:

<https://www.lzplay.de/index.php/2020/02/01/ihre-traeume-treiben-sie-an/>

LANDESZEITUNG FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE
Nr. 27 vom 1. Februar 2020



Theodor-Wolff-Preis

Axel Hechelmann, Jahrgang 1988, arbeitete in Print-, Online- und TV-Redaktionen verschiedener Medien, ehe er für ein Volontariat nach Augsburg kam. Seit fünfeinhalb Jahren ist er Digital-Redakteur bei der *Augsburger Allgemeinen* und zuständig für multimediale Inhalte sowie Multimedia-Storytelling. Für seine Geschichten trifft er Zeitzeugen, erkundet historische Gebäude oder wagt durch finstere Kanäle. Außerdem ist er im Wechsel mit seiner Kollegin Ida König im lokalen Gesprächs-Podcast »Augsburg, meine Stadt« zu hören.

Christina Heller-Beschnitt, geboren 1988, hat in Passau und Hamburg Kommunikationswissenschaft und Journalistik studiert und kam zum Volontariat 2014 nach Augsburg. Seither hat sie für die *Augsburger Allgemeine* in den Ressorts »Bayern und Welt« und »Wirtschaft« gearbeitet und wechselte im Oktober 2019 als Reporterin in die Digital-Redaktion. Dort beschäftigt sie sich weiterhin mit Wirtschaftsthemen und Verbraucherfragen, aber auch mit dem Thema Gleichberechtigung.

CHRISTINA HELLER-BESCHNITT und AXEL HECHELMANN sind nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Digitalprojekt« mit »Reise von den Alpen ins Ries: Wie heimische Betriebe in die Zukunft blicken«, erschienen am 23. Juli 2020 in *Augsburger Allgemeine Online*.

Reise von den Alpen ins Ries: Wie heimische Betriebe in die Zukunft blicken

Von Christina Heller-Beschnitt und Axel Hechelmann

Kurzarbeit, fehlende Aufträge und ausbleibende Gäste: Die Corona-Pandemie verunsichert die Wirtschaft. Aber wie sehr eigentlich? Ein Besuch bei Unternehmern, deren Jobs sich durch die Krise verändert haben.

Roter Lastwagen, Auto, weißer Lastwagen, Auto, Auto, orangefarbener Lastwagen, Transporter. So rauscht der Verkehr über die B25 zwischen Harburg und Nördlingen im Landkreis Donau-Ries. Wer die Strecke häufiger fährt, kennt den Rhythmus. Alles wie immer, oder? Zumindest an diesem Donnerstagvormittag scheint es so. Doch für eine Zeit von etwa zwei Monaten war auch auf der B25 nichts wie immer. Die Corona-Maßnahmen ließen das Land still stehen – oder zumindest stiller. Firmen fuhren die Produktion herunter, schickten Mitarbeiter in Kurzarbeit oder ließen sie von zu Hause arbeiten. Auf den Straßen waren kaum Laster unterwegs. Und jetzt? Die Lastwagen auf der B25 vermitteln: Sie rollt wieder, die Wirtschaft. Aber ist das so? Atmen die Betriebe in der Region wirklich wieder auf? Hat Corona nur eine kurze Delle in der Konjunktur ausgelöst oder sorgte das Virus für den Anfang vom Ende?

Eine schwere Frage. Um die Antwort zu finden, gehen wir auf eine Reise. Auf eine Reise von den Alpen ins Ries. Auf eine Reise, die zu ganz verschiedenen Betrieben führt. Zu Firmen aus der Industrie- und aus der Logistikbranche, aber auch zu einem Koch und einer Veranstaltungshalle. Auf eine Reise, die zeigt: An manchen Stellen verschärft die Corona-Krise die Probleme, die schon da waren. An anderen Stellen stürzt sie Unternehmen in die Krise, die eigentlich ganz gut da standen. Und an manchen Stellen entsteht Neues.

Weil zu jeder Reise Vorbereitung gehört, beginnt diese am Telefon. Mit einem Anruf bei Hans-Jürgen Zitzen. Der 57-Jährige ist bei VR-Bank-Augsburg-Ostallgäu für das Firmenkundengeschäft im Großraum Augsburg zuständig. Er verrät natürlich nicht, wie es den Firmen geht, die er betreut – Bankgeheimnis. Aber er hat einen guten Überblick darüber, was die Unternehmen in finanzieller Hinsicht seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie bewegt hat. Und Zitzen sagt: »Bis zu Corona dachte ich, ich hätte im Bankgeschäft alles erlebt.« Doch die Corona-Krise ist anders als alle Krisen zuvor. Sie trifft alle Branchen und sie trifft Unternehmen, die eigentlich gut gewirtschaftet haben und nun in Not geraten, weil etwa Geschäfte zu bleiben mussten.

Zu Beginn der Krise habe viele seiner Kunden die Frage umgetrieben, wie sie Liquidität sichern können. Wie beantragt man Kurzarbeit? Wie kommt man an die Soforthilfen, die der Staat bereitgestellt hat? Erst etwas später fragten die Firmen auch nach Krediten. »Wobei wir sehen: Von den neu vergebenen Krediten seit März sind der kleinere Anteil sogenannte Corona-Kredite – also Kredite, für die der Staat eine Haftung übernimmt. Die überwiegende Mehrheit sind Investitionskredite ohne direkten Bezug zu Corona«, sagt Zitzen. Geld, das sich Firmen etwa für Neubauten oder Neuanschaffungen leihen. Viele Firmen legen schon wieder los. Viele Chefs haben ihre Zuversicht nicht verloren, berichtet der Banker. Auch Zitzen blickt recht optimistisch in die Zukunft. »Unsere Region ist wirtschaftlich sehr gut aufgestellt und hat auch andere Herausforderungen gut überwunden«, sagt er. Das werde auch diesmal wieder so sein. »Aber mit Corona kann man sich eben nie ganz sicher sein«, fügt er hinzu.

Maschinenfabrik Bihler – Halblech (Allgäu)

Und dann startet die Reise wirklich. In Halblech, einem kleinen Ort nordöstlich von Füssen. Dort, vor blauen Bergen und saftigen Wiesen, ist einer dieser eher zuversichtlichen Unternehmer zu Hause: Mathias Bihler, Chef des gleichnamigen Maschinenbauunternehmens. Seit über 60 Jahren gibt es die Firma, sie beschäftigt inzwischen knapp 900 Mitarbeiter. Zu erklären, was Bihler – oder genauer die Otto Bihler Maschinenfabrik – macht, ist gar nicht so einfach. Knapp lässt es sich vielleicht so beschreiben: Sie baut Maschinen, mit denen andere Metall formen können. Die Kunden kommen aus allen möglichen Branchen: Bihler Maschinen formen zum Beispiel die Metallanhänger an Christbaumkugeln, den Schwingkopf eines elektrischen Rasierapparats, Zünder für Airbags, Operationsnadeln und Teile, die im fast jedem Haus im Sicherungskasten verbaut sind. Die Maschinen können stanzen, pressen, biegen und schweißen, Rasierklingen schärfen und Kettensägen-Teile zusammenbauen. Der Chef, Mathias Bihler, sagt es so: »Jeder kommt eigentlich mindestens einmal am Tag mit einem Produkt in Berührung, das auf einer Bihler-Maschine hergestellt wurde.« Nun könnte man meinen: Ein Unternehmen, das so breit aufgestellt ist, kommt sicher durch jede Krise. Doch Corona trifft alle gleichermaßen. Das sagt nicht nur der VR-Bank-Mann Zitzen. Das sagt auch Mathias Bihler.

Wer mit ihm über die Corona-Krise sprechen möchte, schreitet einen langen holzgetäfelten Flur entlang. Dicker Teppichboden dämpft die Schritte. Am Ende des Gangs in einem Konferenz-Zimmer empfängt Bihler die Gesprächspartner. Ein großer Mann im Karo-Hemd mit wachen braunen Augen. Wenn er von all den Dingen erzählt, die mit Maschinen seiner Firma hergestellt werden, kommt er fast ins Schwärmen. Wenn er hingegen an die Corona-Krise und ihre Folgen denkt, wird er stiller. »Als Chef denkt man da natürlich auch an die Verantwortung für die 900 Mitarbeiter und deren Familien«, sagt Bihler. Die Firma habe in ihrer über 60-jährigen Geschichte schon manche Krise überstanden – auch dank der engagierten Mitarbeiter, sagt er. Und auch diesmal ist er hoffnungsvoll. Und dennoch: Einfach so wegstecken, das geht nicht.

Bihler erzählt, dass die Krise ja nicht plötzlich mit Corona anfang, sondern sich der Maschinenbau schon davor im Abschwung befunden hat. Tatsächlich hat Corona vieles nur verschärft. Die Probleme waren schon da: Die Deutschen Metall- und Elektrounternehmen exportieren ihre Produkte oft ins Ausland. Aber das Auslandsgeschäft schwächelte schon seit etwa zwei Jahren. Der Handelskrieg zwischen China und den USA verunsicherte viele, der Brexit auch. Die Umsätze der Branche gingen zurück. Corona wirkt wie ein Brandbeschleuniger.

Zweimal im Jahr befragt die Industrie- und Handelskammer Schwaben ihre Mitgliedsunternehmen, wie es ihnen gerade geht. Wie sie ihre geschäftliche Lage einschätzen. Dieser Konjunkturindex hat gerade den schlechtesten Wert seit der Finanzkrise erreicht. Er fiel von 117,9 Punkten im Herbst 2019 auf 84 Punkte im Frühjahr 2020. So drastisch wie zuletzt während der Finanzkrise 2008. Der Branchenverband VDMA gibt an, dass der Auftragseingang bei den deutschen Maschinenbauern alleine im Mai 2020 im Vergleich zum Vorjahresmonat um 35 Prozent zurückgegangen ist. »Wir haben das Glück, dass wir volle Auftragsbücher haben«, sagt Bihler. Aber 35 Prozent Auftragsrückgang, das steckt ein Unternehmen nicht einfach so weg.

Die Allgäuer haben deshalb ihre Mitarbeiter in Kurzarbeit geschickt. Und in der Corona-Krise hat sich die Firma mit kleineren Projekten beschäftigt: Innerhalb von zehn Tagen haben Mitarbeiter etwa eine Maschine entworfen, die Nasendrähte für Mund-Nasen-Bedeckungen herstellt. Eine Zusammenarbeit mit dem Autozulieferer Zettl, der in der Corona-Krise im Auftrag der bayerischen Staatsregierung eben diese Schutzmasken produziert hat. »Daraus hat sich die

Idee entwickelt, ein Schutz-Visier zu bauen«, erzählt Bihler. Denn in manchen Bereichen der Produktion arbeiteten Mitarbeiter manchmal enger zusammen und die 1,5 Meter Abstand können nicht eingehalten werden. Für ihren Schutz gibt es Visiere aus Eigenproduktion – und die lassen sich jetzt auch in einem Online-Shop bestellen. »Aber mit einem Nasendraht und einem Visier rettet man nicht 900 Arbeitsplätze«, sagt Bihler.

Deshalb versucht der Chef nun, neue Aufträge zu gewinnen. Das ist vielleicht schwieriger geworden – aber nicht unmöglich. Gerade verhandelt er etwa mit einem großen Autohersteller. Der möchte in Zukunft mehr E-Motoren bauen. Und Bihler könnte ihm Maschinen liefern, die Teile dafür automatisiert fertigen. Bihler ist zuversichtlich, dass die Zusammenarbeit klappt. Das wäre schon mal ein Anfang – im Herbst werde sich zeigen, wie es mit der Krise weitergeht. Läuft die Wirtschaft wieder an oder kommt sie richtig ins Stocken. Auch Bihler weiß es natürlich nicht, aber er glaubt, es wird wieder besser.

Big Box – Kempten

Etwa 50 Kilometer weiter im Westen hat die Corona-Krise mit voller Wucht zugeschlagen. Auch dort – in der Big Box in Kempten – sind alle Hoffnungen auf den Herbst gerichtet. Die Big Box ist ein großer Veranstaltungsort, in einen ihrer Säle passen bis zu 9.000 Gäste. Dort treten Künstler auf wie der Kabarettist Maxi Schafroth, der Sänger Max Raabe oder die Stripper-Gruppe Chippendales. Insgesamt sind dort 245 Mitarbeiter beschäftigt. Sie alle stehen gerade mehr oder weniger vor dem Nichts. Denn alle großen Veranstaltungen sind abgesagt. Seit Monaten. Und bisher ist auch noch nicht ganz klar, wann sich das wieder ändert. Wie ist das, wenn man völlig unverschuldet in Not gerät? »Traurig«, sagt Ramona Kloos am Telefon. Sie ist Marketing-Chefin in der Big Box. Jetzt im Sommer wären zwar nicht viele große Konzerte oder Auftritte gewesen, aber im Juni hätten zum Beispiel Die Toten Hosen in der Big Box gespielt. Stattdessen bleiben die Hallen leer.

Keine Künstler, keine Catering-Mitarbeiter, keine Licht- und Tontechniker, keine Zuschauer betreten die Räume. Nur die Reinigungskräfte gehen manchmal durch. Dabei war vor Ausbruch des Virus alles hervorragend gelaufen. »Das Geschäftsjahr wäre das beste in unserer Geschichte gewesen«, sagt Kloos. Wäre.

Jetzt sind auch die etwa 70 festangestellten Mitarbeiter der Big Box in Kurzarbeit. Manche arbeiten gar nicht – andere, wie Kloos, wenig. Viele der 450-Euro-Kräfte, die normalerweise beim Aufbau, beim Kartenverkauf oder bei der Bewirtung helfen, haben keine Arbeit mehr. Wie der Big Box geht es fast allen Veranstaltern im Land. Ende Juni haben sie mit der »Night of Lights« auf ihre Situation aufmerksam gemacht.

Wenn sich nicht bald etwas ändert, ist die Branche in 100 Tagen bankrott. Das war damals die Botschaft. Auch die Big Box hatte sich beteiligt und war rot angestrahlt. »Wir planen normalerweise länger als 100 Tag im Voraus«, sagt Kloos. Dennoch: Corona trifft den Allgäuer Veranstalter. In einem Interview erzählte Chef Christof Feneberg unlängst: »Ich schätze, die Krise wirft uns drei bis fünf Jahre zurück, wenn es gut läuft. Wer kann das heute schon genau sagen.«

Wenig später erlaubte die bayerische Staatsregierung in Innenräumen wieder Veranstaltungen mit bis zu 100 Teilnehmern. Auch keine große Hilfe für die Big Box. »Wir haben relativ hohe Fixkosten. Mit einer so kleinen Gästezahl können wir unsere Ausgaben nicht decken«, erklärt Kloos. Die Zeiten mögen zwar nicht rosig sein, dennoch planen die Kemptener schon die Auftritte für das Frühjahr 2021.

Allgäu Airport – Memmingen

Was im Frühjahr 2021 bei ihm passieren wird, kann Ralf Schmid noch nicht sagen. Aber der Chef des Allgäu Airport in Memmingen ist sich sicher: Es wird wieder viel geflogen. Auch auf dem Allgäu Airport war in der Corona-Hochzeit fast nichts los. Die Grenzen waren zu. Die Airlines sagten ihre Flüge ab. Der Flughafen war quasi geschlossen. Nur für den Notbetrieb hatte er noch geöffnet: Es landeten Flugzeuge, die gestrandete Touristen zurück nach Hause brachten, es flogen Maschinen mit Organtransporten ab. Aber der reguläre Betrieb ruhte.

Inzwischen ist davon nichts mehr zu spüren. Es ist ein Mittwochnachmittag, am Terminal warten Passagiere mit Sonnenhüten und in Sandalen darauf, abzufiegen. Ziel: Faro in Portugal. Eine kleinere Gruppe hat sich um einen Tisch versammelt, die Stimmung ist gut. Die Männer und Frauen trinken noch ihre Biere aus, bevor sie sich – natürlich mit dem nötigen Abstand und Maske – in

die Boarding-Schlange einreihen. »Mittwochs ist schon immer ein eher ruhiger Tag«, sagt Marina Siladij, Pressesprecherin am Allgäu Airport. Kurz darauf landet der nächste Flieger. Er kommt aus der mazedonischen Hauptstadt Skopje und wird auch wieder dorthin zurückfliegen. Im Schnitt sind die Flugzeuge 25 Minuten am Boden, dann geht es weiter. Daran hat auch Corona nichts geändert.

Am Tag landen und starten hier zwischen zehn und 16 Flugzeuge. »Wir sind wieder bei rund 70 Prozent der Auslastung vor Corona«, sagt Flughafen-Chef Schmid. Er rechnet damit, dass bis Ende des Jahres etwa eine Million Reisende den Flughafen passieren werden. Im vergangenen Jahr – dem bisher besten in der Geschichte des Regionalflughafens – waren es 1,7 Millionen. Und eigentlich hätte dieser Rekord 2020 übertroffen werden sollen. Stattdessen brach die Corona-Pandemie aus und ließ alle Geschäftserwartungen ungütig werden.

Dennoch: Verglichen mit anderen Regionalflughäfen steht der Allgäu Airport gut da. Das hat drei Gründe: Er bietet keine Flüge innerhalb Deutschlands und keine Langstreckenflüge an. Beides funktioniert momentan nicht. Langstreckenflüge fallen aus, weil viele Länder außerhalb Europas strenge Einreisebedingungen haben. Und innerdeutsche Flüge zu den großen internationalen Flughäfen funktionieren nicht, weil es von dort keine Anschlussflüge gibt. Der dritte Punkt: Ab Memmingen fliegen Ryanair und Wizz Air. Beide Fluggesellschaften haben während Corona nur relativ kurz pausiert. Beide Fluggesellschaften haben niedrige Betriebskosten, können also auch bei einem kompletten Stillstand des Flugverkehrs relativ lange überleben. Gut für den Memminger Flughafen.

Aber natürlich spüren sie auch dort die Krise. Flughafen-Chef Schmid sagt: »Auch wir mussten einen Kredit aufnehmen, sonst hält man das nicht durch.« Dennoch sieht er die Lage recht entspannt, und spricht offen über die Situation, rechnet vor, dass zuletzt 2016 weniger als eine Million Menschen von und nach Memmingen geflogen sind. »So gesehen wirft uns die Krise vier Jahre zurück.« Er sagt aber auch, dass die Krise ein bisschen Luft zum Verschnaufen geschaffen hat. Mitarbeiter hätten Reparaturen erledigen können, für die sonst Fremdfirmen beauftragt worden wären. Auch die Erweiterung der Gepäckhalle muss nicht ganz so schnell fertig sein. »Das spart uns Geld«, sagt Schmid. Was er sich dennoch gewünscht hätte: Mehr Unterstützung von der Politik – »aber mit Luftfahrt-Politik kann man nichts gewinnen«.

Andreas Schmid Group – Gersthofen

Es geht weiter in Richtung Norden. Der nächste Stopp ist Gersthofen. Unweit der A8 sitzt dort das Logistik-Unternehmen Andreas Schmid Group. Noch ist es zu früh am Tag, als dass dort viel Betrieb wäre. Doch nach und nach trudeln einzelne Laster ein und bringen ihre Ladung zur Halle 6. So heißt die große Umschlagshalle. Am Tag sind es etwa 120 Laster, die hier ankommen und abfahren. Sie kommen aus ganz Südeuropa, von Gersthofen wird ihre Ladung in den Norden verteilt. Armin Dullinger steht auf einer Art Balkon über dem Umschlagsplatz und deutet auf Gabelstapler, die hin- und herfahren und auf verschiedene Güter, die in der Halle darauf warten, verladen zu werden. »Da hinten steht zum Beispiel ein Mountainbike, dort ein Grill oder da, die roten Betonmischer«, sagt der Prokurist. Für einen ungeübten Betrachter ist es als guckte er auf ein Wimmelbild und suche Walter. Mountainbike? Grill? Betonmischer? Ah, ja da hinten! Jeden Tag fülle sich die Halle zweimal komplett mit ankommenden Gütern und leere sich wieder, sagt Dullinger.

Wie ist das, wenn die Grenzen dicht sind? Wenn Firmen langsamer oder gar nicht mehr produzieren? Wenn plötzlich Teile nicht mehr pünktlich von einer Fertigungsstätte zur nächsten gefahren werden müssen, weil dort eh niemand arbeitet? Wird es dann nicht ziemlich ruhig an einem so wuseligen Ort? Im Gegenteil, sagt Dullinger. Manchmal waren die Hallen voller als sonst.

Wie das sein kann, ist eine gute Frage für Alessandro Cacciola. Cacciola, dunkelblauer Anzug, auf das Hemd abgestimmtes Einstecktuch, akkurat gestutzter grauer Bart, ist seit eineinhalb Jahren Vorstandschef der Andreas Schmid Gruppe. Mit seinem Dienstantritt hat das Unternehmen aus Gersthofen begonnen, sich neu auszurichten, erzählt er. Man wolle internationaler und digitaler werden. Mit dem Andreas Schmid Lab hat die Gruppe eine eigene Gesellschaft gegründet, die sich mit dem Thema Innovationen befasst.

Das erste Jahr der Umstrukturierung lief recht gut. 2020 hätten die Grundsteine – zum Beispiel durch Zusammenarbeiten – im Ausland gelegt werden sollen. Durch Corona sei der Umbau etwas verlangsamt worden – aber insgesamt sei die Gruppe auf dem richtigen Weg, sagt Cacciola. Er spricht gelassen. Wer ihm zuhört, glaubt fast, dass Andreas Schmid problemlos durch die Krise gekommen ist. Ganz so ist es aber nicht. »Es gibt zum Beispiel einfach Termine,

zu denen muss man hinfahren, sich vor Ort ein Bild machen«, sagt Cacciola. Etwa wenn es darum gehe, mit einem Unternehmen im Ausland enger zusammenzuarbeiten.

Aber ansonsten? »Zu Beginn der Corona-Pandemie hat sich unser Geschäft etwas verlagert. Statt Firmenkunden haben wir viele Verbraucher beliefert. Was sicherlich an dem während der Krise stark gestiegenen Online-Handel liegt«, sagt Cacciola und erzählt von einem Tag, an dem fast die ganze Halle 6 voll gestanden habe mit Fahrrädern. »Weil sich auf einmal alle ein Fahrrad bestellt haben.« Oder davon, wie ein Kunde – eine Drogerie – vier Mal so häufig beliefert wurde. »Die Laster waren alle voll mit Klopapier.« Wie an vielleicht keiner anderen Branche lässt sich an der Logistikbranche ablesen, was die Wirtschaft gerade antreibt und die Konsumenten bewegt.

Cacciola kann aber auch von Lkw-Fahrern berichten, die auf Supermarktplätzen klatschend empfangen wurden. Sie galten auf einmal als systemrelevant – wo sich doch sonst jeder über die endlos langen Lastwagenschlangen auf Autobahnen aufrege. Etwas, das den Vorstandschef sichtlich freut. Und inzwischen? Habe sich die Situation wieder etwas normalisiert. »Aber ich glaube, dass die Lieferketten sich verändern werden«, sagt Cacciola. »Viele Firmen werden mehr regionale Lagerkapazitäten aufbauen und nicht mehr alles ganz so eng takten. Aber die Geschäftsbeziehungen vieler Firmen bleiben natürlich global«, erwartet er.

Airbus Helicopters – Donauwörth

Etwa 30 Minuten Autofahrt Richtung Norden liegt Airbus Helicopters – der nächste Halt auf der Reise. Das Werksgelände in Donauwörth ist so groß, dass es von oben betrachtet aussieht, als wären die Hallen die eigentliche Stadt. Mitarbeiter, die zwischen den einzelnen Werksteilen unterwegs sind, bekommen ein Fahrrad, damit sie schneller sind. Die Dimension macht schon deutlich: Wenn dieser Riese wankt, zieht er viel nach sich. 7.000 Beschäftigte hat Airbus Helicopters. Sie bauen Hubschrauber und zum Teil auch Flugzeugtüren für Airbus. Aber der europäische Flugzeugbauer spürt die Folgen der Corona-Pandemie sehr deutlich.

Wenn weniger geflogen wird, brauchen Airlines auch weniger Flugzeuge, stornieren Aufträge vielleicht sogar, weil ihnen das Geld fehlt. Airbus hat deshalb angekündigt seine Flugzeugproduktion in den kommenden zwei Jahren um 40 Prozent zu senken. Direkte Auswirkungen hat das etwa auf die Augsburger Tochterfirma Premium Aerotec. In dem Werk stehen etwa 1.000 Jobs auf der Kippe.

Und auch die Beschäftigten in Donauwörth bangen, weil sich vermutlich weniger Flugzeugtüren herstellen werden. Für sie hatte das Hubschrauberwerk schon Kurzarbeit angemeldet. Die Verträge von Leiharbeitern wurden zum Teil nicht verlängert. Der schwäbische IG-Metall-Chef Michael Leppek beruhigt sie dennoch und sagt: »Im Hubschrauberbau läuft es gut.« Die Frage ist aber: Wie lange noch?

Die Hubschrauber, die Airbus baut, werden von Rettungskräften, der Polizei, dem Militär und hin und wieder auch Privatpersonen oder Firmen gekauft. Sie alle müssen sparen. Die Rettungskräfte, weil sie von der öffentlichen Hand finanziert werden – und der wiederum brechen Steuereinnahmen weg. »Eine Möglichkeit ist es dann natürlich, die Hubschrauber, die man schon hat, länger fliegen zu lassen und nicht so bald neue zu bestellen«, sagt Gregor von Kursell, Sprecher von Airbus Helicopters. Zwar hätten verschiedene Politiker schon angekündigt Investitionen vorzuziehen – eine Nachricht, die in Donauwörth freudig aufgenommen wurde. Die Frage ist nur: Kommt da wirklich was? Und wenn ja, wann?

Noch hat auch der Hubschrauberbauer genug zu tun. Teile seiner Belegschaft schickte aber auch Airbus Helicopters in Kurzarbeit – nämlich jene, die Flugzeugtüren bauen. Verträge von Leiharbeitern wurden nicht verlängert. Ansonsten hätten sich während der vergangenen Monate nur Kleinigkeiten verändert, sagt von Kursell. Etwa die Arbeitsabläufe. »Wir haben Schichten flexibilisiert. Es gibt keine persönlichen Übergaben mehr zwischen den Schichten«, erzählt er. So solle der Kontakt zwischen den Mitarbeitern möglichst gering gehalten werden. Auch auf der Reise darf das Hubschrauber-Werk nicht besucht werden. »Es dürfen nur Menschen ins Werk, die wirklich hier arbeiten«, sagt er – und Politiker. Von ihnen waren in den ersten Juli Wochen gleich mehrere zu Besuch. Unter anderem Ministerpräsident Markus Söder und Kanz-

leramtsminister Helge Braun. Das zeigt: Es steht viel auf dem Spiel – und es wird wohl noch dauern, bis bei Airbus Helicopters wieder alles so ist wie vor der Krise.

Meyers Keller – Nördlingen

Jockl Kaiser ist dagegen schon wieder mittendrin im Alltagsgeschäft. Zwei Monate lang war der Meyers Keller in Nördlingen komplett geschlossen. Das Sternerestaurant durfte keine Gäste empfangen, keine Tagungen abhalten, keine Hochzeiten veranstalten. Musste sein Weinzelt auf der Nördlinger Mess – dem Volksfest in der Reichsstadt – absagen, hat seine Mitarbeiter in Kurzarbeit geschickt und war eines von 42.000 Unternehmen in ganz Schwaben, das Soforthilfen von der bayerischen Staatsregierung bekommen hat.

Doch davon ist an diesem Tag wenig zu spüren. Der Chef Jockl Kaiser ist gut beschäftigt. Gerade hat er eine Gruppe von der Marketinggesellschaft Bayern Tourismus zu Gast. Die Organisation tüftelt an einem Programm, um Bayern bei Touristen noch beliebter zu machen. Und Kaiser ist einer von mehreren Paten. »Es ist wirklich toll, wen man da alles noch trifft, Künstler, Winzer, Affineure«, sagt er. Und setzt sich dann zum Gespräch an einen langen Holztisch. Der ganze Raum atmet Gemütlichkeit. Die Holzmöbel, das Licht, die weiß gestrichenen Backsteinwände. »Das hier ist unser Wohnzimmer«, sagt Kaiser als er davon erzählt, wie er und seine Frau Evelin, durch die Krise gekommen sind. Und man glaubt es ihm sofort.

Inzwischen ist der Restaurantbetrieb wieder in vollem Gange, alle Angestellten sind aus der Kurzarbeit zurückgekehrt, die Köche stehen wieder in der Küche. Und auch die Gäste kommen wieder wie gewohnt. »Ab Tag eins, als wir wieder öffnen durften, waren unsere Gäste wieder da«, erzählt Kaiser und freut sich. »Das ist schön zu sehen, dass wir den Menschen gefehlt haben.«

Es hätte ja auch ganz anders kommen können. Meyers Keller ist zwar ein Wirtshaus – weil Kaiser und seine Frau sich selbst als Wirtsleute verstehen – aber eben auch eines auf Sterne-Niveau und mit gehobenen Preisen. Luxus also. Und Luxus muss man sich leisten können. In Zeiten, in denen die Konsumlaune sinkt, Menschen verunsichert sind, was sie sich noch leisten können werden – da hätte ein Restaurant wie das von Jockl Kaiser auch leiden können.

»Aber wir merken richtig, wie gut es den Gästen tut, wieder raus zu kommen. Sich etwas zu gönnen nach all der Zeit der Unsicherheit«, berichtet der Chef.

Und er selbst? Er sei zwar froh gewesen, einmal zur Ruhe zu kommen, sagt er. Einmal über alles, was er in den vergangenen Jahren angestoßen habe, nachzudenken. Zu überprüfen, ob der Weg, den er und seine Frau eingeschlagen haben, noch der richtige sei. »Aber als es wieder richtig los ging, habe ich deutlich gemerkt, wie sehr das alles an meinen Nerven gezerrt hat«, erzählt er und legt leicht den Kopf zur Seite. Dabei weiß er sehr genau: Ihm geht es im Vergleich zu vielen Kollegen gut. Gerade konnte er zwei neue Mitarbeiter einstellen. Auch das ist etwas Besonderes in einer Krisenzeit. »Ich rede viel mit Kollegen, lasse mich informieren, wie es ihnen geht. Und was ich da zum Teil mitbekomme, ist schon hart«, sagt Kaiser. Die Gastronomie ist eben eine Branche, in der jeder verdiente Cent wieder investiert werde, in der die Liquidität gering ist und in der nun viele Betriebe um ihr Überleben bangen. »Wenn es für uns gut ausgeht, kommen wir am Ende des Jahres auf Null raus«, sagt Kaiser. »Aber das ist eben kein Gewinn.«

Dann muss Kaiser wieder weiter. Die Arbeit ruft, der nächste Gesprächspartner wartet schon.

Auf dem Rückweg geht es auf die B25. Und während vor einem ein Lastwagen Schüttgut transportiert, die Autofahrer hinter einem nervös aus- und einscheren, weil sie unbedingt irgendwo sein müssen, kommt wieder der Gedanke: Da rollt sie doch die Wirtschaft. Oder zumindest rollt sie wieder an.

Wird diese Nachricht nicht richtig dargestellt, klicken Sie bitte hier.



Liebe Leserinnen und Leser,

Parkplätze, U-Bahnen, Busspuren: In diesem Wahlkampf hat man oft das Gefühl, in München gebe es nur ein Politikfeld. Und zwar den Verkehr. Was hingegen ein wenig untergeht, ist Münchens allergrößtes Problem: die Wohnungsnot.

Das ist bizarre. Schließlich geht es mit der Frage, wer sich München in Zukunft noch wird leisten können, um sehr vieles. Symbolisch, weil diese Stadt doch eine mit Herz sein will. Ganz lokal in den Vierteln, weil, wo keine jungen Menschen mehr leben und ausgehen, kei-



Theodor-Wolff-Preis

Sophie Anfang, Jahrgang 1988, hat Politikwissenschaft und Soziologie in München und Montreal studiert. Ihr journalistisches Handwerk lernte sie an der Deutschen Journalistenschule. Nach ihrer Redakteursausbildung konnte sie dank eines Stipendiums der Robert Bosch Stiftung für drei Monate beim rumänischen Rundfunk in Bukarest arbeiten. Seit 2015 arbeitet sie fest für die *Abendzeitung*, seit Oktober 2016 in der Leitung des Lokalressorts.

Emily Engels, Jahrgang 1988, entdeckte während ihres Musikstudiums (Hauptfach Violine) zufällig ihre Leidenschaft für den Journalismus. Nach ihrem Volontariat bei der *Magdeburger Volksstimme* arbeitete sie zunächst für zwei Jahre als Chefreporterin für die *Volksstimme Salzlandkreis*. Bei der *Abendzeitung* war sie für 1,5 Jahre Rathausreporterin, seit Dezember 2020 ist sie Multimedia-Redakteurin bei der *BILD* München.

Jeanne Jacobs, Jahrgang 1983, hat Politikwissenschaft in München und Kopenhagen studiert und den berufs begleitenden Masterstudiengang Digital Journalism an der Hamburg Media School absolviert. Nach mehreren Jahren beim *BR* und einem Stipendium der Internationalen Journalisten-Programme in Dänemark ist sie seit 2018 stellvertretende Redaktionsleiterin in der Digitalredaktion der *Abendzeitung*.

Felix Müller, Jahrgang 1983, hat als Schüler angefangen, für die Zeitung zu schreiben: über Kreisklassen-Fußball. Die Themen änderten sich, die Begeisterung fürs Zeitungsmachen blieb. Studierte Politikwissenschaft in München und Kopenhagen. Volontariat in der München- und der Politik-Redaktion des *Münchener Merkurs*, dort 2012 bis 2016 verantwortlicher Reporter für das Münchner Rathaus. Seit 2016 München-Chef der *Abendzeitung*. Die Lokalredaktion leitet er gemeinsam mit Sophie Anfang.

Paul Nöllke wurde im Juni 1997 in München geboren. Zum Studium zog er für drei Jahre nach London, eigentlich, um was Ordentliches zu lernen (Wirtschaft). Nach einem Praktikum bei der *The Times* beschloss er aber, dass Journalismus doch mehr Spaß macht, und bekam seinen ersten Reporter-Job am »Business-Desk« von *The Times*. Nach einem kurzen Ausflug in den englischen Boulevard verließ er die britischen Inseln und kehrte wieder in seine Heimatstadt München zurück. Hier begann er ein Volontariat bei der *Abendzeitung*, was er letztes Jahr kurz unterbrach, um für sechs Monate ein Praktikum bei der NATO in Brüssel zu absolvieren. Seit März ist er wieder in München bei der *AZ*.

Lukas Schauer, Jahrgang 1990, schreibt für das München-Ressort in der Onlineredaktion der *Abendzeitung*. Er studierte Politikwissenschaft und politische Kommunikation in München und Trier. Vor seiner journalistischen Ausbildung sammelte er Erfahrungen in der Öffentlichkeitsarbeit eines Auktionshauses und in der Pressestelle des Tollwood-Festivals. Findet neben Online-Journalismus auch Gedrucktes gut, schreibt sogar manchmal auf und fürs Papier. Als Ausgleich so oft wie möglich draußen in der Natur, am liebsten in den Bergen. Kann sich auch für (klassische) Musik begeistern.

SOPHIE ANFANG, EMILY ENGELS, JEANNE JACOBS, FELIX MÜLLER, PAUL NÖLLKE und LUKAS SCHAUER sind nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Digitalprojekt« mit »München hat die Wahl«, erschienen am 6. Januar 2020 in der *Abendzeitung*.

München hat die Wahl

Von Sophie Anfang, Emily Engels, Jeanne Jacobs, Felix Müller,
Paul Nöllke und Lukas Schauer

In den zehn Wochen vor der Kommunalwahl in Bayern am 15. März 2020 haben Digital- und Lokalredaktion der Abendzeitung ein gemeinsames Newsletter-Projekt umgesetzt. Jeden Montagmorgen erhielten Abonnenten per Mail die wichtigsten Informationen aus dem Rathaus.

Liebe Leserinnen und Leser,

passend zum Beginn des politischen Jahres, das SPD und CSU traditionell mit dem Dreikönigstreffen einläuten, haben wir etwas Neues für Sie: unseren AZ-Newsletter »München hat die Wahl«. Am 15. März können alle Wahlberechtigten über den neuen Stadtrat und Oberbürgermeister mitentscheiden. Oder wird es heuer erstmals eine Oberbürgermeisterin?

Wofür stehen die Kandidatinnen und Kandidaten und welche Themen werden drei Monate vor der Wahl besonders heiß diskutiert? In unserem wöchentlichen Newsletter informieren wir Sie kompakt darüber, was wichtig war und wird. Wir verraten Ihnen dabei auch das ein oder andere Detail, das hinter den Kulissen passiert ist.

Zudem setzen wir unsere ganz eigenen Schwerpunkte. Wir fangen an mit einem polarisierenden Thema, über das man im Stadtrat selten eine klare Position und umso häufiger ausweichende Worte hört: Es geht um die Hochhausdebatte.

Viel Spaß beim Lesen!

Das wird wichtig

- CSU und SPD läuten jeweils beim Dreikönigstreffen den Beginn des politischen Jahres ein. Dieses Jahr stehen zumindest die ersten Monate ganz im Zeichen des Wahlkampfes.
- Die Grünen eröffnen das Wahljahr am Dienstag mit einem Stadtparteitag, der gleichzeitig den Auftakt zum Grünen-Haustürwahlkampf bilden soll.
- Der Stadtrat beschäftigt sich im Kommunalausschuss am Mittwoch mit dem Thema Baumschutz. Der Plan: In den nächsten Jahren sollen 100.000 pro Jahr neugepflanzt werden.

Im Fokus: Hochhausdebatte

München und die Hochhäuser: Das ist ein heikles Thema. Der Bürgerentscheid von 2004, der festlegte, dass in München kein Gebäude höher als 100 Meter gebaut werden sollte, galt rechtlich bindend nur für ein Jahr. Doch die Stadtpolitik fühlte sich viel länger daran gebunden. Bis heute wurden keine höheren Gebäude mehr genehmigt. Obwohl es aus der Vergangenheit einige gibt. Münchens höchster Turm ist mit 146 Metern das »Uptown-Hochhaus« am Georg-Brauchle-Ring. Besonders beliebt ist es allerdings nicht und wird spöttisch »Vierkantbolzen« genannt.

Stadt prüft neue Standorte

Im Rathaus wird der Bau von Hochhäusern wieder vermehrt diskutiert. So stellte 2019 die Kommission für Stadtgestaltung einen neuen Plan vor: An drei Standorten sollen Hochhäuser gebaut werden dürfen: Zwischen dem Hauptbahnhof und Pasing entlang der Bahngleise, im Gewerbeband entlang des Nordrings der Deutschen Bahn und in den Gewerbegebieten am östlichen Eingang zur Stadt. Der Stadtrat soll dieses Jahr über den Plan entscheiden. Derzeit sind sogar zwei 155 Meter hohe Türme im Gespräch: Sie könnten an der alten Paketposthalle in der Nähe der Friedenheimer Brücke entstehen.

Das sagen die Parteien

OB Dieter Reiter (SPD) sagt: »Nur abstrakt dagegen zu sein, weil es über 100 Meter sind, halte ich für den falschen Ansatz.« Die Herausforderung, bezahlbaren Wohnraum zu schaffen, lasse sich dadurch aber nicht lösen. Entwürfe dürften die Stadtsilhouette nicht beeinträchtigen. Ähnlich sieht das die OB-Kandidatin Kristina Frank (CSU). Am positivsten stehen wohl die Grünen und die FDP neuen Hochhäusern gegenüber. So spricht sich OB-Kandidatin Katrin Habenschaden (Grüne) für eine liberalere Hochhauspolitik aus. Eine Begrenzung auf 100 Meter gebe es in Zukunft hoffentlich nicht mehr, äußerte sie sich vergangenes Jahr beim AZ-Zukunftstag. Und FDP-Fraktionschef Michael Mattar findet: »Es

kann nicht sein, dass man sich auf einen 15 Jahre alten Bürgerentscheid be-
ruft.« Explizit gegen Hochhäuser machen nur kleine Gruppen Wahlkampf, etwa
die Bayernpartei.

Auf einen Blick



Die Mehrheit der Münchner will keine Hochhäuser: Das ist das Ergebnis einer
von der AZ in Auftrag gegebenen repräsentativen Umfrage.

Wahlwissen: Was wird bei der Kommunalwahl ge- wählt?

Gewählt werden die politischen Vertreter der Bevölkerung auf kommunaler
Ebene. Für München bedeutet das: Die Abgeordneten für den Stadtrat und die
Vertreter in den Bezirksausschüssen. Vorsitzender des Stadtrats ist der Oberbür-
germeister. Er wird in München ebenfalls direkt gewählt und besitzt daher eine
hohe demokratische Legitimation. Der Stadtrat regelt alle Angelegenheiten der
örtlichen Gemeinschaft in eigener Verantwortung (wie zum Beispiel der Ausbau
von Radwegen). Die 25 Bezirksausschüsse sind die unterste Stufe der politi-

schen Vertretung in der Stadt. Sie kümmern sich um stadtteilbezogene Planungen und können begrenzte Budgets für Projekte vergeben. Die Legislaturperiode dauert sechs Jahre, die gewählten Vertreter in beiden Gremien üben ihr Mandat ehrenamtlich aus.

Kommentar: Herausforderung Hochhaus

Felix Müller, Ressortleiter Lokales: Im Rathaus waren immer sehr viele dafür, mehr und höhere Hochhäuser zuzulassen. Doch 2004 zeigten die Münchner bei Schorsch Kronawitters Hochhaus-Entscheidung den Stadt-Obernen die Grenzen auf. Und jetzt sieht man in einer repräsentativen Umfrage der AZ: Die Mehrheit der Münchner ist nach wie vor gegen »echte« Hochhäuser. Die Hochhaus-Frage ist nicht nur, aber auch, ein Ausdruck des weitverbreiteten Unbehagens, dass die Stadt zu schnell, zu maßlos, zu sehr an den Interessen der Wirtschaft orientiert, wächst.

Diesem Gefühl mit eigenen Ideen, Argumenten, Konzepten zu begegnen, ist eine der größten Herausforderungen für die OB-Kandidaten. Beim Thema Hochhäuser zumindest stellen sie sich alle der Diskussion nicht gerade vehement. Plakate sind keine zu sehen, die Position von Grünen, CSU und SPD? Alle sind irgendwie abstrakt ein bisschen dafür, eine ernsthafte Hochhaus-Offensive fordert aber auch keiner. Man setzt offenbar mal wieder darauf, bloß nicht zu sehr zu polarisieren. Ob das dem Wähler gefällt, zeigt sich spätestens bei der Wahl im März.

Was denken Sie?



Das Netzteil



Während München noch auskateret, widmen sich die SPD-Stadtratsfraktionschefs schon den wirklich wichtigen Dingen.

Wahltrio: Oberbürgermeister Reiter im AZ-Interview

In der AZ erklärt OB Dieter Reiter (SPD), wo er im beginnenden Wahlkampf mit seiner Bilanz zufrieden ist, wo noch Luft nach oben ist – und dass er nach der Wahl erstmal weg fährt.

Wahltrio: Beruf abgelehnt: Darf ein Türsteher antreten?

Darf er sich als Türsteher zur Kommunalwahl aufstellen lassen oder muss er einen anderen Beruf angeben? Darüber streitet sich der Münchner Dorin Popa mit dem KVR.

Wahltrio: So denken Münchner über das Thema Stadtverkehr

Was denken die Wählerinnen und Wähler in München zum Verkehr in der Stadt? Die AZ stellt nun die ersten Ergebnisse ihrer repräsentativen Befragung vor.

Sie haben Fragen, Ideen, Anregungen? Dann schreiben Sie uns unter mucwahl@az-muenchen.de.

ABENDZEITUNG

6. Januar 2020

Deutschland Europa weltweit

STAND: 11.05.2021, 16 UHR

Coronavirus-Fälle in Deutschland

3.545.113 = 3.210.000 85.158
bestätigt (+6.905) genesen verstorben

inkl. vorläufige Meldungen und Korrekturen

Neuinfektionen

+6.200 -19%
Wochenvergleich



Theodor-Wolff-Preis

Marie-Louise Timcke, geboren 1992 in München, studierte Datenjournalismus an der TU Dortmund und volontierte im Interaktiv-Team der *Berliner Morgenpost*. Während ihres Studiums gründete sie die Bildungsinitiative Journocode, mit der sie mehr Datenskills in Nachrichtenredaktionen bringen will. Seit 2017 ist sie Geschäftsführerin und Trainerin der daraus hervorgegangenen Journocode UG, welche Ressourcen und Seminare an der Schnittstelle von IT und Journalismus anbietet. Im Frühjahr 2018 übernahm sie die Leitung des Interaktiv-Teams der *Berliner Morgenpost*, das kurz darauf in die Zentralredaktion der *Funke Mediengruppe* integriert wurde.

André Pätzold, geboren 1971 in Bad Saarow (Brandenburg), arbeitete nach einer klassischen Redakteursausbildung an der Berliner Journalisten-Schule zunächst frei für das Fernsehen des Mitteldeutsche Rundfunks (mdr), aber bereits Ende der 90er-Jahre auch für digitale Medien wie AOL. Von 2000 bis 2006 war er Redakteur bei *Welt Online* und wechselte zur *Berliner Morgenpost*, wo er regelmäßig multimediale Projekte konzipierte und sich schließlich als Mitglied des Interaktiv-Teams dem Datenjournalismus widmete – bis heute: Das preisgekrönte Team (Grimme Online Award, Nannen Preis, Deutscher Reporterpreis) arbeitet mittlerweile für sämtliche Titel der *Funke Mediengruppe*.

Sebastian Vollnhals ist seit nahezu einer Dekade vielfach ausgezeichnet unterwegs im Feld des datengetriebenen Journalismus; von 2012 an gemeinsam mit Michael Kreil, Lorenz Matzat und anderen als OpenDataCity, sodann einstweilen für den *Tagesspiegel* und die Infographics Group und nun seit 2020 für *Funke Interaktiv*.

David Wendler hat als UX Visual Designer als Teil von *Funke Interaktiv* am Coronavirus-Monitor gearbeitet. Er gehörte dem Team seit dessen Start bis Mai 2020 an. Vorher hat er gemeinsam mit dem Team als *Berliner Morgenpost* Interaktiv Datenvisualisierungen, Applikationen und andere Interaktive Web-Formate entwickelt. David Wendler arbeitet langjährig im Medienbereich als Gestalter und hat sich zuletzt auf die Themen UX und Usability konzentriert.

Angelo Zehr ist als Interaction Designer auf David Wendler gefolgt und ist seither für Gestaltung und Programmierung der interaktiven Visualisierungen von *Funke Interaktiv* verantwortlich. Vor dem Stellenantritt in Berlin lebte Angelo Zehr in Zürich und Wien und arbeitete unter anderem für das Datenteam des Schweizer Radio und Fernsehens SRF.

Christopher Möller hat nach seinem Studium der Medieninformatik die Firma webkid, eine Agentur für interaktive Datenvisualisierungen, gegründet. Seit 2014 ist er dort als Web-Entwickler und Geschäftsführer tätig und hat an über 100 Projekten gearbeitet. Zu den Kunden von webkid gehören unter anderem die *Financial Times*, *Zeit Online* und die *Funke Mediengruppe*.

MARIE-LOUISE TIMCKE, ANDRÉ PÄTZOLD, DAVID WENDLER, ANGELO ZEHR, SEBASTIAN VOLLNHALS und CHRISTOPHER MÖLLER sind nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Digitalprojekt« mit »Coronavirus-Monitor«, erschienen am 4. März 2020 in den Titeln der Funke Mediengruppe.

Coronavirus Monitor

Von Marie-Louise Timcke, André Pätzold, David Wendler, Angelo Zehr, Sebastian Vollnhals und Christopher Möller

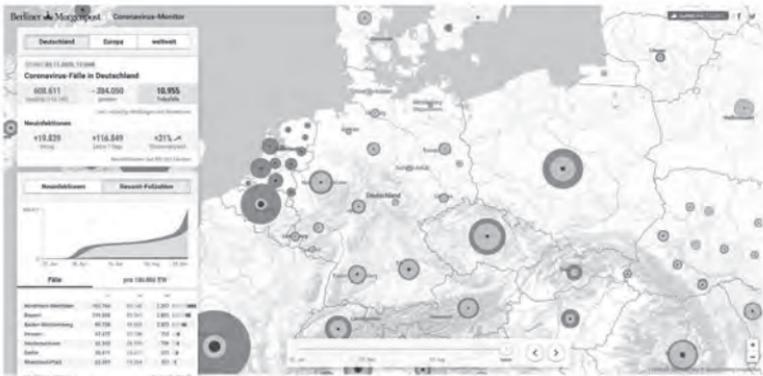
Wie verbreitet sich das Coronavirus in Deutschland, Europa und der Welt? Wie viele Menschen sind daran gestorben? Wann flacht die Kurve wieder ab? Wo gibt es mehr Genesene als Neuinfektionen? Funktionieren die Lockdown-Maßnahmen? Seit dem 4. März 2020 gibt der Coronavirus-Monitor der Funke Mediengruppe Antworten – mit den aktuellsten Zahlen der Pandemie in einem einfach zu benutzendem Tool. Leserinnen und Leser können auf einer interaktiven Karte und dem dazugehörigen Dashboard aktuelle Entwicklungen verfolgen: mit separaten Ansichten für Deutschland, Europa und der Welt. Mit zahlreichen Features zur Entwicklung der Neuinfektionen, Sterbefälle und des Impffortschritts bietet der Coronavirus-Monitor Orientierung inmitten der Pandemie.

Wie verbreitet sich das Coronavirus in Deutschland, Europa und der Welt? Wie viele Menschen sind daran gestorben? Wann flacht die Kurve wieder ab? Wo gibt es mehr Genesene als Neuinfektionen? Funktionieren die Lockdown-Maßnahmen? Seit dem 4. März gibt der Coronavirus Monitor der *Funke Mediengruppe* Antworten – mit den aktuellsten Zahlen der Pandemie in einem einfach zu benutzendem Tool. Leser*innen können auf einer interaktiven Karte und dem dazugehörigen Dashboard aktuelle Entwicklungen verfolgen: mit separaten Ansichten für Deutschland, Europa und der Welt. Mit zahlreichen Features zur Entwicklung der Neuinfektionen, Sterbefälle und des Impf Fortschritts bietet der Coronavirus-Monitor Orientierung inmitten der Pandemie.

Im Verlauf der Pandemie haben sich die Informationsbedürfnisse von User*innen ständig verändert und der Coronavirus Monitor wurde entsprechend weiterentwickelt. Features wurden geändert, entfernt, hinzugefügt. Der aktuelle Startbildschirm stellt die Anzahl der Neuinfektionen der letzten sieben Tage in verschiedenen Regionen der Welt dar. Die Größe der Blasen entspricht der Anzahl Fälle, die Farbabstufung entspricht der Anzahl Fälle pro 100.000 Einwohner*innen. Das Dashboard, dessen Ansicht zwischen Deutschland, Europa und der Welt gewechselt werden kann, zeigt auf einen Blick die wichtigsten Zahlen der Pandemie: die Zahl der gemeldeten Infektionen, Genesenen und Toten, und der Entwicklung von Neuinfektionen der letzten sieben Tage. Der zweite Teil des Dashboards zeigt die täglich gemeldeten Fälle sowohl als Bar-



Screenshot der Startansicht, Fokus auf der Anzahl Neuinfektionen



Newsblog zum Coronavirus

Coronavirus Update
 30 Fakten für den privaten Hausgebrauch
 über die neuesten Erkenntnisse auf
 dem Coronavirus
[Die neuesten Erkenntnisse](#)

16. DEZEMBER 2020

Corona-Lockdown startet wohl zwischen 14. und 16. Dezember

Die Corona-Fallzahlen sind weiterhin zu hoch. Bund und Länder diskutieren über den Start eines Corona-Lockdowns. [Alle News im Blog](#)

[Zur Coronavirus-Newsblog](#)

Der Klinik-Monitor für Deutschland zeigt, wie Intensivbetten frei sind und wie viele Engpässe bestehen. [Zum Klinik-Monitor](#)

Startansicht, Gesamtzahl von Infektionen, Genesenen und Toten, Newsblog und Newsletter-Verweis

Chart als auch in einer Tabelle, aufgeschlüsselt nach verschiedenen geographischen Regionen (wie Bundesländer oder Staaten) und einem jeweiligen Pfeil für den aktuellen Trend/die Entwicklung der Fälle der letzten sieben Tage.

Die Hauptansicht kann von Neuinfektionen auch auf Gesamtfälle umgeschaltet werden.

Über einen Zeit-Slider unter der Karte kann auch die chronologische Entwicklung dargestellt werden. Die Rankings und Grafiken im Dashboard passen sich dabei an den Tag des Sliders an. Unter der Startansicht, die einen Blick auf die großen Ebenen von Deutschland, Europa und der ganzen Welt ermöglicht, finden sich Features und Visualisierungen, die einen Fokus auf das Pandemiegeschehen in Deutschland legen.

Eine ständig aktualisierte Grafik der Reproduktionszahl R , eine detaillierte Karte von Neuinfektionen in Landkreisen und kreisfreien Städten, der tägliche Stand des Impf-Fortschritts, wöchentliche Sterbefallzahlen und feiner aufgegliederte Karten für die verschiedenen Bundesländer bereiten Leser*innen alle Informationen auf, die relevant sind um die aktuelle Situation einschätzen zu können.

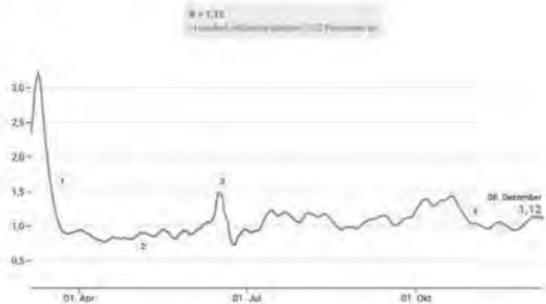
Die Karte und das Dashboard werden fortlaufend weiterentwickelt und an die aktuelle Situation und Informationsbedürfnisse angepasst. Sogar das JHU Dashboard benutzt die Daten des Coronavirus-Monitors für ihre Deutschland-Zahlen.

Reproduktionszahl R Für Deutschland

Die Reproduktionszahl sagt aus, wie viele Menschen ein bereits infizierter durchschnittlich ansteckt. Ist der Wert größer als 1, breitet sich das Coronavirus immer schneller aus (rot) – unter 1 verlangsamt sich die Ausbreitung (grün). R ist längst ein Maß politischer Entscheidungen.

1. 23. März: Deutschland geht in den Lockdown. 2. 6. Mai: Bundesregierung und Länder besiegeln Ende der bundesweit einheitlichen Beschränkungen. 3. Mitte Juni: Beim Fleischfabrikanten Tornow in Rostock Wadenbrück (RHW) infizieren sich mehr als 1500 Mitarbeiter. 4. November: Nach einem deutlichen Anstieg der Neuinfektionen gilt bundesweit ein "Lockdown light".

Robert Koch-Institut (RKI), 7. Dezember 2020
©RKI 19.12.2020



Linechart der Reproduktionszahl R für Deutschland

Neuinfektionen innerhalb der letzten sieben Tage

Wie ein regionaler Lockdown direkt **38** Neuinfektionen pro 100.000 Einwohner innerhalb der vergangenen sieben Tage – das ist die Obergrenze. Bei mehr Fällen in einem Kreis oder in einer kreisfreien Stadt sollten konsequent neue Beschränkungen umgesetzt werden. An einem **Frühwarnwert von 35** soll die Teilnehmerrzahl auf Feiern begrenzt werden, Berlin soll auf ein regimes Anpassungsmaß von schwächerer Obergrenze (30 Fälle), Reproduktionszahl und Intensivbetten-Auslastung.

Stand: 12.12.2020 (18:00)



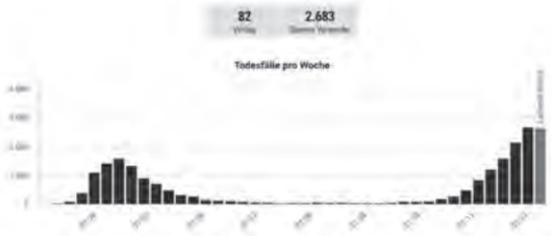
Bezirk/Kreis/ Stadt	Rechnung	pro 100.000 EW -
1 Regensburg	Bayern	372,28
2 Bielefeld	Niederrhein	238,10
3 Westfalen-Lippe (Bielefeld)	Niederrhein	176,82
4 Ostpreußen	Ostpreußen	170,17
5 Hildesheim	Flämingen	171,89
6 Jena	Bayern	161,81
7 Meiningen	Bayern	144,51
8 Tübingen	Bayern	138,62
9 Dresden	Bayern	137,10
10 Leipzig	Westpreußen	101,41

Karte der 401 Kreise und 12 Stadtbezirke Berlins, Fälle der letzten 7 Tage pro Einwohner*innen

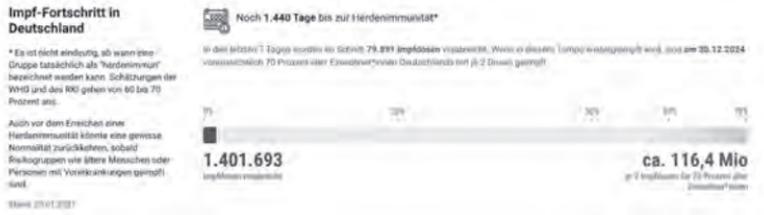
Entwicklung der Todesfälle in Deutschland

Das Diagramm zeigt, wie viele Menschen durch oder mit dem Coronavirus gestorben sind – in jeder Woche seit Anfang März. In jedem der Fälle wurde SARS-CoV-2 nachgewiesen. Ob die Infektion direkt zum Tod beigetragen hat, ist in der Praxis bei Vorerkrankungen oft schwer zu bestimmen.

Stand: 12.12.2020



Bar-Chart der wöchentlich gemeldeten Covid-19 Sterbefälle



Visualisierung des Impf Fortschritts

Wegen seiner einfachen Bedienbarkeit und Verständlichkeit wird der Corona-virus Monitor auch von User*innen außerhalb Deutschlands verwendet. Mit weit über 300 Mio. Aufrufen ist es vermutlich eine der weitverbreitetsten und meistgenutzten Corona Übersichts-Seiten in der deutschsprachigen Region und bei weitem der erfolgreichste Artikel in der Geschichte der *Funke Mediengruppe*.

FUNKE MEDIENGRUPPE
4. März 2020

Hamburger Abendblatt



„Das Virus ist eine demokratische Zumutung“ Angela Merkel über Corona, Putin und die eigene Zukunft S. 2 u. 3

SONNTAGSSTIMME 28.08. AUGUST 2022 7,50 EURO

100% ÖKOLOGISCHES MEDIENGRUPPE

UNABHÄNGIG, UNBETRIEBEN, UNBESCHÜTTET
NR. 202 - 10. WOCHE - 17. JAHRGANG

Hamburger Hehler bekommen mehr als 1000 Fahrräder zurück

Drei Jahre nach der spektakulären Beschlagnahme spart die Polizei damit viel Geld an Lagerkosten Seite 11



SALUT SALON
Das Hamburger
Quartiergala
wegen Corona
Lion-Käse-
ein-Marketing
verkaufte aus
Post sogar
Spende! S. 22



MENSCHLICH

Leide

Gericht kippt
gegen Corona

2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12

Theodor-Wolff-Preis

Christoph Heinemann, Jahrgang 1988, erlernte das journalistische Handwerk nach dem Abitur als Volontär bei der *Hamburger Morgenpost*. Anschließend dort Redakteur für Landespolitik, ab 2011 Freier Journalist und Studium der Politikwissenschaft in Hamburg. Seit 2015 ist Heinemann beim *Hamburger Abendblatt* – zunächst als Polizeireporter, seit 2020 als Chefreporter und Blattmacher. Für seine investigativen Recherchen wurde er bereits mehrfach ausgezeichnet: Unter anderem erhielt er für sein Dossier »Soko ›Cold Cases‹ – Chronik eines Versagens«, das zur Absetzung des früheren Hamburger LKA-Chefs Frank-Martin Heise beitrug, im Jahr 2020 den Nannen Preis. Heinemann lehrt zudem als Dozent an der Akademie für Publizistik. Er teilt sich das Home Office seit Pandemiebeginn mit seiner Tochter im Vorschulalter und leidet täglich am HSV.

Jens Meyer-Wellmann, Jahrgang 1966, verbrachte Teile seiner Jugend in Paraguay und promovierte nach dem Studium der Geschichte und Volkswirtschaftslehre über politische Parteien in Lateinamerika. Er absolvierte die Journalistenschule Axel Springer und arbeitete als Chefreporter beim *Hamburger Abendblatt*. 2009 wechselte er in die Redaktionsleitung von *Welt* und *Welt am Sonntag* und moderierte gelegentlich die lokale TV-Talkshow »Hamburger Presserunde«. Seit 2015 wieder beim *Hamburger Abendblatt*, derzeit als Chefkorrespondent. 2007 ausgezeichnet mit dem Erich-Klabunde-Preis für eine Reportage über einen krebserkrankten Vergewaltiger, der um Haftentlassung zum Sterben bittet. 2020 Deutscher Reporterpreis mit Christoph Heinemann. Er lebt mit Frau und Söhnen in Hamburg, spielt Doppelkopf mit Neunen und leidet täglich am HSV.

CHRISTOPH HEINEMANN und JENS MEYER-WELLMANN sind nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres ›Corona – Leben im Ausnahmezustand‹ mit »Der Ausbruch«, erschienen am 29. August 2020 im *Hamburger Abendblatt*.

Der Ausbruch

Von Christoph Heinemann und Jens Meyer-Wellmann

Covid-19 fand seinen Weg auf die sensiblen Krebsstationen des UKE und tötete elf Menschen. Die Angehörigen suchen ein Leben nach dem Unglück und fordern Antworten. Was geschah in Hamburgs renommiertester Klinik? Die Rekonstruktion einer Tragödie.

Am Ende bleibt nichts, außer es zu akzeptieren und Frieden zu suchen. Nur wie das gehen soll, hat den Angehörigen niemand gesagt.

In Büsum legt der alte Krabbenkutter MS »Hauke« ab und fährt hinaus auf die See. Die Enkel von Niels Boldt halten die Urne in einer Kabine an Deck gegen den Wellengang fest, seine Tochter ermahnt sich zu lächeln, wie sie später erzählt. Sie trägt eine gelbe Bluse unter der Jacke. Er hat ihnen verboten, traurig zu sein. Ganz sicher würde er jetzt einen Spruch reißen und seine Augen leuchten wie die eines Teddybären. Drei Seemeilen vor der Küste lassen sie die Reste seines Lebens zu Wasser. Die Urne versinkt schnell.

In Altona wählt die Tochter von Anne-Christa Falk hastig die Nummer des Bestatters, als der Leichnam ihrer Mutter bereits auf dem Weg in das Krematorium ist. »Ist Mama schon eingäschert worden?«, fragt sie. »Wenn nein, müssen wir es stoppen.« Sie hat Angst, dass die Staatsanwaltschaft den Körper noch nicht obduziert hat, dass Spuren eines Verbrechens verloren gehen. »Okay, wir warten«, sagt der Bestatter. Die Tochter von Anne-Christa Falk glaubt, dass sie Gerechtigkeit wollen würde.

In Anderlingen im Kreis Rotenburg ist der Körper von Ines Brandtjen aufgebahrt. Dem Bestatter wurde »dringend empfohlen«, den Leichensack nicht zu öffnen, wegen der Ansteckungsgefahr. Für die Angehörigen fand er dennoch einen Weg. Ihre Eltern beugen sich ein letztes Mal über den Körper ihrer Tochter, sie ist blass und trägt eine Jacke, um die Wunden der Behandlung zu verbergen. Eine Perücke sitzt da, wo ihre blonden Haare einst waren. Die Eltern fahren nach Hause, sie nehmen starke Tabletten, um einschlafen zu können.

Für sie ist es nicht vorbei. Und es sollte nicht so enden.

Die Geschichte dieser drei Menschen sollte weitergehen. Niels Boldt, 74 Jahre alt, sollte lachend mit seiner Braut in einem Cadillac durch Las Vegas fahren. Anne-Christa Falk, 83 Jahre alt, in ihrer großen Wohnung in Altona sitzen und lesen, kochen, den Abend ihres Lebens genießen. Ines Brandtjen, 21 Jahre alt, sollte weiter studieren, sich verlieben, ihren Träumen nachjagen. Es

sollte keine Ermittlungen der Staatsanwaltschaft geben und keine Fragen. Vor allem keine Zweifel daran, dass es einen Ort gab, an dem alles getan wurde, diese Leben zu schützen: das renommierteste Krankenhaus Hamburgs, eines der besten der ganzen Republik.

Im UKE an der Martinstraße herrscht an einem heißen Augusttag so etwas wie der neue Normalbetrieb. Auf der Intensivstation liegen noch sechs Corona-Patienten. Ein Team aus erfahrenen Virologen testet einen Impfstoff, in der zweiten Phase, die Hoffnungen sind groß. Vor der Onkologie, dem siebenstöckigen Stolz des Klinikums, stehen Wachleute. Wer noch in die sensiblen Bereiche darf, muss durch eine Schleuse, sich mit Kittel und Maske verkleiden. Spezialfilter reinigen die Luft.

»Die haben uns gesagt, da drin könnte nicht einmal ein Brot verschimmeln«, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Eine Krankenschwester meint: »Wir müssen alle damit leben, dass es schrecklich schiefgegangen ist.« Ein Mitarbeiter der Sozialbehörde sagt: »Mein Gott, man kann es einfach nicht begreifen.«

Der Erreger Sars-CoV-2 hat das UKE an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Er fraß sich im Frühjahr durch die Onkologie, infizierte 40 Mitarbeiter und 22 Patienten. Erst mit wochenlanger Verzögerung wurde der Ausbruch bekannt, das UKE beteuerte, die Lage sei unter Kontrolle. Es versprach Transparenz, aber betonte, alles richtig gemacht zu haben. Es verschickte knappe Pressemitteilungen, als das Sterben begann. Kaum vier Sätze pro Mensch, am Ende elf Verstorbene, keine Antworten.

Wie konnte das bloß passieren?

Nach Recherchen des Hamburger Abendblatts waren die elf verstorbenen Krebspatienten keineswegs sicher dem Tod geweiht. Das Virus tötete sie, nicht der Krebs. Das ergab die Untersuchung der Rechtsmedizin. Einen der beiden Feinde hätten sie besiegen können. Und leben. Ein paar Monate, ein Jahr, fünf Jahre, zehn Jahre, vielleicht länger.

Es ist nicht klar, ob es einen Schuldigen gibt. Vielleicht keinen, außer dem Coronavirus. Darüber sagt diese Geschichte, die sich aus den Schilderungen von Hinterbliebenen und Mitarbeitern, aus WhatsApp-Verläufen, Dokumenten, Mails und Behandlungsverläufen ergibt, viel aus – genau wie über ein Krankenhaus, zu dessen Selbstbild die Geschehnisse nicht passen. Vielleicht hätte nichts davon geschehen müssen, wenn jemand achtsamer gewesen wäre. Eine

Reinigungskraft, ein Arzt, ein Patient, Wissenschaftler in einem Institut, das Gesundheitsamt. Ein Klinikum in seiner wichtigsten Stunde.

10. Januar 2020: Ines Brandtjen ist daheim. Sie läuft durch das Haus am Rand des Dorfes und singt Lieder aus »Mary Poppins«, draußen deckt Frost die Felder. Schon im Krankenhaus hat sie ihr Zimmer zur »Fun Zone« erklärt. Zu Hause gibt es für sie keinen nächsten Block der Chemotherapie, keine Leukozyten, keinen verdammten Krebs.

Sie war gerade nach Bonn gezogen, zum Studieren, als sie es feststellten. Ines Brandtjen fühlte sich erkältet. »Kein Wunder«, sagte ihre Mutter. Ines Brandtjen ist amtierende Jungschützenkönigin im Dorf, bei einer Feier kurz zuvor trug sie nur einen knappen Rock.

Dann brach sie plötzlich zusammen, an einer Bushaltestelle.

»Ich habe mich nur hinsetzen müssen«, sagte sie. Ihre Mutter, eine Frau von trockener Klugheit, sagt: »Sie sieht sich nie so krank, wie sie ist.«

Als die Diagnose kam, tippte Ines Brandtjen »aggressive lymphatische Leukämie« in ihren Laptop. Eine Art von Kinderkrebs, sehr gut behandelbar, stand da. Schon klickte sie das Fenster weg. »Das stehe ich durch.«

Die Mutter und ihre Tochter reden noch oft über Tansania, da waren sie wenige Wochen vor der Diagnose, es war Ines' Idee, die Mutter hat danach ein Savannenbild in das gelb gestrichene Wohnzimmer gehängt. Zu Hause reden sie plattdütsch miteinander.

Ines backt, große Torten, manchmal dauert es den ganzen Tag. Ihre Eltern essen und freuen sich, dass sie da ist. Wenn die Werte stimmen, muss sie wieder ins UKE. »Vollständige Heilung«, das hat der Arzt gesagt. Das ist das Ziel.

19. Januar: Eigentlich passt ihm die Transplantation gerade gar nicht. Niels Boldt hat die Flüge gebucht, im Juni soll es losgehen, Las Vegas, ein Elvis-Imitator, noch einmal Ja sagen. Seine Frau hält es nun schon 50 Jahre mit ihm aus, zwei wie Feuer und Wasser, sie ruhig, er immer mit Hummeln im Hintern. Manchmal übertreibt er es, wie auf dem Foto neulich, als er so tat, als wolle er ihr an die Brust fassen, und dabei böbisch grinste.

»Jeder Tag war schöner als der andere, wirklich«, sagt seine Frau später und reibt ihren Ehering. Seit sie damals, vor fast genau 50 Jahren, ihm bei einer Gartenparty die Erdnüsse reichte. »Er war so ein Typ, ne. Er hätte gleich überall mit mir hingehen können.«

Niels Boldt liegt in seinem Bett auf Station C6A, Stammzellentherapie. »Ja Mensch, das ist ja nicht so doll«, hat er gesagt, als die Diagnose kam. Aber er hat den Krebs schon einmal besiegt, vor 15 Jahren. Wenn die Schwestern kommen, begrüßt er sie mit einem Spruch. »Mensch, der hat immer so gute Laune«, sagt eine von ihnen.

25. Januar: Die Berichte aus China sind schlimm. Das neuartige Coronavirus breitet sich dort rasant aus, das UKE berät sich im Netzwerk internationaler Spitzenkliniken. Das Erbgut des Virus wird entschlüsselt. Die Suche nach möglichen Medikamenten und Impfstoffen beginnt. Ein offenes Feld.

30. Januar: Ein Anruf kam, es war wieder ein Bett frei. Der nächste Block der Chemotherapie. Das Präparat bombardiert den Körper samt den Krebszellen, danach muss er sich erholen. Bei jungen Menschen geht das schnell.

Ines Brandtjen hat einen sogenannten 41-Wochen-Plan erhalten, für ihre gesamte Behandlung. Mehr als die Hälfte ist bereits geschafft.

8. Februar: Anne-Christa Falk hat auf einmal Mühe, aus dem Stuhl zu kommen. Sie ist eine stolze Dame, lange Chefsekretärin gewesen bei der Dresdner Bank, zwei Kinder großgezogen. Sie hat einen Kleingarten an der Elbgaustraße, ist gern draußen, geht ins Theater, einkaufen in ihrem Altona und mit den Händlern schnacken. Doch jetzt geht es kaum noch. Alles schmerzt.

»Muttern, wir müssen das abklären lassen«, sagt ihre Tochter. Auch ihr Sohn ist häufig da, selbst ein gestandener Mann mit ledderner Haut, aber sanft, wenn er mit ihr spricht. Anne-Christa Falk möchte nicht ständig zum Arzt. Sie war schon einmal schwer krank, Brustkrebs, eine Seite mussten sie amputieren. »Machen Sie das, mein Mann sucht sich eh keine Neue mehr«, hat sie gesagt.

21. Februar: Über einen Venenzugang erhält Niels Boldt die Stammzellen, den Spender kennt er nicht. Die Familie ist dabei, als das neue Blut durch den Schlauch läuft. Die Tochter macht ein Selfie, und Niels Boldt reckt den Daumen nach oben, er lacht. Die nächsten zehn Tage, sagen die Ärzte, sind die kritischsten.

Seine Enkel wären zu gerne dabei, aber kleine Kinder sind auf der sensiblen Station verboten. Niels Boldt zieht sie an wie ein Magnet, weil er nicht wie die Erwachsenen ist, sondern wie sie selbst. Wenn sie ihn in der Firma besucht haben, ist er mit ihnen durch große Kartons gekrabbelt. Zu Weihnachten stand er auf einmal da mit einer täuschend echten weißen Eule, wie aus »Harry Potter«, der Rest war Gekreisch. Niels Boldt hat beruflich etwas zurückgeschaltet,

er ging Golf spielen, aber hat es bald wieder sein lassen. »Ihm passten die alten Männer nicht«, sagt seine Frau.

Niels Boldt liegt auf der Station C6B, der Isolationsschutzstation, es ist der Hochsicherheitstrakt des UKE. Unterdruckschleuse, Schutzkleidung an, nichts geht unverpackt rein oder raus. Die neuen Stammzellen müssen anwachsen. Seine Enkel werden Niels Boldt nie mehr sehen.

24. Februar: Bei einer Pressekonferenz warnt Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) deutlich davor, dass sich das Virus auch hierzulande ausbreiten könne. »Durch die Lage in Italien ändert sich auch unsere Einschätzung der Lage: Corona ist als Pandemie in Europa angekommen.«

26. Februar: Ines Brandtjen hat noch ein paar Tage Pause vor dem nächsten großen Block. Sie hat angefangen, wieder ein Tagebuch zu führen. Auf zwei Seiten schreibt sie eine »Bucket List«, mit allem, was sie noch erleben will. »Mich verlieben«, steht da, »Kinder bekommen«, »ohne Aufregung vor Leuten sprechen können«, »Spanien auschecken«. Sie hat sich eine Sprach-App heruntergeladen und büffelt schon Vokabeln.

27. Februar: Niels Boldt wird auf die Intensivstation verlegt. Er hat eine Lungenentzündung, einen Keimbefall und eine Sepsis. »So etwas gehört leider zum Alltag, bei allen Vorsichtsmaßnahmen«, sagen Schwestern. Die Familie eilt zu ihm, sie sind sehr in Sorge. Bereits eine der Erkrankungen ist nach einer Stammzellentransplantation bedrohlich.

28. Februar: In der Kinderklinik des UKE hat ein Arzt seinen Dienst abgebrochen, er fühlte sich krank. Kurz zuvor war er mit seiner Frau in Italien gewesen. Am Abend gibt die Gesundheitsbehörde bekannt, dass er der erste positive Corona-Fall in Hamburg ist. Das Klinikum gründet eine »Task Force«, darin auch die Leitung der Krankenhaushygiene.

Es wird ein Schlachtplan entworfen, für Schutzkleidung, neue Hygienemaßnahmen. Es gibt feste Verhaltensregeln für Mitarbeiter, auch für direkten Kontakt mit Infizierten, nach einem Kategoriensystem.

1. März: Es gibt seit dem Vortag einen zweiten Corona-Fall in Hamburg. Vor dem UKE-Haupteingang stehen Kamerateams. Das Klinikum ist erster Schauplatz und Speerspitze im Kampf gegen die Pandemie. Niels Boldt wurde wieder auf die Station C6B verlegt. Sein Zustand ist stabil, die neuen Stammzellen wachsen. Er schläft jedoch tief, tagelang durch.

2. März: Ihre Eltern bringen Ines Brandtjen zur nächsten Behandlungsphase ins UKE. Sie müssen jetzt durchgängig Masken tragen, die Hände desinfizieren. Das geht nicht immer auf Anhieb. Einige Spender sind schon leer. Andere fehlen ganz, wurden von Dieben abgeschraubt.

3. März: Die Blutwerte von Anne-Christa Falk sind schlecht. Ihre Kinder wollen sofort mit ihr ins Krankenhaus. Sie packen einen Koffer zusammen, darin ein Bild von ihrem Ehemann, der schon 2015 verstarb. Anne-Christa Falk trägt seitdem beide Eheringe am Finger.

In der Diele ihrer Wohnung in Altona bleibt sie stehen. »Wisst ihr, es kann sein, dass ich sehr krank bin. Dass ich es nicht schaffe.« Sie hat keine Angst, aber hat im Leben gelernt, sich nichts vorzumachen. Ihrer Kinder wollen erst hören, was die Untersuchung ergibt.

7. März: Bei der Tochter von Niels Boldt klingelt plötzlich das Handy. »Hallo, hier ist Papa!«, sagt ihr Vater. Wann kommen sie ihn wieder besuchen? Seine Tochter denkt: »Hui, da ist er wieder.« Die Pflegerinnen freuen sich, wieder mit ihm flachsen zu können. Eine sagt zu seiner Tochter: »Da streitet man sich fast ein bisschen drum, wer ihn betreuen darf.«

8. März: Anne-Christa Falk liegt in Zimmer 522 der Station C5B. Die Werte sind schon nach wenigen Tagen stark verbessert, Blutkrebs wurde ausgeschlossen. Aber die Lymphknoten sind befallen.

Der Chefarzt nimmt ihren Kindern dennoch die größte Angst. »Sie wird daran nicht sterben«, sagt er. Und sie müsse nicht im Krankenhaus bleiben. Nach einer Operation und leichter Chemotherapie sei ambulante Therapie das Mittel der Wahl. Es spreche nichts dagegen, dass sie noch Jahre lebe.

9. März: Zum letzten Mal für zwei Monate ist die Zahl der Corona-Neuinfektionen an einem Tag in Hamburg einstellig, es beginnt ein rasanter Anstieg.

10. März: Ein guter Freund von Niels Boldt meldet sich am Nachmittag zum Besuch auf der Station C6B, passiert die Unterdruckschleuse und zieht seinen Schutzanzug über. Er setzt sich mit Abstand zu Niels Boldt auf einen Stuhl, sie schnackeln.

Dann klopf es an der Tür, eine der Reinigungskräfte kommt herein. Sie wechsele nun auf eine andere Station, sagt sie. Ihre Dienstkleidung hat sie schon abgelegt, auch den Mundschutz und die Handschuhe. Niels Boldt kommt ihr zwei Schritte entgegen, dann umarmen sie sich. Der Freund ist verdutzt, Niels Boldt habe es lachend heruntergespielt, so erzählt er die Szene später.

12. März: Im Senatsgehege des Hamburger Rathauses fällt der erste folgenschwere Beschluss der Krise. Großveranstaltungen sind ab sofort verboten. Die Zahl der täglichen Neuinfektionen liegt mit 19 auf dem bisherigen Höchststand.

13. März: Ines Brandtjen hat einen Tagesurlaub. Sie fährt mit ihrer Cousine an den Silbersee in Wehdel. Es geht ihr gut. Die Chemotherapie macht sie weniger müde.

Der Senat beschließt, Schulen und Kitas zu schließen. Die Zahl der Neuinfektionen liegt bei 43. »Es geht darum, jeden Kollateralschaden zu vermeiden«, sagt Bürgermeister Peter Tschentscher.

Das UKE hat einen Corona-Newsletter an die Belegschaft aufgesetzt. Die Leitung appelliert, »weiterhin Ruhe zu bewahren«. Eine Testung aller Mitarbeiter sei »nicht sinnvoll«. Ein Abstrich werde nur bei starken Symptomen oder nach Reisen in Risikogebiete genommen. »Wenn Sie (...) nur leichte Kopf- oder Halsschmerzen haben, müssen die Kolleginnen und Kollegen in der Ambulanz leider eine Testung ablehnen.« Zur Frage, ob alle Mitarbeiter eine Maske tragen sollten, lautete die Antwort schon zuvor: Nein, für die Wirksamkeit gebe es »keine hinreichenden Belege«.

Die Ärzte im UKE befürchten auch eine Überreaktion in der Bevölkerung. Wenn sie aus Sorge vor Corona nicht mehr zu dringend nötigen Behandlungen ins Krankenhaus kämen, wäre das fatal.

15. März: Die Tochter von Anne-Christa Falk ist zum letzten Mal zu Besuch auf Station C5B. »Was macht die Außenwelt?«, fragt ihre Mutter immer. Sie sprechen über den Wahnsinn, der sich draußen entfaltet. Anne-Christa Falk sagt: »Ich habe keine Angst vor Corona.« Der Betrieb auf der Station läuft nach dem Eindruck ihrer Tochter unverändert.

Auf der anderen Seite des Stockwerks, in C5A, schickt Ines Brandtjen einer Freundin eine Sprachnachricht per WhatsApp. Sie sagt, wenn sie sich anstecken würde, könnte sie wohl sterben. »Keine Ahnung, aber ich gehe nicht davon aus, dass wir jetzt Corona bekommen. Wenn du isoliert bist... Da kannst du auch darüber nachdenken, von einem Meteorit getroffen zu werden.«

Der Senat verbietet alle Versammlungen, lässt Kinos, Museen, Fitnessstudios und Schwimmbäder schließen.

16. März: Im »Onkotower« des UKE gibt es drei Aufzüge und auf jedem Stockwerk einen gemeinsamen Raum für die Mitarbeiter beider Stationen. Die Klinik hat dafür strenge Auflagen erlassen, mit Abstandsregeln und maximaler

Personenzahl. Ob sich daran gehalten wurde, wird später kaum nachzuvollziehen sein.

In den Pausen reden die Schwestern über Corona, einige können nicht recht verstehen, warum weder Patienten noch Mitarbeiter regelhaft getestet werden. »Sollte man nicht meinen, wir sitzen direkt an der Quelle?«, sagt eine von ihnen. Sie sagt aber auch, das UKE sei ein »großer Tanker«. Viele der Chefärzte bekäme man als kleines Licht praktisch nicht zu Gesicht, genauso wie die Task Force. »Manchmal ist es dann Zufall, wann ein Problem das richtige Gremium erreicht.«

Fast der gesamte Einzelhandel wird geschlossen.

17. März: In einem Zimmer im fünften Stock der Onkologie hustet ein junger Patient und hat Fieber. Das gehört zum Alltag auf der Krebsstation, zu empfindlich sind hier die Kranken. Aber in diesem Fall kommt schnell ein Verdacht auf. Der Mann ist erst vor Kurzem aufgenommen worden. Auch sein Zimmergenosse zeigt Symptome. Es werden Abstriche genommen.

Der Sohn von Anne-Christa Falk besucht seine Mutter. Als er das Zimmer verlässt, um das Wasser für die Blumen auszutauschen, spricht ihn ein Pfleger an. »Bitte verlassen Sie umgehend die Station.« Der Angehörige versteht nicht warum, aber mehr wird ihm nicht gesagt. Er sieht seine Mutter nie wieder.

Im Hamburger Rathaus sagt Bürgermeister Tschentscher, es sei »notwendig«, viele Corona-Erkrankungsfälle zu haben. So könnte sich das Immunsystem der Hamburger »gegen das Virus aufstellen«. Der studierte Labormediziner arbeitete einst selbst im UKE.

18. März: Ines Brandtjen hat eine neue Freundin gefunden: Babette Grosch, eine elegante Dame Anfang 60, durch ihren Weinladen ist sie in Hamburg-Ottensen eine kleine Berühmtheit. Sie kommen auf dem langen Flur der Station C5A ins Gespräch, den die Patienten als Laufstrecke nehmen, um in Bewegung zu bleiben. »Ines hat eine Art, einem zu helfen, sie plaudert da einfach drauflos und verbreitet gute Laune«, sagt Grosch später. Es ist das, was man am dringendsten brauche, als Patient auf einer Krebsstation.

Als beide am Abend in ihren Zimmern sind, kommen noch Schwestern herein. Sie nehmen einen Corona-Abstrich. Und einen zweiten. Ob es einen konkreten Anlass gebe, sagen sie nicht. Dass der Befund bei den beiden Männern im selben Stockwerk positiv war, auch nicht.

19. März: Lockdown. Besuch ist nach städtischer Verfügung ab sofort verboten. In der Onkologie klingelt das Telefon ständig, die Angehörigen haben viele Fragen. Die Tochter von Niels Boldt sagt, sie verstehe das nicht, Handwerker, Postboten und ein Haufen anderer Leute würden doch noch aus- und eingehen. Sie würde sich auch testen lassen. Sie kommt nach ihrem Vater, der ihr seit Kindestagen immer sagt: »Kann ich nicht gibt es nicht – und will ich nicht will ich nicht hören.«

Auf der Station C5A herrscht Aufregung. Auch bei zwei Mitarbeitern der Onkologie ist der Test positiv ausgefallen. Das UKE teilt die Fälle dem Gesundheitsamt mit, jeweils einzeln und nach dem Wohnort des Patienten. Das Gesundheitsamt Nord, im Falle eines Ausbruchs zuständig, erfährt nichts.

Ein Teil der Belegschaft wird ausgetauscht. »Die machen einen ängstlichen Eindruck«, notiert Babette Grosch. Ines Brandtjen schreibt in ihr Tagebuch: »Wenig schöner Tag heute. Alle sind super sensibel wegen – ich mag es kaum aussprechen – Corona. Dessen Name man nicht aussprechen darf.« Es hat sich herumgesprachen, dass es positive Tests gab.

20. März: Ein krebskranker Patient liegt auf der Station für Privatpatienten und schläft mit einem Schal vor dem Gesicht. Am Tage läuft er mit seinem Infusionstropf so viel es geht über die Station, er will keine Sekunde länger im Zimmer liegen als nötig. Er hat Sorge, dass sein ständig hustender Nachbar – oder jemand anderes auf der Station – Corona hat. Er hat die Schwestern gefragt, ob er nicht getestet werde. »Wenn Sie Symptome zeigen, werden wir schon einen Abstrich nehmen«, hätten sie ihn abgekanzelt, berichtet der Mann später.

Das Robert-Koch-Institut (RKI) schreibt an diesem Tag auf seiner Website, die Inkubationszeit des neuartigen Coronavirus liege »im Mittel bei 5–6 Tagen«. Eine Ansteckung erfolge »im Allgemeinen« erst nach Auftreten der Symptome. Das stimmt nicht. Schon Anfang März war in einer Studie von früherer Übertragung die Rede. »Der Fakt, dass asymptomatische Personen potenzielle Quellen für 2019-nCov-Infektionen sind, könnte eine Neubewertung der Übertragungsdynamik rechtfertigen«, schreiben deutsche Wissenschaftler im *New England Journal of Medicine*. Zu den Autoren gehört auch der Berliner Virologe Christian Drosten.

Das UKE meldet der zuständigen Wissenschaftsbehörde die Infektionsfälle in der Onkologie. Von einem möglichen Ausbruch ist nicht die Rede. Es gibt auch keine weiteren Rückfragen dazu.

21. März: Die Tochter von Anne-Christa Falk ruft mehrfach im Schwesternzimmer an. Sie erreicht ihre Mutter nicht mehr. Diese wurde verlegt, in das Bett am Fenster ihres Zimmers. Die Pflegerin bringt das Diensttelefon hinüber. »Wir können dich leider nicht mehr besuchen, Mama«, sagt die Tochter. »Das ist schade«, sagt Anne-Christa Falk und schweigt einen Moment. Das Gespräch ist kurz.

Die leichte Chemotherapie habe sie gut überstanden, sagt die Schwester noch.«Heute morgen hat sie nicht so gut gegessen«, das werde man im Blick behalten. Von Coronafällen sagt sie nichts.

22. März: Ines Brandtjen sagt ihren Eltern am Telefon, die Lage sei ruhig. In ihr Notizbuch schreibt sie: »Hallo Tagebuch, wie geht's? Mir geht's ok. Ich fange nicht instantly an zu weinen. Heute X-Faktor angucken, eventuell mit Mirko skypen, Harry Potter gucken, singen. Nicht vergessen: We are all equal! LG, Ines.«

Auch private Feierlichkeiten sind jetzt verboten.

23. März: Das UKE veranlasst, dass alle Patienten bei der Aufnahme in der Onkologie auf Covid-19 getestet werden. Dabei sind Test-Kits in der ganzen Stadt spärlich. Allein bei der Hotline 116 117 gehen pro Tag bis zu 20.000 Anrufe ein. Es wird zwei Tage dauern, bis die regelhafte Testung im UKE funktioniert. Die Mitarbeiter werden nicht routinemäßig getestet. Die Kosten dafür will der Staat auch nicht übernehmen. Alle Mitarbeiter müssen jetzt doch einen Mund-Nase-Schutz in klinischen Bereichen tragen.

24. März: Mariam S.* sorgt für Sauberkeit in der Onkologie, aber ist offiziell beim Subunternehmen KSE angestellt. Die Reinigungskräfte werden dort nach gesetzlichem Mindestlohn bezahlt, aber Pfleger meinen, sie seien trotzdem arm dran. Einer sagt: »Und abends müssen zwei kleine Damen allein alles durchfeudeln.« Eine Kollegin meint: »Die wechseln oft täglich die Stationen.« Weder das UKE noch der Senat dementieren das später. »Die Wechselintervalle des Reinigungspersonals sind abhängig vom jeweiligen Einsatzort«, heißt es.

Alle Gesichter könne man sich im UKE ohnehin nicht merken, sagen Mitarbeiter. Da sind Ärzte, Pfleger, Psychologen, Physiotherapeuten, Handwerker, Freiwillige. Manchmal trifft man sich im Fahrstuhl oder den Pausenräumen.

Mit 248 Neuinfektionen meldet Hamburg die bis heute höchste Zahl von Neuinfektionen an einem Tag. Die Stadt ist ein bundesweiter Corona-Hotspot.

26. März: Niels Boldt macht sich fit, die Angeschlagenheit stört ihn. Mit dem Gehwagen startet er kleine Ausflüge über den Flur der Station C6B. Er will nach Hause, so schnell es geht. Seine Tochter ist zurückhaltend. Zuletzt wurden 207 neue Infektionen in Hamburg an einem einzigen Tag gemeldet. »Wenn du irgendwo sicher bist, dann im UKE«, sagt sie. Später am Tag wird ein Corona-Test gemacht. Er ist negativ. Von dem Geschehen auf der Station im Stockwerk unter ihm wissen Boldt und seine Familie nichts.

Die Schulschließungen werden bis 19. April verlängert. Bürgermeister Tschentscher entwickelt sich zu einem der vorsichtigsten Ministerpräsidenten.

Der enorme Verbrauch an Masken bereitet der UKE-Klinikleitung Sorge. Die Mitarbeiter werden ermahnt, sie nur »in den klinischen Bereichen zu tragen, nicht darüber hinaus«.

27. März: Jeden Tag um 14 Uhr haben Ines Brandtjen und Babette Grosch ein Date. Sie treffen sich im Gemeinschaftsraum, dann spielen sie Schach und reden dabei, mehr über das Leben als die Krankheit. Manchmal gehen sie auch in die Sport- und Musikräume am Eingang der Station, strampeln auf einem Ergometer und singen, etwa »Bohemian Rhapsody« von Queen.

Einmal kommt eine Schwester; sie denkt, es ist etwas Schlimmes passiert, und die Frauen lachen Tränen.

28. März: Die Kinder von Anne-Christa Falk haben eine Arbeitsteilung. Der Sohn ruft sie täglich an, redet mit den Schwestern, die Tochter sucht einen Platz in der Kurzzeitpflege am Telefon. »Wir haben Aufnahmestopp«, hört sie von mehreren Einrichtungen. Dann findet sie doch in einer schönen Einrichtung an der Elbchaussee einen Platz für ihre Mutter. Es wird ein negativer Corona-Test bei der Aufnahme verlangt. Aber in gut einer Woche, am 6. April, soll es so weit sein.

30. März: Niels Boldt macht Fortschritte. Er ruft die PR-Agentin seiner Kosmetikfirma in Schenefeld an, sagt: »Du, ich habe schon 100 Meter mit dem Rolli geschafft! Mich ärgert das ja, aber es läuft.« Die Familie hat ausgedruckte Bilder von sich beim UKE abgegeben, die Pfleger sie dann liebevoll im Zimmer von Niels Boldt auf einer Leine aufgehängt. Seine Enkeltöchter fragen ständig nach ihm.

31. März: Babette Grosch hat schon seit Tagen starken Husten. Das könne an der Chemotherapie liegen, sagen die Pfleger. Sie macht sich keine Sorgen,

aber die tägliche Schachrunde fällt aus. Als eine Freundin am Telefon sagt, dass sie doch hoffentlich kein Corona habe, sagt Babette Grosch im Scherz: »Du alte Hunke, nun mach mir mal keine Angst.«

1. April: Der Ältere der beiden Zimmergenossen, die am 18. März positiv getestet worden sind, ist verstorben. Der Todesfall wird erst vier Monate später auf Anfrage des *Abendblatts* bekannt. Es habe damals und heute keinen Beleg für ein Zusammenhang zum späteren Geschehen gegeben, wird es dann heißen.

2. April: Um 11.02 Uhr ruft eine Gesundheitsschwester die Tochter von Niels Boldt an und hinterlässt eine Nachricht. »Es geht ein bisschen schon um die Entlassungsplanung und die Frage, ob Sie Hilfsmittel benötigen, beispielsweise einen Rollator. Da würde ich gern mit Ihnen sprechen.« Der Patient wurde für die Nachsorge schon auf Station C6A verlegt.

Anton B.* leistet wie jeden Tag engagiert seinen Freiwilligendienst, hilft den Schwestern beim Bettenmachen und der Essensausgabe. Die Corona-Pandemie macht ihm Sorgen, er versucht sich so vernünftig zu verhalten, wie es geht. Er trifft keine Freunde mehr und besucht nicht seine Eltern. Es geht ihm gut an diesem Tag, zumindest fällt niemandem etwas anderes auf.

Babette Grosch hat Mühe, Luft zu bekommen, ihre Lunge rasselt. Sie hofft, dass es sich bald wieder legt.

3. April: Der Block ist geschafft, Ines Brandtjen wird entlassen. Es soll eine kurze Verschnaufpause geben vor der Zielgeraden, die Krebszellen in ihrem Blut sind bereits seit Längerem unter der Nachweisbarkeitsgrenze. In sechs Wochen, so der Plan, wird die Chemotherapie beendet sein. Noch anderthalb Jahre wird Ines Brandtjen dann Medikamente nehmen müssen, zur Kontrolle gehen, aber sie wird geheilt sein. Am späten Vormittag kommt sie zu Hause an. Es ist, als wäre sie nie weg gewesen.

Der Freiwillige Anton B. ist nicht zur Arbeit erschienen. Ihm geht es elend. Er ruft an, schildert seine Symptome, die Vorahnung ist sofort da. Er soll umgehend auf Corona getestet werden.

4. April: In der ARD-»Tagesschau« sprechen sich renommierte Virologen dafür aus, mehr Corona-Infektionen zuzulassen. Sie propagieren das Ziel einer Herdenimmunität. Der UKE-Professor Ansgar Lohse, Leiter des Instituts für Innere Medizin und der Infektiologie, fordert eine schnelle Öffnung der Kitas. »Wir können es nicht vermeiden, dass Kinder und Jugendliche das Virus sehen werden.«

5. April: Anton B. hat Corona, das haben zwei Tests bestätigt. An diesem Sonntag schaltet das UKE in den Krisenmodus. Zunächst werden alle Patienten und Mitarbeiter auf den Stationen C5A und C5B getestet und die Abstriche analysiert.

Bei Anne-Christa Falk ist das Ergebnis »schwammig«, wie ein Arzt ihrer Tochter am Nachmittag sagt.

Babette Grosch wartet in ihrem Zimmer, bis um 23 Uhr die Pfleger reinkommen. Der Test war positiv, sagen sie. Sie setzen der Frau eine Schutzmaske auf, wickeln einen Plastiküberzug über das Bett und schieben es samt der Frau aus dem Zimmer. Die Station 4A ist das Ziel. Dort wurde eilig eine spezielle Quarantänestation eingerichtet. Auch bei sechs weiteren Patienten hat sich der Verdacht bereits bestätigt.

Noch bei ihrer Aufnahme sagt Babette Grosch den Ärzten, dass Ines Brandtjen so schnell wie möglich benachrichtigt und getestet werden müsse. Das sei Sache des Gesundheitsamtes, ist die Antwort.

6. April: Das UKE informiert das Gesundheitsamt Nord per Fax über die bestätigten Fälle. Alle Schritte nach Protokoll seien eingeleitet worden, betont das UKE später. Auch im sechsten Stock der Onkologie, wo Niels Boldt liegt, wird getestet.

Die Tochter von Anne-Christa Falk ruft das Heim an der Elbchaussee an, in das ihre Mutter ursprünglich an diesem Tag verlegt werden sollte. »Wir müssen alles erst mal verschieben.« Ihr Sohn versucht, einen Arzt an das Telefon zu kriegen. Es dauert bis zum Nachmittag. Dann erfährt er das Ergebnis, sie ist infiziert. »Einen Ausbruch haben die aber nicht erwähnt, gar nichts«, sagt er später.

Das Gesundheitsamt erhält eine knappe tabellarische Übersicht der Betroffenen. Die Faxe mit den Einzeldaten müssen gescannt und in das IT-System eingespielt werden. Die Mitarbeiter sind selbst am Limit, vieles wird handschriftlich notiert. Die nächsten Tage werden sie beschäftigt sein, immer weitere Abfragen an das UKE zu stellen, um ein vollständiges Bild der Lage zu gewinnen.

Unter den Infizierten ist auch Mariam S. – sie war einem Arzt aufgefallen, weil sie schweißnass und mit glasigen Augen noch auf Station geputzt hatte. Sie soll befürchtet haben, sonst ihren Job zu verlieren. Später wird gegen sie eine Strafanzeige erstattet – wegen versuchten Mordes. Das UKE wird erklären, alle Mitarbeiter mit ausreichend Schutzkleidung versorgt und sie geschult zu

haben. Beim Reinigungspersonal habe die Tochterfirma KSE auch sprachlichen Defiziten »durch zusätzliche Maßnahmen« Rechnung getragen.

7. April: Die Tochter von Niels Boldt will mit einem Arzt über das allgemeine Befinden ihres Vaters sprechen. Sie wird von einer Schwester getröstet.

Am Mittag erreicht sie eine gestresste Ärztin. Diese windet sich, sagt schließlich, es habe sich »ein neuer Sachverhalt ergeben«. Niels Boldt sei an Covid-19 erkrankt. »Wie bitte?«, fragt die Tochter von Niels Boldt zurück. Sie ist sofort besorgt, vor allem wütend. Wie kann das sein? Das könne man nicht sagen, meint die Medizinerin, aber ihr Vater zeige keinerlei Symptome.

»Corona, sag mal, was bedeutet das denn jetzt?«, sagt Niels Boldt zu seiner Tochter, als sie kurz darauf telefonieren. »Gar nichts«, sagt seine Tochter. »Das stehen wir jetzt auch noch durch.«

Es werden weitere Patienten auf die Covid-Isolierstation verlegt. Anne-Christa Falk zeigt keine Symptome, sagen die Ärzte ihren Kindern. Es gehe ihr gut.

Erreichen können sie sich nicht. Das Telefon an ihrem Bett funktioniert nicht.

8. April: In Form mehrerer Listen teilt das UKE dem Gesundheitsamt die wachsende Zahl von Betroffenen mit. Es müssen Kontaktpersonen ermittelt, benachrichtigt und getestet sowie mögliche weitere Infektionsketten gekappt werden. Aber das Gesundheitsamt Nord benötigt weitere Daten und Unterlagen. Es hat weder die Gesundheitsbehörde noch den Senat bislang informiert.

Die Deutsche Post bringt einen Brief für Anne-Christa Falk zu ihrer Wohnung. Das Gesundheitsamt Altona teilt mit, dass sie positiv auf Corona getestet worden ist – und sich in häusliche Quarantäne zu begeben habe. Ihre Tochter ist irritiert, als sie das Schreiben findet. Ihre Mutter ist weiter nicht erreichbar.

Babette Grosch hat immer größere Probleme beim Atmen, die Werte sinken. Ines Brandtjen hat niemand Bescheid gegeben. Sie fährt zur Kontrolle beim Hausarzt und genießt das Wetter, es sind 22 Grad.

Im UKE treten am Nachmittag die Wissenschaftssenatorin Katharina Fegebank und die Virologin Marylyn Addo vor die Presse. Addo sagt, die Lage im UKE sei »stabil, kontrolliert und ruhig«. Fegebank lobt das Klinikum als herausragend im Kampf gegen die Pandemie. Institutsleiter Lohse hat erneut die Öffnung von Schulen und Kitas gefordert.

9. April: Anne-Christa Falk zeigt weiter keine Symptome, aber ihr steckt die Chemotherapie in den Knochen. Ihre Kinder glauben, dass es ihr besser gehen würde, könnten sie bei ihr sein.

Die Tochter von Niels Boldt sagt ihrem Vater am Telefon: »Du hast da ja ein echtes Ferrari-Team um dich rum, das wird schon wieder.« Er antwortet: »Ich stecke doch jetzt nicht den Kopf in den Sand.« Er fühlt sich gut und vertreibt sich die Zeit mit seinem iPad.

Weil noch eine Kontrolle für den Leberwert Antithrombin-III fehlt, fährt Ines Brandtjen mit ihren Eltern in die UKE-Krebsambulanz. Ein Arzt erwähnt nebenbei etwas von Coronafällen in der Onkologie, aber er wisse nichts Genaues.

10. April: Karfreitag. Unangekündigt erscheint ein Mitarbeiter des Gesundheitsamtes zur Kontrolle im UKE. Alle Standards werden eingehalten, die Patienten sind isoliert, die betroffenen Mitarbeiter in häuslicher Quarantäne.

Ines Brandtjen malt mit einer Freundin zu Hause Ostereier an, sie tragen beide einen Mundschutz und sitzen weit auseinander. Zwischendurch greift die 21-Jährige zum Handy. Per WhatsApp fragt sie Babette Grosch, ob sie mehr zu den Corona-Infektionen wisse.

Babette Grosch: »Das stimmt, ich liege auf der Intensiv mit 2 Herren.« Aber es ginge ihr besser, bald habe sie es geschafft. Ob man sie nicht informiert habe. Ines Brandtjen verneint. »Das ist nicht in Ordnung, ich hatte hier bei der Einlieferung gefragt, sie wollten sich um alles kümmern. Frag gleich nach. Wg. Schachspielen, wir haben ja dicht beieinander gehockt.«

Auf Nachfrage beim UKE wird Ines Brandtjen erfahren, dass man sie schon testen werde, am Dienstag nach Ostern.

11. April: Das UKE hat der Tochter von Niels Boldt angekündigt, ihren Vater zu entlassen, sobald das Virus nicht mehr nachweisbar sei. Ein Gehwagen steht schon am Haus des Nachbarn bereit. Er wird es hassen, denken seine Frau und seine Tochter, aber es ist ja nur für die erste Zeit. Und der Traum von Las Vegas lebt.

13. April: Ostermontag. Es ist ein mühsamer Tag für Niels Boldt, das Atmen fällt ihm schwer. Er solle ordentlich essen und sich so gut es geht bewegen, sagt seine Tochter. »Will ich ja, will ich ja«, sagt Niels Boldt. Anne-Christa Falk ist weiter nicht für ihre Familie zu erreichen.

14. April: Ines Brandtjen meldet sich zurück beim UKE, zu ihrem vorletzten stationären Aufenthalt. Es wird ein Abstrich genommen. Diesmal bekommt sie ein Zimmer auf Station C5B und richtet sich ein.

Niels Boldt bekommt noch schlechter Luft. Auf Nachfrage sagen die Ärzte seiner Familie, dass sie ihn auf die Intensivstation verlegen wollen, vor allem

vorsichtshalber. Er könne dort sanft beim Atmen unterstützt werden. Von einer Intubation ist keine Rede.

Im Rathaus spricht Bürgermeister Peter Tschentscher über eine »Exit-Strategie« aus dem Lockdown, er ist vorsichtig optimistisch. Die Infektionszahlen gehen zurück.

Am frühen Abend macht der *Spiegel* den Ausbruch öffentlich. 20 Mitarbeiter und 20 Patienten seien betroffen. Eine Flut von Anfragen geht beim UKE ein und bei den Pressesprechern der Behörden. Sie haben den Artikel selbst erst per Mail geschickt bekommen und an den Bürgermeister weitergeleitet.

15. April: Pressekonferenz im UKE. Der Chef der Onkologie, Carsten Bokemeyer, wirkt alles andere als besorgt. Sondern sagt, es gebe eine ganze Reihe von »positiven Nachrichten«. Nur drei Betroffene des Ausbruchs lägen noch auf der Intensivstation, die meisten seien schon wieder so stabil, dass man mit der Krebsbehandlung fortfahren könne. Er sieht das Geschehen als eine Art Testlauf. »Die Kombination aus Krebs und Covid-19 werden wir häufig sehen in der nächsten Zeit.« Daher sei es wichtig, »die Behandlungswege dafür jetzt schon vernünftig zu erproben«.

Der Chef der Krankenhaushygiene betont, man habe sich strikt an die Empfehlungen des RKI gehalten. Und der Leiter des Pflegemanagements, Joachim Pröbß, verkündet: »Aus unserer Sicht haben wir die Situation sehr, sehr gut gemanagt.« Dass es schon vor fast einem Monat die ersten Fälle und auch bereits einen Todesfall gab, erwähnen sie nicht.

16. April: Die Tochter von Niels Boldt sieht die Aufzeichnung nachträglich an. »Was würden die wohl sagen, wenn es ihr Vater wäre?«, sagt sie zu ihrer Mutter. Die Ärzte haben ihren Vater verlegt und gesagt, er sei weiter sehr stabil. Es gehöre aber zum Wesen einer Intensivstation, dass sich das manchmal schnell ändere.

Anne-Christa Falk zeigt weiter keine Symptome, aber kann kaum reden. Am Telefon spricht ihr der Sohn Mut zu; dass sie Corona hat, weiß sie nicht.

Ines Brandtjen steckt wieder in der Chemotherapie. Es zieht ihr die Kraft aus den Muskeln, sie ist müde, aber erleichtert über den negativen Corona-Test. Sorge, dass das Virus weiter auf der Station kursieren könnte, hat sie nicht.

17. April: Die Ehefrau von Niels Boldt ist mit den Hunden unterwegs, sie will ihren Mann erreichen, ihm zeigen, was draußen auf ihn wartet. Per FaceTime

ruft sie ihn auf dem iPad an. Das Bild ist krisselig, sie versuchen zu sprechen, aber der Empfang ist zu schlecht. Sie sieht das Gesicht des Pflegers, er guckt entschuldigend, dann bricht die Verbindung ab. Sie kann nicht wissen, dass es die letzte Chance war, ihn wach und lebendig zu sehen. Ines Brandtjen organisiert ein »Krimi Dinner« aus der Quarantänestation, über Skype, mit ihren Freunden: »Das 13. Testament des Herrn Buchholz«. Für diese Stunden ist Covid-19 weit weg.

18. April: Die Ärzte wollen Anne-Christa Falk einer zweiten Chemotherapie unterziehen. Wenn nichts geschehe, werde der Krebs wuchern. Und die Covid-19-Erkrankung sei unauffällig, die Inkubationszeit bei Risikogruppen bis zu sechs Wochen lang. Ihre Tochter ist skeptisch.

19. April: Die Sauerstoffwerte von Niels Boldt sind auf ein kritisches Niveau gesunken. Sie wollen ihn intubieren. Am Telefon klingen die Ärzte positiv. Es soll Druck von der Lunge des Mannes nehmen. Für seine Angehörigen ist das einleuchtend. Die Ärzte sedieren ihren Vater mit Propofol.

Am letzten Tag ihrer Chemotherapie wacht Ines Brandtjen mit einer Reihe von Beschwerden auf. Sie hat Fieber und atmet schwer.

Das UKE gibt in einer Pressemitteilung erstmals den Tod eines betroffenen Krebspatienten bekannt. Er habe an einer »fortgeschrittenen, bösartigen Blutkrebserkrankung und einem Covid-19-Infekt« gelitten. »Unser Mitgefühl gilt den Hinterbliebenen.«

20. April: Vertreter der Behörden und des UKE treffen sich zum Krisengespräch. Der Senat ist verärgert darüber, dass das UKE nicht schon nach den ersten vier Fällen im März einen Ausbruch gemeldet hat. Dass die Politik nun selbst in der Kritik steht, den Vorgang nicht öffentlich gemacht zu haben.

Die Klinik argumentiert streng formal. Man habe die Richtlinien des RKI befolgt. Tatsächlich waren die ersten vier Fälle im März danach nicht zwingend als Ausbruch einzustufen. Inzwischen sind die Regeln geändert worden.

Die Ärzte seien sehr sachlich und hervorragend vorbereitet in dem Gespräch aufgetreten, sagt ein Teilnehmer später. »Nur diese Vogel-Strauß-Mentalität, die hat man nicht verstanden.«

Ines Brandtjen ruft ihre Eltern an, ein erneuter Test war positiv, sie liegt bereits auf der Quarantänestation. »Ich hab Corona«, sagt sie, als wäre es keine große Nachricht. Ihrer Freundin Babette gehe es inzwischen auch wieder gut.

Ines Brandtjen verbringt die Tage mit Kochsendungen und schreibt mit Freundinnen. »Ich denk, dass es vom Personal kommt oder so. Ich verstehe das alles nicht.« Eine Krankenschwester habe gesagt, der erste Test sei vielleicht fehlerhaft gewesen. Das ist bei jedem fünften Abstrich so, sagen Studien.

21. April: Gesundheitssenatorin Cornelia Prüfer-Storcks übt im Rathaus erstmals Kritik am Krisenmanagement des UKE. Das zentrale Versäumnis der Klinik sei gewesen, die Fälle von infizierten Patienten und Mitarbeitern »nicht zusammengedacht« zu haben. Im UKE werden die Worte verschnupft zur Kenntnis genommen. Eigentlich hatte man sich auf eine gemeinsame Sprachregelung geeinigt. Auf seiner Website schreibt das Klinikum, das Gespräch mit der Behörde habe ergeben, dass alle Betroffenen richtig isoliert und alle Fälle richtig gemeldet worden seien.

Ines Brandtjen macht sich auf ihrem Laptop schlau über Covid-19. Nach acht bis zehn Tagen könne es einen Krankheitsschub geben, steht da. Dasselbe lesen ihre Eltern daheim. Sie haben Angst, ihre Tochter ist – zumindest am Telefon – fröhlich wie immer.

Bei Anne-Christa Falk hat die erneute Chemotherapie begonnen.

22. April: Bei der Visite habe der Klinikdirektor der Onkologie von einem »erfreulichen klinischen Verlauf« bei Niels Boldt gesprochen, sagen sie der Tochter am Telefon. Die Eltern von Ines Brandtjen stehen zum Wäschewechsel vor dem UKE. Sie müssen an einem kleinen Häuschen warten, dann kommen die Schwestern mit dem großen Wagen. Namen werden aufgerufen, dann gehen die Angehörigen zwei Schritte vor, nehmen einen Sack mit dreckiger Wäsche mit und legen frische hinein. Es ist alles, was sie für ihre Tochter tun können.

Pressekonferenz im UKE. Zunächst sprechen der Vorstandsvorsitzende Burkhard Göke und der Institutsdirektor Ansgar Lohse noch einmal über die Ergebnisse auf der Onkologie, versprechen Transparenz und eine wissenschaftliche Aufklärung. Später gehen sie zur Debatte um die Lockerungen der Corona-Verbote über.

Je länger die Pressekonferenz dauert, desto mehr geraten beide in Plauderlaune. Im letzten Drittel machen sie auch Witze über Fußball. Für Schalke 04 sei eine verpflichtende Abstandsregelung bestimmt gut, die seien doch eh immer weit weg vom Gegenspieler.

23. April: Die Ärzte reduzieren die Sedierung von Niels Boldt, aber er kehrt nicht so nah an das Bewusstsein zurück wie erwartet. Sie führen eine Computertomografie seines Gehirns durch. Am Abend steigt sein Sauerstoffbedarf wieder deutlich.

Ines Brandtjen geht es gut, sagt sie ihren Eltern, nur der Husten plagt sie. Aber der Sauerstoffgehalt in ihrem Blut sinkt – immer weiter in Richtung eines kritischen Niveaus.

24. April: Das UKE meldet den Tod einer zweiten betroffenen Krebspatientin nach dem Ausbruch, einer 59 Jahre alten Frau.

25. April: Ihre Freundin Babette Grosch hat gehört, dass Ines Brandtjen selbst auf der Quarantänestation liegt. Wie könne das sein? Die junge Frau reagiert nicht. »Ines?«, schreibt Babette Grosch hinterher, mit einem roten Herz dahinter. Wieder keine Reaktion.

Hamburg meldet 15 Corona-Tote, die höchste Zahl an einem einzigen Tag.

Die Zahl der Mitarbeiter aus der Onkologie mit Covid-19-Infektion hat sich auf 40 verdoppelt. Seit dem 6. April hat es aber keine Ansteckung mehr gegeben.

26. April: Niels Boldt kann Arme und Beine bewegen, er öffnet die Augen und ist ansprechbar, sagen die Ärzte. Seine Tochter fragt, wie lange eine Covid-19-Infektion dauere, wann es spätestens überstanden sei. Sie wissen es nicht. Die Unterschiede zwischen den Patienten sind zu groß. Und vieles noch unbekannt.

Um 16.35 Uhr schickt Ines Brandtjen ihrer Mutter eine SMS: »Das UKE ruft dich gleich an. Mach dir keine Sorgen.« Nur Minuten später ist ein Oberarzt dran. Ihre Tochter wurde auf die Intensivstation verlegt, der Sauerstoffwert reichte nicht mehr aus. Über eine Nasensonde soll das Blut nun angereichert werden.

18.22 Uhr. Ines Brandtjen ist bereits an die Geräte angeschlossen, als sie ihre Mutter anruft. Sie hustet ständig, ihre Mutter versucht die Tränen zu unterdrücken.

Um 20.11 Uhr ist Ines Brandtjen das letzte Mal bei WhatsApp online. Sie antwortet auf die Nachricht ihrer Freundin Palina. Zuerst schreibt sie: »Hey ich bin leider seit heute Mittag auf der Intensivstation, wegen der Atemprobleme. Das Fieber ist dafür morgens merkwürdigerweise ausgeblieben.«

»Wird aber alles wieder«, schreibt sie eine Minute später. Ihr letztes bewusstes Lebenszeichen ist ein zwinkernder Kuss-Smiley.

27. April: Um 5.02 Uhr am Morgen rufen die Intensivärzte bei der Familie Brandtjen an. Es ging nicht anders, als die 21-Jährige ins künstliche Koma zu verlegen. Sie drehen Ines Brandtjen auf den Bauch, damit Sekret abfließen kann.

Auf den Computerbildern können die Ärzte die Virenherde in der Lunge von Niels Boldt sehen. Sie stellen auch eine Pilzinfektion fest. Sein Körper ist ein Haus, in dem die Tür offen steht. »Die Gesamtsituation der Lunge ist kritisch, aber nicht hoffnungslos«, sagen sie seiner Tochter. Sie gibt die Details nicht mehr an ihre Mutter weiter.

Das UKE meldet einen weiteren Todesfall eines Krebspatienten, eines 47 Jahre alten Mannes.

Hamburg führt nach anfänglicher Ablehnung nun doch eine Maskenpflicht in ÖPNV und Einzelhandel ein.

28. April: Im Frühstücksfernsehen wird der grüne Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer gefragt, ob die harten Auflagen noch angemessen seien. »Ich sage es Ihnen mal ganz brutal: Wir retten gerade möglicherweise Menschen, die in einem halben Jahr sowieso tot wären.« Später entschuldigt er sich für die Aussage.

Gegen 13 Uhr melden die Ärzte, dass Ines Brandtjen kaum noch Sauerstoff aufnehmen kann. Sie wird an eine Lungenmaschine angeschlossen, in die ihr Blut geleitet, mit Sauerstoff angereichert und zurück in ihren Körper gepumpt wird. Am Abend beraten die Ärzte über das weitere Vorgehen. Sie wollen es auch mit Blutplasma probieren, von Corona-Patienten, die die Infektion bereits überstanden haben.

Der Zustand von Anne-Christa Falk verschlechtert sich plötzlich und rapide. Sie wird auf die Intensivstation verlegt und hat keine Reserven gegen das Virus. Der Bedarf der Sauerstoffzufuhr ist von 60 auf 80 Prozent gestiegen. Die Ärzte deuten an, dass sie es nicht schaffen könnte. Neben ihrem Bett steht ein Bild ihres Ehemannes.

29. April: Die Eltern von Ines Brandtjen stimmen der Blutplasma-Therapie zu. Die Erfahrung damit beschränkt sich auf 30 Fälle, die Ergebnisse waren wenig hoffnungsvoll, aber noch nicht aussagekräftig. »Bei den nächsten 30 könnte es gut anschlagen«, sagt eine Ärztin.

Der Zustand von Niels Boldt bessert sich. Die Ärzte planen, die Narkosetiefe zu verringern.

30. April: Anne-Christa Falk liegt im Sterben, die Möglichkeiten der Medizin sind ausgeschöpft. Die Ärzte bieten ihren Kindern an, nun doch ins UKE zu kommen. Um Abschied zu nehmen. Ihre Tochter und ihr Sohn sprechen darüber, sie sind wütend, dass sie vor die Wahl gestellt werden. »Mama mit den Schläuchen überall, den Anblick vergessen wir unser Leben lang nicht.« Ihre Tochter denkt, dass es vieles gibt, was sie sagen wollte, aber ihre Mutter sie nicht hören würde. Sie fahren nicht zum UKE.

Nach einem Telefonat mit der Ärztin hat die Mutter von Ines Brandtjen geschrien. Mit ihrem Mann geht sie zum Hausarzt. Er verschreibt ihnen Bromazepam, ein Beruhigungsmittel. Zu Hause wählen sie die Nummer ihrer Tochter und sprechen auf die Mailbox. Die Nachricht wird ihr im künstlichen Koma vorgespielt. Ihr Zustand ist kritisch.

1. Mai: Der Sohn fürchtet den Anruf schon den ganzen Tag, er kommt um 23.30 Uhr. »Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass ihre Mutter verstorben ist.« Sie habe nicht leiden müssen. Ihr Sohn wartet noch bis zum Morgen, ehe er es seiner Schwester erzählt. Eine genauere Erklärung der Ärzte gibt es nicht.

Das UKE meldet den Tod einer weiteren Betroffenen: eine 71 Jahre alte Frau.

3. Mai: Der Oberarzt hat gute Nachrichten für die Familie Brandtjen. Die Beatmung konnte auf 75 Prozent zurückgefahren werden, im Schnelltest waren keine Viren mehr nachweisbar. »Ihre Tochter ist noch nicht über den Berg, aber die Kuppe ist in Sicht«, sagt er.

4. Mai: Eine Ermittlerin des LKA meldet sich bei Anne-Christa Falks Tochter: »Wir ordnen die Obduktion Ihrer Mutter an.« Sie ist einverstanden. Ein, zwei Tage brauchte sie, um die Nachricht zu verarbeiten. »Dann kommen natürlich die Fragen wieder hoch, alle auf einmal«, sagt sie.

Sie holt an der Pforte des UKE die Sachen ab, die ihre Mutter im Krankenhaus hatte. Ihre Eheringe, das Bild ihres Mannes und 20 Euro in bar fehlen.

5. Mai: Der zweite Anlauf, Niels Boldt aus dem Koma zu holen, nimmt Formen an. Die Ärzte sprechen über einen Luftröhrenschnitt. Er bekommt ein neues Antibiotikum. Seine Tochter hat ihren Kindern gesagt, dass sie Opa wiedersehen. Sie spielen zu Hause ständig Krankenhaus, hören sich gegenseitig ab und geben sich unsichtbare Spritzen.

6. Mai: Bei Niels Boldt wird ein Brust-Bauch-CT durchgeführt. Er hat große Mengen von Wasser im Bauch, sein ganzer Körper ist aufgeschwemmt. Sie müssen ihn punktieren, damit es abfließen kann.

Bei Ines Brandtjen geht es weder auf- noch abwärts. Ihr Zustand ist »auf niedrigem Niveau stabil«.

7. Mai: Als eine weitere LKA-Mitarbeiterin sagt, die Obduktion sei noch nicht erfolgt, ruft Anne-Christa Falks Tochter beim Bestatter an. Sie fragt auch, ob er nachschauen kann, ob ihre Mutter die Eheringe noch trägt. Das darf er nicht. Die Corona-Auflagen. »Aber wenn es sein muss, bringe ich den Leichnam selbst ins UKE zurück«, sagt er.

8. Mai: Ihre Eltern dürfen zu Ines Brandtjen, gegen 14 Uhr sind sie am UKE. Sie müssen warten, weil noch eine Membran an der Lungenmaschine ausgetauscht wird. Sie ver mummen sich, sprechen mit der Oberärztin. Anderthalb Stunden lang sitzen sie am Bett ihrer Tochter.

Die Tochter von Anne-Christa Falk hört, dass ihre Mutter obduziert wurde. Sie bittet in der Rechtsmedizin um Rückruf. Es gibt keine Antwort.

9. Mai: Sonnabend. Die Tochter von Niels Boldt hat schon eine böse Vorahnung. »Immer am Wochenende ist es schlechter geworden.« Sie müssen ihren Vater erneut punktieren, der Körper des Mannes ist aufgeschwemmt, von 70 auf mehr als 110 Kilogramm.

Das UKE meldet den Tod eines weiteren infizierten Krebspatienten, eines 62 Jahre alten Mannes.

10. Mai: Muttertag. Wieder sitzen die Eltern von Ines Brandtjen bei ihr. Über Spotify spielen sie ihre Musik, »Mary Poppins« und eine Disney-Playlist. Hoffnung erfüllt ihre Mutter. »Es wird noch ein langer, schwieriger Weg, aber sie wird wieder gesund!«, sagt sie sich.

Die Tochter von Niels Boldt ist mit ihrer Mutter und den Kindern zu Hause, als eine UKE-Nummer auf ihrem Handy aufleuchtet. Sie geht auf die Terrasse. Es ist kritisch, sagt der Oberarzt. Man sei medikamentös und instrumentell am Limit. »Wir unterstützen die Heilung auf allen Wegen, aber mehr können wir nicht machen.« Das Wasser drückt auf sein Herz und seine Lunge.

Es sei alles okay, sagt die Tochter ihrer Mutter, als sie fragt. Aber die sieht ihr das Gegenteil an. »Du verheimlichst doch etwas.« Die Frauen ziehen sich zurück und reden. Sie glauben, er berappelt sich wieder. Das hat er immer getan.

11. Mai: Keine Rückmeldung aus der Rechtsmedizin. Die Tochter von Anne-Christa Falk fragt nach. »Sie brauchen hier gar nicht so oft anzurufen«, fährt sie eine Mitarbeiterin an. Man werde sich melden.

Am Abend beraten die Ärzte über den Zustand von Niels Boldt. Alle Hinweise deuten auf Leberversagen.

Um 19.30 Uhr ruft der Rechtsmediziner Klaus Püschel bei der Tochter von Anne-Christa Falk an, nachdem sie es noch einmal über seine Assistentin probiert hat. Die Rückrufnummer war falsch notiert worden. Er nimmt sich Zeit, fast eine Dreiviertelstunde reden sie. »Ihre Mutter war sehr krank«, sagt er. Aber nicht so sehr, dass ohne Corona jederzeit mit dem Ableben zu rechnen gewesen wäre. Am Ende bittet er sie, ihre Fragen aufzuschreiben und ihm zuzusenden. Er werde sie an die Klinik weiterleiten. Und er verspricht, auch nach den verlorenen Eheringen zu suchen.

12. Mai: Die Angehörigen dürfen Niels Boldt jetzt sehen. Um Abschied zu nehmen. »Es ist wirklich sehr, sehr ernst.« Die Tochter gibt zurück: »Es war schon ein paarmal sehr, sehr ernst.« Sie werden es sich überlegen. Mutter und Tochter gehen noch mal alles durch, von den letzten Fotos aus dem Krankenhaus im März bis zu diesem Tag. Sie erinnern sich an das Leuchten in seinen Augen, wie es nachgelassen zu haben schien, wenn man genau hinsah. Schon auf der Onkologie war es ihm unangenehm, so gesehen zu werden, schwach und hilfsbedürftig.

»Er hat mich immer beschützt«, sagt seine Ehefrau. Seine Tochter ist sicher, was der Wunsch ihres Vaters wäre. Sie fahren nicht ins UKE. Als die Kinder im Bett sind, geht die Tochter von Niels Boldt auf die Terrasse, schenkt sich ein Glas Rotwein ein und schaut in die Sterne. »Es soll so enden, wie es für ihn am besten ist«, sagt sie sich.

13. Mai: Der Arzt der Frühschicht sieht die Daten von Niels Boldt, sagt am Telefon: »Es tut mir leid, aber es wird nicht mehr lange gut gehen.« Um 13.03 Uhr verstirbt Niels Boldt. Kurz darauf ruft ein weiterer Arzt an, kondoliert aufrichtig, er sei friedlich eingeschlafen. Zwei Stunden später meldet sich auch der Chef der Stammzellentransplantation im UKE, ein hochdekoriertes, sachlicher Mann. »Wie Sie sicherlich schon gehört haben, ist Ihr Vater ja heute verstorben.« Der Tochter von Niels Boldt fällt vor Wut fast der Hörer aus der Hand, sagt sie später. Der Chefarzt will nur ausrichten, dass eine Obduktion keine Pflicht ist, weil Niels Boldt in Schenefeld gemeldet war.

»Er soll auf jeden Fall obduziert werden, auf jeden Fall«, sagt die Tochter. An diesem Tag dürfen Gaststätten und auch große Geschäfte in Hamburg wieder öffnen. Auch Sport im Freien ist wieder erlaubt.

14. Mai: Ines Brandtjen steckt in einem Teufelskreis, sagen die Ärzte. Ihre Lungen sind an den Spitzen eingefallen und verwundet. Um die Blutung zu stoppen, wurde der Gerinnungshemmer abgesetzt; dadurch wiederum droht die Lungenmaschine zu verstopfen. »Und wenn die Lungenmaschine versagt, ist es das Ende«, schreibt sich die Mutter von Ines Brandtjen auf.

Ein Pathologe meldet sich bei der Tochter von Niels Boldt. »Ist ja jetzt auch fast egal, ob er an oder mit Corona gestorben ist«, sagt sie. Er antwortet: »Nein, er ist definitiv an den Folgen von Covid-19 verstorben.« Posthum könne man sehen, wie sich das Virus vom Hals durch den Körper gearbeitet habe, über Lunge und Niere bis in die Leber. Niels Boldt wird Teil einer Studie, in der dieser häufige Verlauf deutlich belegt wird.

15. Mai: Die Ärzte haben eine Lösung gefunden, die Lungenmaschine am Bett von Ines Brandtjen funktioniert wieder. »Aber sie wandelt auf einem schmalen Grat«, sagt eine Ärztin. Eine Verschlechterung würde den Tod bedeuten.

17. Mai: Die Kulturminister der Länder einigen sich auf die baldige Wiederöffnung von Theatern und anderen Kulturstätten unter besonderen Hygienebedingungen.

18. Mai: Die Tochter von Niels Boldt versucht, alle Ärzte und Pfleger zu erreichen, mit denen sie im Lauf der Monate oft gesprochen hat. »Ich kannte Ihren Vater noch aus besseren Tagen«, sagt einer. Ein leitender Mediziner sagt, es werde ganz schwer, festzustellen, was nun der Grund war, wer verantwortlich ist. »Aber wenn Sie sich beraten lassen, lassen Sie sich gut beraten.«

Bei Ines Brandtjen ist die Prognose wieder besser. Der Familie wird der weitere Ablauf erklärt. Ihr Körper solle stetig entwässert und sie langsam aus dem Koma geholt werden. Das könne zwischen drei Wochen und drei Monaten dauern. Ihre Familie spielt ihr Lieder des »Eurovision Song Contest« vor, ist so lange bei ihr, wie es irgendwie geht.

Die Ermittler des LKA tragen in einem Hochhaus am Überseering die bisherigen Erkenntnisse über den Ausbruch zusammen. Bei der Polizei sagen sie, es seien oft grundverschiedene Dinge, was menschlich empörend und was strafrechtlich relevant ist. Solche Fälle seien »ein dickes Brett«.

Das UKE meldet einen weiteren Todesfall: eine 57 Jahre alte Frau.

19. Mai: Erstmals seit Beginn der Pandemie verzeichnet Hamburg keine einzige neue Corona-Infektion.

Im Briefkasten von Niels Boldt liegen Rechnungen, sie sind an ihn selbst adressiert. 6.600 Euro fordert die Firma Unimed allein in einem Brief für privatärztliche Leistungen. Auch der Corona-Test am 7. April wird abgerechnet. Seine Frau hat keine Kraft, sie durchzusehen.

20. Mai: Den Eltern von Ines Brandtjen wurde gesagt, dass sie nicht mehr jeden Tag nach Eppendorf zu fahren brauchen. Die Eltern bleiben an diesem Tag zu Hause. Sie haben es als gutes Zeichen gewertet.

Nach dem Abendbrot meldet sich der Oberarzt. Ihre Tochter hatte Blutungen an der Einstichstelle des Katheters. Sie brauchte viele Blutkonserven. Später meldet sich eine Schwester. Die Entwicklung sei nicht gut.

Tochter und Sohn beginnen, die Wohnung von Anne-Christa Falk an der Museumstraße auszuräumen. Die Bilder der Familie lassen sie bis zuletzt an der Wand. Vom UKE gab es keine Rückmeldung.

21. Mai: Am Mittag ist die Familie wieder im UKE. Ines Brandtjen hat unklare innere Verletzungen, die Ärztin kann den Angehörigen kaum Hoffnung machen. Abends fahren Ines' Eltern kurz nach Hause.

Als sie gerade im Bett liegen, klingelt wieder das Telefon. Der Zustand hat sich dramatisch verschlechtert. Sie werde die Nacht kaum überleben. Sofort fahren die Eltern die 80 Kilometer zurück.

22. Mai: Die Leber von Ines Brandtjen versagt. Da ist Blut im Urin, Blut in den Schläuchen. Sie bekommt weiterhin Blutplasma. Auch pumpen sie Noradrenalin in ihren Körper, aber es ist das Einzige, das ihren Kreislauf noch aufrechterhält.

Die Schwester Nathalie ist die ganze Zeit dabei, auch der Arzt kommt, der Ines Brandtjen ins Koma gelegt hatte. »Sie war sehr entspannt«, sagt er. Und habe noch gescherzt: »Aber ich werd nicht sterben, ne?« Dann habe sie noch in ihren Terminkalender geguckt, ob sie Geburtstage von Freundinnen verpasse, solange sie im Koma ist.

Die Ärzte sagen, es sei an diesem Punkt der übliche Weg, die Patientin von der Zufuhr abzutrennen. Die Familie stellt sich an ihr Bett, spricht letzte Worte. Der Blutdruck sinkt. Die Familie hört, wie der Arzt hinter ihnen die Infusion abschaltet. Eine Minute lang ist es still, dann schrillt der Alarm des EKG. Um 11.49 Uhr hört ihr Herz auf zu schlagen. Das UKE meldet den Tod von Ines Brandtjen und eines weiteren Betroffenen, eines 49 Jahre alten Mannes.

26. Mai: Die Rechtsmediziner wollen den Leichnam von Ines Brandtjen unbedingt obduzieren. Sie gehört zu den jüngsten Corona-Toten deutschlandweit. Er wolle aus ihrem Tod für die Lebenden lernen, sagt der Gerichtsmediziner Klaus Püschel der Familie am Telefon. Sie stimmen erst zu, aber widerrufen die Erlaubnis. Schon die Vorstellung, dass Ines im Leichensack beerdigt werden könnte, ist für sie unerträglich.

27. Mai: Die Tochter von Niels Boldt sitzt mit ihrer Mutter im Konferenzraum ihrer Firma, auf allen Ablagen liegen Muster für Kosmetikprodukte, sie sprechen über ihre Ohnmacht und Niels Boldt. »Medizinisch war alles top, da kann man dem UKE keinen Vorwurf machen«, sagt die Tochter. »Aber die Infektion hätte gar nicht und niemals, niemals dort passieren dürfen. Dazu diese unfassbare Arroganz. Man fühlt sich verhöhnt.«

Ihre Mutter sagt, sie hat es vielleicht noch gar nicht realisiert, weil sie das Ding, das ihren Mann getötet hat, nie gesehen hat. »Man steht jetzt eben da, und es soll vorbei sein.« Es fühlt sich an, als sei der Zug, in dem sie ihr ganzes Leben saß, auf einmal stehen geblieben.

28. Mai: Tochter und Sohn von Anne-Christa Falk haben die Stühle für das Gespräch sehr weit auseinander gestellt, ihre Stimmen hallen im ausgeräumten Wohnzimmer ihrer Mutter. »Das ist das, was sie uns geantwortet haben«, sagt sie und wirft den Brief hinüber, als wäre er das Papier nicht wert. Man bedaure den Tod ihrer Mutter, hat das UKE nach Wochen geschrieben. Auf keine einzige Frage der Frau sind sie eingegangen.

Sie haben Anwälte eingeschaltet. Es war das ganze Wesen ihrer Mutter, Ungerechtigkeiten nicht einfach zuzusehen. »Wenn sich jemand nicht anständig verhalten hat, war sie nicht mehr warm, sondern ganz deutlich«, sagt ihre Tochter. Diesem Vorbild wollen sie folgen.

28. Mai: Bei der Aufbahrung müssen sie zwei Meter Abstand halten. Die Viruslast des Körpers sei noch extrem groß gewesen, haben die Rechtsmediziner gesagt. Ihre Mutter hat keine Kraft mehr zu schreien, kaum zu weinen, sie stehen einfach da.

29. Mai: Trauerfeier für Ines Brandtjen in der Friedhofskapelle von Anderlingen. Der Pastor sagt, Ines Brandtjen sei wohl der Mensch »mit den geografisch am weitest entfernten Kochkursen« gewesen, auf Bali und in Tansania. »Zumindest aus Anderlingen.« Ihre Mutter lächelt mit Tränen in den Augen.

Eine Organistin spielt das Lied »Halleluja«. Babette Grosch, die wieder zu Hause ist, schaut auf ihrem iPad zu und ist ergriffen.

2. Juni: Die Freibäder öffnen wieder. Die Onlinetickets sind vielerorts schnell ausgebucht.

5. Juni: Die Seebestattung von Niels Boldt. Seine Tochter spielt Lieder von ihrem Handy, die Playlist »Papas Tag«. Er mochte kraftvolle Musik, AC/DC, Queen, keinen Weichspülkram. Aber am besten passt für seine Tochter in diesem Moment »Das Leben ist schön« von Sarah Connor. »Und wenn ihr schon weint / dann bitte vor Glück«, heißt es darin. »Dann bin ich da oben / und sing für euch mit«.

Als auf dem Weg zur letzten Ruhestätte ihres Vaters die Sonne durch die Wolken bricht, ist das für seine Tochter ein Zeichen. Sie geht später erleichtert von Bord des Krabbenkutters.

13. Juni: Sohn und Tochter von Anne-Christa Falk haben einen Anwalt eingeschaltet. Er macht ihnen aber keine Hoffnungen auf einen schnellen Erfolg.

17. Juni: Der Vater von Ines Brandtjen geht wieder zur Arbeit. Er musste die Beruhigungsmittel länger nehmen als seine Frau. Aber der Alltag tut ihm gut. Das Ehepaar Brandtjen wundert sich, warum die Staatsanwaltschaft sich noch nicht gemeldet hat.

26. Juni: Die Frau von Niels Boldt hat sich etwas gefangen. Aber sie steht noch immer jeden Tag um 5.30 Uhr auf. »Dann läuft erst mal der Fernseher«, sagt sie. Sie frühstückt, bringt die Zeit rum und sehnt sich, dass der Arbeitstag beginnt. Um 9.30 Uhr ist sie im Büro und lässt sich wenig anmerken. Neulich war sie im Baumarkt, hat Pflanzen gekauft, zum Einbuddeln im Garten. Sie vergammeln.

28. Juni: Anne-Christa Falk wird auf dem Friedhof in Groß Flottbek beige-setzt. Ihr Urenkel Jasper trägt die Urne und hält die Trauerrede: »Wir vermissen dich sehr.« Der Anwalt der Familie hat das UKE aufgefordert, die Patientenakte der Verstorbenen zur Verfügung zu stellen.

Die Familie Brandtjen hat einen Ausflug in den Wildpark Lüneburger Heide unternommen, mal rauskommen, versuchen abzuschalten. Es funktioniert nicht. Am Abend fühlen sie sich schlecht, völlig erschöpft. Sie sind froh, wenigstens wieder zu Hause zu sein.

1. Juli: Noch weitergehende Lockerungen treten in Hamburg in Kraft. Veranstaltungen mit bis zu 1.000 Personen sind wieder erlaubt. Der Senat ist stolz darauf, wie gut Hamburg bislang durch die Pandemie gekommen ist.

3. Juli: Das UKE hat den Ermittlern eine »Timeline« übermittelt, mit den wichtigsten Daten. Mitarbeiter und Patienten wurden bislang nicht befragt. Die Vorermittlungen richten sich gegen »unbekannt«.

8. Juli: Die Familie von Niels Boldt lässt sich nun auch anwaltlich beraten. »Ein so großes Krankenhaus wie das UKE hat einen sehr großen Teppich«, sagt die Tochter. »Unter den will man eigentlich nicht gucken.« Aber dieses Versagen auf höchster Ebene müsse aufgeklärt werden.

12. Juli: 100 Tage sind seit dem Ausbruch im UKE vergangen. Die versprochenen Ergebnisse der Aufklärung hat das UKE nicht veröffentlicht. Die Behörden ihre Erkenntnisse ebenfalls nicht. Man verweist auf die Ermittlungen.

14. Juli: In der Post finden Tochter und Sohn von Anne-Christa Falk einen Brief, er ist an ihre verstorbene Mutter adressiert. Der Unterzeichner ist Prof. Johannes Knobloch, Chef der Krankenhaushygiene im UKE. Er nimmt Bezug darauf, dass Anne-Christa Falk im UKE auf das neuartige Coronavirus getestet worden ist. Man würde sich freuen, wenn sie dazu an einer Online-Umfrage teilnehme. Einen Zugangscode schickt das UKE gleich mit. »Wir danken Ihnen für Ihre Unterstützung!«, heißt es am Ende, mit freundlichen Grüßen.

19. Juli: Das Ehepaar Brandtjen versucht, sich jedes Wochenende zu verabreden. Mit den Eltern der Freundinnen ihrer Tochter. »Wir kannten sie kaum, aber sie waren zuerst für uns da«, sagt die Mutter der Verstorbenen. Es sind die besten Abende seit Monaten. Endlich entsteht etwas, statt nur zu vergehen. Aber zu einigen Nachbarn und Freunden gebe es viel weniger Kontakt, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Sie grüßen, wenn man sich trifft, aber mehr ist da nicht. »Das Telefon klingelt ja fast gar nicht mehr.«

23. Juli: Mit 24 Fällen steigt die Zahl der Neuinfektionen in Hamburg plötzlich wieder stark an. Im UKE sind die ersten Ergebnisse des Impfstofftests sehr ermutigend. Man rechnet im besten Fall zu Jahresbeginn 2021 mit einem wirksamen Präparat.

30. Juli: Noch immer gehen Kondolenzbriefe in der Kosmetikfirma von Niels Boldt ein. »Er war der netteste Mann, den wir je kennenlernen durften«, schreiben Geschäftspartner aus den USA. »Er ließ seine Lust auf das Leben so mühelos wirken.« Seine Tochter und seine Frau führen den Betrieb mit Stolz fort.

Für die Rechnungen haben sie einen dicken Ordner angelegt, der beinahe aus allen Nähten platzt. Weit mehr als 100.000 Euro sind für die Behandlung von Niels Boldt an privaten Zusatzleistungen angefallen, sie müssen das mit der

Versicherung klären. Das UKE hat mitgeteilt, sie könnten die Patientenakte des Mannes gern zur Verfügung stellen, ausgedruckt. Die Kosten müssen die Angehörigen tragen, 672 Euro plus Porto für rund 2.200 Seiten.

1. August: In Berlin gehen rund 20.000 sogenannte Corona-Leugner auf die Straße. Sie halten die Auflagen für übertrieben und das Virus für eine Erfindung der Eliten.

7. August: Mit 80 Neuinfektionen an einem Tag wird in Hamburg der höchste Stand seit Mitte April erreicht. Bundesweit wird über die Urlaubsrückkehrer diskutiert.

8. August: Das Ehepaar Brandtjen hat eine Trauerbegleiterin eingeschaltet. Eigentlich mache sie nicht viel, höre zu. Und sie müssen sich auch daran erst gewöhnen. »Es ging ja immer nur um die Zukunft, was aus Ines wird, was sie studiert, was sie macht. Das war unser Leben.« Diese Zukunft sei ihnen genommen worden. »Und jetzt soll man sich auf einmal wieder um sich selbst kümmern.«

14. August: Die große Wohnung von Anne-Christa Falk im Herzen von Altona ist neu vermietet. Sie wurde als Immobilie in Top-Lage angeboten, es gab mehr als 100 Interessenten.

Ihre Kinder sagen, sie hätten nicht viel für ihre Mutter verlangt, nur einen Abschied, wenn es wirklich Zeit ist. »Der Schmerz darüber bleibt, wie das Gefühl, dass dieser Ausbruch unnötig war.« Die Eheringe ihrer Mutter bleiben verschwunden. Auch die Patientenakte haben sie noch nicht erhalten.

17. August: Seine Enkeltöchter können abends noch immer oft nicht einschlafen, sagt die Tochter von Niels Boldt. »Dann weinen sie und vermissen ihren Opa.« Sie haben aber auch gesagt, immerhin habe er ein »verdammtes cooles Leben« hinter sich.

Sie denke noch immer darüber nach, was das andere Ende seiner Geschichte gewesen wäre, wie es ihm gehen würde, wenn er Corona überlebt hätte. »Ein schwacher alter Mann zu sein und an einer normalen Krankheit zu sterben hätte nicht zu ihm gepasst.« Wenn er jetzt im Himmel sei, werde er bestimmt im Scherz mit seinem Abgang angeben.

19. August: Die Infektionszahlen sind seit Tagen so hoch wie im Mai.

Babette Grosch gibt ihren Weinladen in Ottensen auf. Sie will sich mit ihrem Mann zurückziehen, Zeit für sich haben, ihre Krebsbehandlung abschließen. Von der Corona-Infektion ist wenig geblieben. »Nur mein Geruchssinn ist leicht

geschwächt, nicht das Beste als Weinliebhaberin«, sagt sie. Sie denkt noch immer viel über Ines Brandtjen nach, aber wenig darüber, wer die Schuld am Ausbruch trägt. »Das war einfach ein riesiger Tsunami« glaubt sie. »Der hat selbst das UKE überrollt.«

20. August: Die Staatsanwaltschaft erwartet ein erstes Gutachten zum Ausbruch in der Onkologie. Es soll die genauen Infektionswege bestimmen. Ob die Daten ausreichen, um über ein weiteres Verfahren zu entscheiden, ist unklar. In Polizeikreisen wird nicht davon ausgegangen, dass es jemals zu einer Anklage kommt. »Höchstens gegen einzelne Mitarbeiter«, sagt ein Beamter. »Dann hat man ein armes Schwein in einem Gerichtssaal, aber immer noch keine Antworten.«

Das UKE hat alle Gesprächsanfragen des *Abendblatts* zu den Geschehnissen abgelehnt, mit Verweis auf die laufenden Ermittlungen. Man stehe aber den Angehörigen »jederzeit für ein Gespräch zur Verfügung«, ihnen gelte das Mitgefühl des Klinikums. Schließlich gibt es doch eine schriftliche Antwort auf einen ausführlichen Fragenkatalog. »Die tragischen Geschehnisse im Zentrum für Onkologie haben uns zutiefst betroffen gemacht«, schreibt die Klinik.

Die Leitung betont weiterhin, alle Standards erfüllt zu haben – von der Vorbereitung auf die Pandemie bis zum Umgang mit dem Ausbruch. Die Maßnahmen seien »zielgerichtet und effektiv« gewesen. »Ohne konsequentes Handeln«, glaubt das UKE, wären »weitaus mehr Betroffene zu erwarten« gewesen. »Bis heute hat es im Zentrum für Onkologie kein Ausbruchsgeschehen mit Sars-CoV-2 mehr gegeben.«

Die Sequenzanalyse hat jedoch ergeben, dass sich 30 der betroffenen Mitarbeiter »hoch wahrscheinlich« im Klinikum infiziert hätten, viel mehr stehe noch nicht fest. Es ist möglich, dass nie klar wird, wer die Quelle des Ausbruchs war. Keiner der Beteiligten wollte einem anderen Menschen schaden. Aber alle müssen vorerst mit der Ungewissheit leben.

24. August: Der Friedhof von Anderlingen, der Regen prasselt aufs Grab von Ines Brandtjen. Da steht ein Gesteck mit einer Engelsfigur und Blumen, die nicht alle von ihrer Familie stammen. Es waren wohl die Nachbarn aus dem Dorf. Jeden Tag kommt ihre Mutter her. Abends schafft es das Paar inzwischen wieder, auch mal einen »Tatort« im Fernsehen anzusehen.

»Es gibt schlimme und nicht ganz so schlimme Tage«, sagt die Mutter von Ines Brandtjen. Neulich hat sie Bilder in den Nachrichten gesehen, Hunderte feiernde Menschen dicht beieinander, sie piffen auf den Abstand und das Virus. Es war ein schlimmer Tag. »Ich würde ihnen gern Ines vorstellen, jedem Einzelnen von ihnen«, sagt sie. Ihre Stimme bricht. »Aber das kann ich nicht.«

Sie selbst hat es geschafft, ihr Leid ein paar Tage zurückzudrängen, sie sind dafür auf die Nordseeinsel Wangerooge gefahren. Sie dachten nicht daran, was Ines jetzt sagen oder machen würde, außer einmal.

»Das Wasser war wirklich kalt, da braucht man Überwindung«, sagt sie. Aber Ines, glaubt sie, wäre sofort hineingesprungen.

*Name geändert

HAMBURGER ABENDBLATT
Nr. 202 vom 29. August 2020



Schorndorf

Citymanagement kommt in die Hand der Kommune

Aus Sicht von Oberbürgermeister ist die Zeit reif, dass die Stadt bei Citymanagement und Tourismusleitung stärker in die Verantwortung tritt. Die Kommune werde dazu an sein, dass zum 1. Januar ein neues Team Schorndorf und Land (Schaal) in die Verantwortung für die touristische Eigenwerbung übernehmen. In diesem Sinne die Arbeitsgemeinschaft (Arbeitsgemeinschaft) der Stadt Schorndorf und Land (Schaal) zusammen zu führen.



Schaal und Schaal

Rems-Murr

Remshaldener erstes deutsche Corona-Todesfall

Ein Mann ist im Remshaldener Rems-Murr-Kreis gestorben, der mit Corona infiziert war. Der Mann war 68 Jahre alt und hatte eine Vorerkrankung. Er starb am 28. August in der Remshaldener Rems-Murr-Klinik. Die Diagnose wurde durch eine PCR-Untersuchung bestätigt. Der Mann war in der Remshaldener Rems-Murr-Klinik in Remshalden im Rems-Murr-Kreis gestorben. Die Diagnose wurde durch eine PCR-Untersuchung bestätigt.



Böhl und Heide

Wir sind für Sie da

Abo: 07151 906-444

Anzeigen: 07151 906-411

Redaktion: 07151 906-411

Telefon: 07151 906-411

Fax: 07151 906-411

E-Mail: info@schorndorfer-nachrichten.de

Lohnzuschlag für öffentlichen Dienst gefordert

Gewerkschaften wollen Erhöhung von 4,8 Prozent durchsetzen.

BERLIN. Die Gewerkschaften im öffentlichen Dienst fordern für die 2,2 Millionen Angestellten von Bund und Kommunen einen tariflichen Lohnzuschlag. Angewandt werden Endmontagslohnung von 4,8 Prozent, was im öffentlichen Dienst bereits seit Ende März durch Frank Werke, Zwickau, umgesetzt wurde. Die Gewerkschaften fordern nun eine Angleichung der Regelungen im öffentlichen Dienst an das geringere Niveau. Die Tarifkommission hat am 2. September eine Lohnzuschlag von 1,2 Milliarden Euro für den öffentlichen Dienst beschlossen. Die Gewerkschaften fordern eine Erhöhung auf 4,8 Prozent.

Kommentar

Auf Crashkurs

Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig.

Wirtschafts-Senator
Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig.

Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig.

Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig. Die Arbeitgeber treiben Veedl in Konflikte - das ist fahrlässig.



Theodor-Wolff-Preis

Reinhold Manz, Jahrgang 1983, hat in Konstanz Germanistik und Geschichte und in Mainz Journalismus studiert, mit Hospitationen und/oder freier Mitarbeit bei *FAZ*, *FAS*, *faz.net* und Hessischem Rundfunk, arbeitete danach als freier Mitarbeiter für den *Südkurier*. 2011 kam er als Volontär zum *Zeitungsverlag Waiblingen (ZVW)*. Er hat dort seitdem in verschiedenen Lokalredaktionen sowie in der Kreisredaktion gearbeitet und wohnt mit seiner Familie mitten im Verbreitungsgebiet der *ZVW*-Tageszeitungen in Remshalden.

REINHOLD MANZ ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres ›Corona – Leben im Ausnahmezustand« mit »Unter dem Brennglas«, erschienen am 26. August 2020 im *Zeitungsverlag Waiblingen*.

Unter dem Brennglas

Von Reinhold Manz

Ein Remshaldener ist das erste Corona-Todesopfer in Deutschland, durch das Virus sterben auch seine Frau und sein Bruder – den er selbst noch ansteckt.

Der Offe, sagen die, die Rolf Föll gut kannten, der hat sich selbst nicht so wichtig genommen. Der hätte über seinen eigenen Tod die Achseln gezuckt und gesagt: So schlimm ist das doch nicht, irgendwann muss jeder sterben. Ja, der hätte sich sogar amüsiert darüber, dass er den Titel trägt: »Der erste Corona-Tote in Deutschland«. Die Tragik dieser Geschichte ist jedoch, und darüber hätte auch Rolf Föll nicht mehr lachen können, dass die Krankheit nicht nur ihn selbst erwischt, sondern neben seiner Frau, von ihm weitergegeben, auch seinen Bruder.

Die Geschichte der Fölls wirft ein Schlaglicht auf die Zeit, als Corona nach Deutschland kam, als das Virus noch ziemlich ungehindert unterwegs war, es keine Abstandsregeln oder andere Vorsichtsmaßnahmen gab. Sie gibt einer Krankheit ein Gesicht, mit der viele Deutsche bisher nie direkt in Kontakt gekommen sind und die deswegen weit weg zu sein scheint.

Rolf, Mireille und Werner Föll waren keine jungen Menschen mehr, aber sie waren auch keine gebrechlichen Greise. Sie hatten keine schweren Vorerkrankungen, waren fit, standen mitten im Leben – und hatten doch gegen Covid-19 keine Chance.

Ihre Nichte Susanne Heß, Beate Lachenauer, Schwester von Rolf und Werner Föll, Frieder und Steffen, zwei der Söhne von Werner Föll, haben sich dazu durchgerungen, diese Geschichte öffentlich zu machen, weil sie wichtig finden, dass möglichst viele Menschen sie kennen. »Wir berufen uns nicht auf Zahlen vom Robert-Koch-Institut oder irgendwelche Youtube-Videos, wenn wir über Corona reden«, sagt Susanne Heß. »Wir haben am eigenen Leib erfahren, was die Krankheit anrichten kann.«

Als Rolf Föll am 29. Februar 2020 zur Geburtstagsparty seiner Nichte Susanne und seines Neffen Frieder kommt, witzelt er: »Wir dachten schon, wir haben Corona.« Seine Frau Mireille liegt zu Hause mit heftigen Grippe-Symptomen. Am Abend vorher, Freitag, ist der ärztliche Notdienst bei ihnen. Der Arzt untersucht Mireille und meint: »Das ist nur eine ganz normale Grippe.« Corona? Das könne nicht sein. Die ärztliche Einschätzung muss so vertrauenswürdig gewesen sein, dass Mireille und Rolf Föll sie ohne große Zweifel annahmen.

Was da noch keiner weiß: Die Fastenwoche in Mulhouse im Elsass, von der Mireille Devaux-Föll einige Tage vorher zurückkehrt, ist in der frühen Phase der Corona-Pandemie in Europa das, was die Virologen ein Superspreading-Event nennen: ein Ereignis, bei dem viele Menschen auf engem Raum zusammenkommen und ein Virus beste Bedingungen vorfindet, um in kurzer Zeit sehr viele neue Wirte zu befallen.

Das Superspreading-Event der Familie Föll ist die Geburtstagsfeier am 29. Februar. Rolf Föll selbst fühlt sich gut, als er mit seiner Nichte und seinem Neffen feiert. Vier Tage später legt er sich mit Fieber und Atemnot ins Bett – und wacht am Morgen nicht mehr auf. Seine Frau Mireille stirbt drei Wochen später im Krankenhaus, sein Bruder Werner einen knappen Monat später ebenfalls. Rolf Föll steckt ihn bei der Geburtstagsfeier an. 80 Gäste sind dort. Insgesamt gibt Rolf Föll an dem Abend das Virus unwissentlich an fünf Menschen weiter. Obwohl er, wie seine Nichte Susanne Heß erzählt, mit seiner kranken Frau im Kopf, niemandem die Hand gibt und zu nahe Kontakte vermeidet.

Eines ist vor allem für die Hinterbliebenen von Werner Föll, seine Frau und drei Söhne, bis heute etwas, mit dem sie nur schwer klarkommen und das an ihnen nagt, ob sie wollen oder nicht: die Tragweite der Einschätzung des Arztes, der am Vorabend der verhängnisvollen Geburtstagsfeier Mireille Devaux-Föll untersucht. »Die Fehleinschätzung«, sagt Susanne Heß.

Die Fölls haben das Pech, dass Corona sie zu einer Zeit trifft, in der die meisten Ärzte und Behörden in Deutschland das Virus noch nicht als konkrete Gefahr auf dem Schirm haben. »Das ist nur eine normale Grippe, legen Sie sich einfach ins Bett, ein Test ist nicht nötig« – das hören Anfang März viele, die besorgt bei ihren Hausärzten anrufen. Corona ist in China, in Italien, vereinzelt in Frankreich. Erst am 11. März erklärt die WHO die Bedrohung durch Corona zu einer Pandemie. Da ist Rolf Föll schon sechs Tage tot und hat fünf weitere Menschen angesteckt.

Noch ein Schritt zurück: die Fastenwoche in Mulhouse im Elsass, bei der sich Mireille Devaux-Föll höchstwahrscheinlich ansteckt. 2.000 Menschen kommen vom 17. bis zum 21. Februar in der Freikirchengemeinde »Eglise Porte Ouverte« zusammen. Das neuartige Virus ist zu der Zeit in Frankreich schon bekannt. Aber es gibt, wie auch in Deutschland, noch keine Einschränkungen oder spezielle Corona-Regeln. Eine Sprecherin der Freikirche aus Mulhouse sagt der *Basler Zeitung* ein paar Tage später: Die Leute hätten sich in der Kirche wie üblich begrüßt, Hände geschüttelt und umarmt.

Nachverfolgen lässt sich hinterher nicht mehr, wer wen wie angesteckt hat. Kein Teilnehmer der Großveranstaltung ist registriert. So kann auch niemand direkt benachrichtigt werden, als klar wird, dass das Virus sich dort im großen Stil verbreiten konnte. Schon wenige Tage nach dem Fastentreffen werden die ersten Teilnehmer positiv getestet. In der Folge wird das Elsass innerhalb weniger Wochen zu einem der Corona-Hotspots in Europa.

Mireille Devaux-Föll entwickelt ab dem 24. Februar starke Grippesymptome. Doch von den Corona-Infektionen im Zusammenhang mit der Fastenwoche erfährt sie zunächst nichts. Davon bekommt sie, wie ihre Nichte Susanne Heß rekonstruiert hat, erst am 4. März Kenntnis durch die Nachricht einer Bekannten, die mit ihr auf dem Treffen war. Rolf Föll ist an diesem Tag bereits selbst schwer krank, leidet unter Atemnot. Abends legt er sich ins Bett und sagt: »Wenn es mir morgen nicht bessergeht, gehe ich zum Arzt.«

Dazu kommt es nicht mehr. Auf den Totenschein schreibt der Notarzt am Donnerstag, 5. März, um 6.03 Uhr: »Ungeklärtes Kreislaufversagen«. Und: »Kontakt zu Corona-Infizierten wird angegeben«.

»Der Rolf ist tot.« Susanne Heß erhält die Nachricht vom Tod ihres Onkels am 5. März per Whatsapp-Nachricht. Sie ist fassungslos – und denkt erst einmal gar nicht an Corona. Ein Mann in seinem Alter, 67 Jahre, im Schlaf gestorben – Herzinfarkt, das ist es, was ihr in den Kopf kommt. Rolf Föll war ein topfitter Senior. »Der ist 2019 den Halbmarathon in Urbach mitgelaufen«, erzählt Susanne Heß.

Anfang 2020 reist er mit einem Freund in den Kongo. »Sie waren an einem Projekt dran: Die wollten eine Schule eröffnen für Straßenkinder«, sagt Susanne Heß. Mireille habe Zweifel geäußert: »Rolf, wollen wir in unserem Alter noch mal so ein großes Projekt anfangen?« Doch Rolf habe gesagt: »Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt untergeht, würde ich heute noch einen Baum pflanzen.«

Wenn Susanne Heß heute Sprüche von Leuten zu Corona-Todesfällen hört wie: »Die waren doch alt und krank, die wären doch sowieso bald gestorben« – dann wird sie wütend, weil für sie einfach sonnenklar ist: »Für Offe war sein Leben noch nicht kurz vor dem Ende.« Gleiches gelte für Mireille Devaux-Föll. Die Realschullehrerin im Ruhestand wäre dieses Jahr im Mai 70 geworden. »Sie ist noch gern und viel gereist«, erzählt Susanne Heß. »Sie stand mitten im Leben.«

Über Werner Föll, Rolfs Bruder, der mit 73 Jahren infolge einer Corona-Infektion starb, sagt sein Sohn Frieder: »Der war fit. Der hat noch alles gemacht.«

Werner Föll ist in Vereinen aktiv, er geht wandern, ist ein geerdeter, geselliger, sozialer Mensch. Er ist ein Macher, der hilft, unterstützt, ein wichtiger Fixpunkt für seine Frau und seine Söhne. Ja, er hat eine leichte Diabetes-Erkrankung. »Aber das haben viele«, sagt Susanne Heß. »Das heißt doch nicht, dass jemand kurz vor dem Sterben ist.«

Um die nötigen Formalitäten kümmert sich an Rolf Fölls Todestag seine Schwester Beate Lachenauer. Ein zweiter Totenschein muss her für den Bestatter. Doch der Hausarzt der Fölls weigert sich zu kommen. Beate Lachenauer ruft daraufhin beim Gesundheitsamt an: Da liegt ein Toter im Haus, seine Frau ist auch krank, bei beiden Verdacht auf Corona. Was sollen wir machen? Antwort des Gesundheitsamts: Der Bestatter soll kommen und den Toten in Schutzkleidung abholen. Das tut dieser schließlich. »In voller Montur«, wie Susanne Heß erzählt.

Eine Untersuchung findet erst einmal nicht statt. Susanne Heß sagt: Das Gesundheitsamt habe dem Bestatter die Freigabe erteilt, den Leichnam ins Krematorium zur Verbrennung zu überführen, doch sie habe das verhindert. Ein leitender Mitarbeiter des Gesundheitsamts habe zu ihr gesagt: »Post mortem machen wir keinen Abstrich mehr.«

Susanne Heß bleibt felsenfest dabei, auch wenn das Amt ihre Darstellung bestreitet. Eine Sprecherin des Rems-Murr-Kreises sagt gegenüber unserer Zeitung: »Unser Gesundheitsamt hat zu keinem Zeitpunkt infrage gestellt, dass ein Abstrich genommen wird.« Es habe nur gedauert, weil es keine Erfahrungen gab, man habe klären müssen: Wie macht man das, wer macht das, wer untersucht die Probe?

Corona ist inzwischen auch im Rems-Murr-Kreis ein brennendes Thema: Am 5. März, Rolf Fölls Todestag, wird das Schulzentrum Rudersberg geschlossen, weil eine Schülerin und ihr Vater positiv getestet wurden.

In der Zwischenzeit wird Mireille Devaux-Föll ins Krankenhaus eingeliefert, ihr Zustand hat sich verschlechtert. Als sie in der Klinik vom Tod ihres Mannes und von dem Fastentreffen im Elsass erzählt, kommt sie sofort auf die Isolierstation. Einen Tag später, am Samstag, 7. März, um 19 Uhr abends ist das positive Corona-Test-Ergebnis da.

Jetzt wird der Fall der Fölls öffentlich. Das Landratsamt informiert am Sonntag, 8. März, die Presse: Es gibt einen fünften bestätigten Corona-Fall im Rems-Murr-Kreis, eine Frau aus Remshalden, ihr Mann ist bereits wenige Tage zuvor

verstorben. Die Todesursache sei noch in der Abklärung. Zu der Zeit gilt noch ein 60-Jähriger, der von einer Ägyptenreise zurückgekehrt ist, als das erste deutsche Todesopfer von Covid-19.

Erst am Dienstag, 10. März, so hat es Susanne Heß protokolliert, kommt jemand vom Robert-Koch-Institut, um am Leichnam von Rolf Föll einen Abstrich zu nehmen. Dann erst einmal keine Information mehr, bis Freitag, 13. März. »Dass mein Onkel positiv getestet wurde, habe ich aus dem Radio erfahren«, sagt Heß.

Erst nach dem positiven Befund des Abstrichs am Leichnam von Rolf Föll will das Gesundheitsamt von Susanne Heß wissen, wer auf ihrer Geburtstagsparty war und mindestens 15 Minuten Kontakt mit ihrem Onkel hatte. Zuvor habe ihr das Amt sogar geraten: »Sagen Sie zu niemandem etwas, wir wissen ja noch nichts Genaues.« Nun muss Susanne Heß unangenehme Anrufe bei Verwandten, Bekannten und Freunden machen und sich den Vorwurf anhören: »Warum hast du nicht gleich etwas gesagt?«

Bis dahin ist auf Anweisung des Gesundheitsamts lediglich Beate Lachenauer, Rolf Fölls Schwester, in Quarantäne, weil sie Kontakt zu Mireille hatte. Wer nun auf der Geburtstagsfeier wirklich engeren und längeren Kontakt mit Rolf Föll hatte, das kann Susanne Heß kaum noch nachvollziehen. Sie selbst steckt sich bei ihm an, entwickelt aber nur leichte Symptome: Halskratzen und leichte Atembeschwerden. Zwei weitere Gäste liegen nach der Party ebenfalls mit hohem Fieber flach, erholen sich aber wieder.

Rolf Fölls Bruder Werner geht am Montag, 9. März, morgens zum Corona-Test in die Klinik. Obwohl es ihm da schon ziemlich schlecht geht, wird er zunächst wieder heimgeschickt und erst nachmittags nach einem weiteren Anruf seiner Frau in der Klinik aufgenommen. Vier Tage später, einen Tag nach der Nachricht vom positiven Abstrich bei Rolf, am 13. März, wird Werner Föll ins künstliche Koma versetzt. Am 3. April stirbt er.

Das Schreckliche dabei sei der »schleichende Prozess«, das Auf und Ab über Wochen, sagt Susanne Heß. Keine Besuche möglich. Jeden Tag bange Anrufe im Krankenhaus, am einen Tag geht es besser, am nächsten wieder bergab. Mireille Devaux-Föll führt am 25. März ein letztes Telefonat mit ihrer Nichte Susanne Heß. Sie ist extubiert, von der Beatmungsmaschine getrennt, kann auf einem Stuhl sitzen. Sprechen kann sie nicht. Susanne Heß sagt ihr: »Wir denken

an dich.« Der Arzt, der bei Mireille ist, gibt durchs Telefon weiter: Sie nickt und reckt den Daumen nach oben. Einen Tag später ist sie tot.

9.277 bestätigte Todesfälle durch Corona, das ist nach aktuellem Stand die deutsche Bilanz der Pandemie. 9.277 von 83 Millionen Bundesbürgern. »Die Wahrscheinlichkeit, dass man da persönlich jemand kennt, ist sehr gering«, sagt Susanne Heß. Deswegen kann sie schon nachvollziehen, dass Leute die Einstellung haben: So schlimm kann das mit diesem Virus nicht sein, ich kenne niemanden, der daran gestorben ist. »Aber nur, wenn mich etwas nicht direkt betrifft, heißt das ja nicht, dass es nicht existent ist.« Dass das Virus in Deutschland bisher so wenige Leute betroffen habe, sei ja den getroffenen Präventionsmaßnahmen zu verdanken.

»Wir sind mit Sicherheit nicht repräsentativ für das Virusgeschehen insgesamt«, gibt Susanne Heß zu. »Und zum Glück verläuft es bei vielen ganz mild. Wir hatten auch das Pech, dass wir ganz am Anfang betroffen waren.« Aber ihre Familiengeschichte zeige eben doch in aller Tragik und Tragweite, wie hart die Covid-19-Krankheit zuschlagen könne.

Ihre Erkenntnis ist: Jeder kann zwar vielleicht für sich selbst sagen: Irgendwann muss ich sowieso sterben, was soll's? Aber: Wenn niemand Rücksicht nimmt, dann wandert das Virus von einem zum anderen und gelangt irgendwann zu jemandem, den es umbringt. »Man muss sich klarmachen: Wenn man jemanden ansteckt und derjenige stirbt – dann muss man das vor sich selber verantworten und mit diesem Wissen weiterleben.«

Wenn sich Menschen sorglos über Corona äußern, das Virus kleinreden oder sogar behaupten, das gäbe es gar nicht, dann ist das »wie ein Schlag ins Gesicht oder ein Stich ins Herz«, sagt Frieder Föll, der seinen Vater Werner verloren hat. Er und sein Bruder Steffen müssen sich Sätze anhören wie: »Dein Vater ist ja mit Corona gestorben, nicht an Corona.« Susanne Heß sagt, sie müsse dann aufpassen, dass sie sich nicht reinsteigere. Im Internet, auf Facebook, habe sie schon viele frustrierende Diskussionen geführt. Die Einsicht, die sie durch das Erlebte gewonnen hat: »Corona hält das Brennglas darauf, ob jemand Verantwortungsgefühl hat, wie solidarisch jemand ist, wie viel Mitgefühl jemand hat und wie viel Respekt gegenüber seinen Mitmenschen.«

Theodor-Wolff-Preis

Elisa Schwarz wurde 1991 in Herrenberg geboren und wuchs im Schwarzwald auf. Für ihr Studium der Medien- und Politikwissenschaft zog sie nach Tübingen, Konstanz, Osaka und schließlich nach München, wo sie die Deutsche Journalistenschule besuchte. Seit 2019 arbeitet sie als Reporterin bei der Seite Drei der *Süddeutschen Zeitung* und schreibt am liebsten über Menschen, die von irgendetwas fasziniert sind – Funkmasten, Bärtierchen, Eisenbahnen, ganz egal.

ELISA SCHWARZ ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres ›Corona – Leben im Ausnahmezustand« mit »Der Riss«, erschienen am 24. Dezember 2020 in der *Süddeutschen Zeitung*.

Der Riss

Von Elisa Schwarz

Sie tanzten zusammen durch die Nächte, Wange an Wange, zwei Frauen, eigentlich unzertrennlich. Dann kam das Virus, das ja nicht nur Lungen zerstört. Die Geschichte einer verlorenen Freundschaft

Als sie sich noch alles sagen konnten, standen sie auf der Tanzfläche und sangen Lieder mit, Lionel Richie, »All night long«, sie tranken Cocktails und lachten über die Tussis, die um sie rumstanden, steif wie Weinglasstiele.

Als sie sich noch alles sagen konnten, sagten sie nichts, sie stolperten nach Hause, Schweiß auf der Haut, sie hockten beim Frühstück wie verkaterter Teenager, gingen spazieren in der kalten Wintersonne, machten Fotos mit dem Handy, Wange an Wange, Arm in Arm. Sie sagten: Frohe Weihnachten. Sie sagten: Bis bald. Bis ganz bald.

Das war am 15. Dezember 2019. Ihr letztes Treffen. In Wuhan registrieren die Behörden da gerade ein neuartiges Virus. Die ersten Infizierten.

Sandra Röhren, 41, sitzt an ihrem Wohnzimmertisch in Hannover, sie tippt auf das Handy, die Bilder von dieser letzten Nacht, es sind die Details, die sie jetzt oft so fertigmachen: dass sie ihrer Freundin noch einen BH geliehen hatte, an den sie immer denken muss, wenn sie ihre Schublade aufmacht. An ihre Freundin. An die Lücke.

Drei Klicks sind es von den Bildern der letzten Nacht zu den Nachrichten in Whatsapp. Von der Normalität zu dem Wahnsinn, als alles eskalierte, ganz langsam, wie ein Unfall in Zeitlupe – Corona, Impfdiktatur, Goebbels, und dann der Aufprall, die letzte Nachricht, die sie von ihrer besten Freundin bekam: »Hallo Sandra, ich möchte erstmal keinen Kontakt mehr zu dir haben, ich wüsste nicht wofür?! Du kannst mich anscheinend nicht sein lassen wie ich bin (...) weil das nicht in dein Weltbild passt (...).«

Das war am 10. Juli 2020. Seitdem hat sie kein Wort mehr von ihr gehört. Nichts.

Man weiß mittlerweile ganz gut, was das Coronavirus alles zerstören kann. Die Lunge. Weihnachtsmärkte. Das kleine Bistro von nebenan. Es spricht ja auch die halbe Welt über das Offensichtliche: Über die Zahlen, den Impfstoff, über die Frage, wer alles an Silvester kommen darf – Dinner for one vor dem Fernseher, trauriger wird's nicht mehr. Nur über eine Sache wurde geschwiegen, als wär's die eigentliche Katastrophe. Dass an dem Virus nicht nur Menschen sterben, sondern auch Beziehungen zerbrechen.

Und natürlich hat jeder die Bilder gesehen von den Demonstrationen in Leipzig und Berlin, von Menschen, die Reichsflaggen schwingen und sich mit Sophie Scholl vergleichen. Wie leicht man sie verurteilen kann, wenn man sie nur aus den Nachrichten kennt. Wenn es nicht die eigene Schwester ist, die da mitmarschiert. Oder die beste Freundin.

Sandra Röhren und ihre beste Freundin kennen sich seit 23 Jahren. Sie waren 18, als sie nebeneinander in der Berufsschule saßen. Sie tragen das gleiche Parfüm. Sie waren zur selben Zeit schwanger. Sie trauerten, als die eine ihr Kind verlor und die andere ihre Ehe. Sie haben noch nie gestritten. Und hätte jemand zu ihnen, den beiden Krankenschwestern, vor einem Jahr gesagt, dass ihre Freundschaft am Streit über ein Virus zerbrechen wird, sie hätten gesagt: Nie im Leben.

Wo soll sie mit dem Erzählen beginnen? Am Anfang oder am Ende?

Sandra Röhren legt das Handy zur Seite und schiebt die Hände in den Schoß, als wären sie kalt geworden. Lieber am Anfang. Sie steht auf und geht zur Kaffeemaschine, eine kleine, blonde Frau, die so leise gehen kann, dass man nichts hört. »Darf man Kaffee überhaupt anbieten?« Sie bleibt stehen, zwei Tassen in der Hand. Ihre Freundin würde lachen, mach dich nicht lächerlich, Sandra.

Wo also soll sie beginnen, doch lieber am Ende?

Ihr fällt das Fotoalbum ein, schwarze Seiten, silberne Schrift, das Album, das sie ihrer Freundin geschenkt hat, die in dieser Geschichte keinen Namen haben wird, aber dazu später. Vorne auf dem Fotoalbum war ein Herz und innen auf jeder Seite ein Foto, ein Ort, an dem sie gemeinsam waren. Dutzende Seiten.

Das erste Foto, der Ort, an dem sie sich zum ersten Mal trafen, muss das Henriettenstift in Hannover gewesen sein, 1997. Brauner Backstein, Chefärzte in Weiß. Sie träumte nie davon, Krankenschwester zu werden, sagt Sandra Röhren, mit 18, da hat man sowieso keinen Plan. Aber gut, es wurde ja dann doch ganz lustig in Hannover, vor allem in der Berufsschule, wo sie zuerst mit Ina rumhing, die ihre Meinung auf den Tisch knallte wie andere ihre Bücher.

Ina saß rechts von Sandra Röhren, und weil links frei war, setzte sich ihre Freundin daneben. So hat es angefangen, mit einer Lücke, die diese Freundin füllte.

Es gibt eine Studie, die sagt, dass Menschen circa 50 Stunden zusammen verbringen müssen, um Freunde zu werden, und 200 Stunden, um sehr gute

Freunde zu werden. Sandra Röhren sagt: »Wir hatten Momente, die kann man gar nicht alle zählen.«

Die erste Party im »Béi Chéz Heinz« in Hannover. Die Party, auf der die Azubis aus dem Jahr zuvor Schnaps besorgten und sich Spiele ausdachten für die neuen Krankenpfleger: Polonaise mit Windeln, einmal um den DJ rum. Ihre Freundin, die immer Spaß wollte, die tanzte, wenn die Tanzfläche leer war. Die Sandra mitzog durch die Nacht.

Der langweilige Unterricht, die strenge Lehrerin. Wie sie sich heimlich Zettelchen geschrieben haben, unter der Bank. Sandra, die nachmittags über den Büchern saß und lernte. Die ihre Freundin mitzog durch die Prüfungen.

Mit dem Fahrrad sind sie zusammen in die Nachtschichten gefahren, später, als sie im gleichen Krankenhaus arbeiteten. Wenn alles still war, wenn alle schliefen, trafen sie sich in der kleinen Stationsküche, kochten Nudeln und flüsterten leise über Patienten: Der eine, der immer klingelt, dem aber gar nichts fehlt. Morgens radelten sie wieder heim, und wenn gerade Sommer war, hielten sie an den Ricklinger Teichen, um zu baden. Wer zuerst drin war? Meistens war es ihre Freundin.

»Manchmal fühlt es sich so an, als gäbe es einen alten Teil in ihr und einen neuen«, sagt Sandra Röhren. »Und der alte Teil, meine alte Freundin, sie fehlt mir so.«

Wann zerbrechen Freundschaften? Vielleicht, wenn man was mit dem Freund der Freundin anfängt, andere Gründe fielen ihr nicht ein. Früher.

Es fing alles ganz harmlos an, Anfang des Jahres, als die Pandemie noch so weit weg zu sein schien. Schlimm, Wuhan, oh je. Und das Leben hier ging weiter, die Bäume wurden grün, draußen im Garten schönster Frühling, wie vergiftet. Aber Sandra Röhren dachte schon damals: Da kommt was auf uns zu, was soll sie auch anderes denken, als Krankenschwester, als Mutter: Sie hat schon Menschen röcheln gehört, und die hatten nicht mal Grippe. Sie hat ihren kleinen Sohn verloren, sie weiß, wie es ist, wenn einem alles genommen wird.

Sie nahm einen Mundschutz mit zum Einkaufen, als alle noch komisch guckten – sind Sie's, Frau Röhren?

Sie brachte ihre Tochter früher ins Bett, damit sie die »Tagesschau« sehen konnte, jeden Abend um 20 Uhr. Sie sprach mit ihrem Mann über die steigen-

den Zahlen, sie beruhigten sich: Kennen wir doch alles. BSE, Ebola und jetzt eben dieses Corona. Sie schlief schlecht.

Sandra Röhren nimmt wieder das Handy vom Tisch, tippt auf Whatsapp, den Chat mit ihrer Freundin, sie wischt nach oben, Juli, Juni, April, fliegende Nachrichten, hoch bis zum 12. März. »Da fing es an.«

Am 12. März schrieb ihre Freundin: »Du wirst sehen, es wird kommen, es ist die logische Konsequenz.«

Und natürlich hat sie sich erst einmal nichts gedacht bei dieser Nachricht, komisch, klar, logische Konsequenz, was soll das heißen? Dass der Lockdown kommt? Sandra Röhren arbeitete im Frühling nicht mehr als Krankenschwester, sie hat drei Kinder zu Hause, der Schichtdienst, die Familie, es ging nicht mehr. Aber ihr Mann war viel unterwegs, und irgendwie freute sie sich auch auf die Aussicht, Zeit mit ihrer Familie zu verbringen. Sie antwortete: Ich glaube auch, dass der Lockdown bald kommen wird. »Wir machen uns es hier noch so schön wie es geht.«

Sie telefonierten, als der erste Lockdown ein paar Tage später kam. Sandra Röhren weiß noch, wie sie darüber sprachen, dass es wohl erst mal nichts wird mit dem nächsten Treffen. Wie sehr sie einander vermissten, wie unsicher plötzlich alles war.

Nächste Nachricht im Handy, das absurde Interview, das ihre Freundin schickte. Der Immunologe Stefan Hockertz sagt da, dass das Virus den gleichen Verlauf hat wie das Grippevirus. Dass keiner an Corona stirbt, sondern an Krankenhauskeimen. Müssen sie halt besser putzen im OP.

Das war der Moment, in dem Sandra Röhren dachte, dass etwas nicht stimmt. Dass es gefährlich ist, ein Virus zu relativieren, an dem Menschen sterben. Dass ihre Freundin es doch wissen müsste, als Krankenschwester. Dass es sie anwiderte, wie sich Hockertz wichtig machte: »Nicht das Virus macht uns krank. Die Angst davor macht uns krank.« Sagte er. Als Immunologe.

Sandra Röhren schrieb: »Ich kann das nicht zu Ende hören, so ein Schwachsinn.«

Ihre Freundin antwortete: »Finde ich gar nicht, wieso ist das Schwachsinn für dich?«

Sandra Röhren schrieb damals jedes Argument auf, das ihr einfiel. Dass es faktisch falsch ist, Corona mit Influenza zu vergleichen. Dass Menschen ster-

ben, egal ob mit oder an dem Virus. Dass die Wirtschaft leidet, schlimm, ja, aber was wäre die Alternative? Noch mehr leidende Menschen?

Ihre Freundin antwortete: »Ich finde es interessant wie die Leute an die Decke gehen (...), wenn man mal eine andere Meinung hat, als die gesamte Mainstream-Meinung. (...) Ich glaube nichts mehr, auch die öffentlich rechtlichen, ist alles eine Einheitspresse, das kommt von ganz oben. Wir werden sehen wies weiter geht, es wird einem ja alles diktiert.«

Sandra Röhren stöhnt, sie legt das Handy weg. »Ich glaub das einfach alles nicht«, sie starrt wieder auf die Nachrichten, auf das winzige runde Profilbild ihrer Freundin, die braunen Haare, das breite Lächeln. Das war der erste Bruch. Sie spürte, dass sie nichts mehr verstand. Einheitspresse? Mainstream? Dass sie nicht streiten wollte, nicht über Whatsapp, nicht jetzt.

Und dann sah sie die Statusmeldungen in Whatsapp, die kleinen Nachrichten, die man automatisch an seine Kontakte versenden kann, wie kleine Grußkarten. Der zweite Bruch. Früher postete ihre Freundin lustige Sprüche, Bilder von Landschaften, von ihren Kindern, von Freunden, bunte Herzchen überall. Jetzt wechselte sie ständig die Sprüche, völlig kryptische Nachrichten – Gates, Labor, Weltverschwörung.

Neuer Status: Rettet unser Bargeld.

Neuer Status: Kinder mit Masken auszurüsten ist Missbrauch.

Sandra Röhren las damals in einem Artikel, dass es ganz toll sei, wenn man Freunde hat, die anderer Meinung sind. So für den Perspektivwechsel.

Neuer Status: Man muss eine Lüge nur oft genug wiederholen, dann wird sie geglaubt.

Sie googelte. Ist das nicht von Goebbels? Ihre Freundin, die Nazis hasste, die immer mit allen ins Gespräch kam, die nie jemanden ausschloss – und jetzt offenbar Goebbels zitierte, im Ernst? Sandra Röhren stand in der Küche, als sie den Status las. Sie stand in der Küche und hatte keinen Hunger mehr.

Ihr Mann sagte, er hätte was gelesen über Verschwörungsideologen: Das sind Menschen, die eine Instabilität erlebt haben. Instabilität? »Wir hatten schon auch mal Phasen, in denen wir nicht so viel Kontakt hatten«, sagt Sandra Röhren. Erst die Männer, dann die Kinder. Ihre Freundin zog nach Magdeburg, verliebte sich in einen Polizisten, sie bekam zwei Söhne, so hatte jede ihr Leben. Aber nie haben sie sich verloren. Und nie hatte Sandra Röhren das Gefühl, dass

ihre Freundin abdriftet. Gut, sie war offen für Alternativmedizin, sie brachte mal ein Pendel mit, sie glaubte an Schutzengel – und jetzt an Nazis, oder wie?

Sandra Röhren schrieb: »Warum rezitierst du einen der schlimmsten Menschen in der deutschen Geschichte? Ich verstehe diesen Post nicht, denkst du jetzt rechts?«

Ihre Freundin antwortete: »Um Gottes Willen Sandra, was hältst du denn von mir. Was Goebbels damals propagiert hat ist mit dem vergleichbar was gerade abgeht. (...) Diese Posts kommen von einer Plattform die nennt sich Freiheit der Gedanken, linker könnte es nicht sein.«

Sandra Röhren sagt, da war es vorbei. 23 Jahre – und sie wusste nicht mehr, wer ihre Freundin eigentlich ist. »Und immer habe ich mir Vorwürfe gemacht: Du musst sie retten, du darfst sie nicht aufgeben, du hast sie doch lieb.«

Aber es ging ja weiter, immer weiter, ständig neue Statusmeldungen – die Impfdiktatur wird kommen, Bill Gates wird uns zwangsimpfen, Corona kommt aus dem Labor, ihre Freundin schrieb: »Ich fühle mich seit Tagen verarscht, unsere Demokratie wird gerade abgeschafft. Ich poste so lange, bis es der letzte begriffen hat.«

Es war im April, als Sandra Röhren ihre Freundin bat, sie aus ihren Statusmeldungen rauszunehmen. Weil sie nichts mehr lesen wollte vom Weltuntergang. Weil sie keine Kraft mehr hatte, mit Argumenten gegen Emotionen zu kämpfen. Weil sie nicht über Whatsapp streiten wollte, wo man ja alles missversteht: Ist das jetzt ein Witz, was bedeutet dieser Smiley?

Sandra Röhren schrieb: »(...) Ich möchte das nicht mehr sehen. Es ist schon schlimm genug, wie es zwischen uns ist, ich wollte das von Anfang an nicht.«

Ihre Freundin antwortete: »Ich nehme dich nicht aus meinem Status und hoffe auf ein versöhnliches Ende, ich möchte keinen Streit.« Als hätte sie mit der ganzen Situation überhaupt nichts zu tun.

Sandra Röhren legt das Handy zur Seite. Und das war ja erst der Anfang.

Worüber hat man früher gestritten? Ernsthaft gestritten? Über den Wehrdienst, die 68er, über Kriege und Atomkraft. Aber immer gab es einen gemeinsamen Nenner unter all diesen Brüchen, eine Grundlage, auf die man sich einigen konnte: Fakten sind Fakten. Und Meinungen sind Meinungen. Benno Ohnesorg wurde erschossen – Fakt. Kriege bringen nix – Meinung. Über Letzteres lässt sich streiten. Über Ersteres nicht.

An Corona sind bis jetzt fast 1,7 Millionen Menschen weltweit gestorben, es gibt unzählige Betroffene, die nichts mehr schmecken, die nichts mehr fühlen, die nicht mehr gehen können, die man theoretisch anrufen kann: Ich glaube der Presse nicht, aber erzähl mal, wie geht's dir so mit deiner zerstörten Lunge? Macht nur niemand.

Stattdessen schreiben Verschwörungsideologen wie Ken Jebsen im Internet: Corona gibt's nicht. Punkt. Lügen werden zu Fakten. Und plötzlich stehen sich die Menschen in brüllender Sprachlosigkeit gegenüber, weil es nichts mehr gibt, worauf man sich noch einigen kann. Mehr Social Distancing geht gar nicht.

Die Freundin.

Sie hat Hühnersuppe gekocht und Obst aufgeschnitten, sie steht schon lächelnd in der Tür, als man die Treppe zu ihr hochgeht. »Komm näher, komm rein, ich bin nicht krank.« Darauf ein fester Händedruck.

Jetzt sitzt sie da auf ihrer Couch in Magdeburg wie reingeknutscht, braune Haare, blauer Pulli, die Beine angezogen wie ein Kind. Also, von vorne, die Sache mit Sandra. Aber da spricht die Freundin schon über ihre wahnsinnig anstrengenden Tage. Erst neulich sagte ihr Sohn, er habe Bauchschmerzen und wolle nicht mehr in die Schule. Kein Wunder, sagt die Freundin, er müsse ja auch ein tolles Schild tragen, »befreit von der Maskenpflicht«, »der neue Judenstern, wie ich schön sage«. Sie lacht, es klingt wie ein Seufzen, einsam und trotzig, und schon ist sie beim nächsten Thema.

Der Anschlag in Wien? Gefakt. »Es gibt Kameraeinstellungen, da haben sich die Toten noch bewegt und gerade hingelegt, und so'ne Scherze.« Und im Fernsehen lief der Film »Wiener Blut«. Wiener Blut, Zufall oder wie? Friedensforscher Daniele Ganser, Massenmanipulation. Was, noch nie gehört? Die Freundin sitzt da und guckt wie eine enttäuschte Lehrerin, unangreifbar überlegen. Über dem Sofa hängt ein Bild von einer klapprigen Holzbrücke in einer sehr schönen Landschaft.

Eine Sache nur: Bloß keinen Namen. Nicht, weil sie ihre Meinung nicht öffentlich sagen würde, eher, weil sie Sorge hat, dass ihr etwas passiert. In Deutschland darf man ja nichts mehr sagen. Dann will sie doch ihren Namen in der Zeitung, gerade weil man in Deutschland ja nichts mehr sagen darf. Dann wieder nicht.

Die Freundin also sieht das so: Sie hat ihre Fakten. Und die Zeitung hat andere Fakten. Aber welche Fakten sind am Ende richtig? Wer hat recht? Seit

Anfang des Jahres hat sie keine Nachrichten mehr gelesen. Sie sagt, sie glaubt keinen Zahlen vom RKI. Sie glaubt den Medien nicht, weil die Medien lügen. Weil die Medien über die App Telegram sagen, dass da nur Irre rumhängen, die sich eine Taschenlampe unters Kinn halten und Gruselmärchen erzählen. Sie sagt: »Das sind keine Leute, die da mit Taschenlampen sitzen, nee, das sind Leute, die über Corona einfach anders berichtet haben. Und das war sicher der Moment, wo ich mitgekriegt habe: Die Medien sind doch alle gleichgeschaltet.«

Seit dem Sommer liest die Freundin nur noch das, was in Telegram steht. »Schau.« Sie öffnet die App und scrollt durch ihre Gruppen, »Stark bis zum Sarg«, »so werden wir dumm gehalten«, überall rote Ausrufezeichen, überall wütende Emojis, überall blinkende Nachrichten wie auf einem Jahrmarkt des Hasses.

Es begann nicht erst mit Corona, dass sie keinen Medien mehr glaubt. Es ging schon mit 9/11 los, als ihr Ex-Mann, der Polizist, sagte, schau mal, hier, dieser Journalist sagt was ganz anderes. Dieser Journalist war Ken Jebsen, der damals schon Lügen in die Welt trötete: 9/11, alles inszeniert.

Die Freundin findet ihn toll, warum, weiß sie nicht genau, sie nennt ihn »Ken«. Ken Jebsen hat seine eigene Telegram-Gruppe, wo er im Stundentakt Nachrichten reinballert. An diesem Nachmittag postet er einen Text zu den »Zeugen Coronas«, und dass wir alle ein »Schnupperpraktikum« machen »als Bürger einer Diktatur«. Die Freundin findet das plausibel. Plausibler als die Zahlen vom RKI.

Es ist natürlich sehr leicht, hier einfach aufzuhören, weil man alles kennt, was jetzt kommen wird. Dass das Virus erfunden wurde, um die Gesellschaft zu spalten. Um dem kleinen Bürger Angst zu machen, damit man ihm alles nehmen kann. Die Freiheit, das Geld, die Würde. Und ganz oben, über den Wolken des Kapitalismus, sitzt Bill Gates und legt die Impfnadeln bereit wie Blitze. Für jeden Trottel da unten einen. So siehst sie das, die Freundin.

Aber sie ist eben auch Krankenschwester. Sie sagt, dass es 2018 eine Übersterblichkeit wegen der Grippe gab, was stimmt. Und dass es 2020 eben keine Übersterblichkeit wegen Corona gibt, was nicht stimmt. Sie sagt, wenn man nicht so viele getestet hätte, dann wären nicht so viele krank, was nicht stimmt. Sie sagt, die Maßnahmen rechtfertigen nicht die paar Toten in einem Land mit 80 Millionen. Darüber könnte man diskutieren. Aber die Freundin will nicht diskutieren. Sie will recht haben.

Es gab einen kurzen Moment Anfang des Jahres, als sie sich ernsthaft Sorgen machte wegen des Virus. Das war, als in Italien die ersten Toten gemeldet wurden. Sie stand im Krankenhaus und spürte die Panik der Kollegen, die sagten, das schwappt rüber, in zwei Wochen sind wir dran. Aber dann kam Woche eins – und im Krankenhaus war alles still. Woche zwei – und im Krankenhaus war alles still. Bald, Leute, werden sie euch einsperren und isolieren, mit der Begründung, ihr müsst andere schützen. So sagte das Ken Jebesen schon Anfang des Jahres, sagt die Freundin. Die Worte hallten in ihr nach wie ein Echo. Und das Echo wurde umso lauter, je länger das Krankenhaus leer und still blieb.

Man muss an dieser Stelle einmal kurz in die Vergangenheit springen, um die Angst zu verstehen, in die Menschen wie Ken Jebesen ihren Hass streuen. Die Freundin ist in der DDR geboren, in einer Stadt in der Altmark, in einem Haus, von dem aus man das Ortsschild sehen kann. Pioniernachmittage in der Schule, alle standen sie da mit hübschen Blüschchen, alle sahen sie gleich aus, erinnert sich die Freundin. Sie war neun, als die Mauer fiel, und plötzlich ein Typ vor der Tür stand, »ein Wessi, der sagte, das Grundstück ist übrigens meins«. Sie sah die Hilflosigkeit ihrer Mutter, »es ging nur noch um Profit«.

Nach der Wende machte der Vater eine Umschulung zum Landschaftsgärtner, die Mutter fing in einem Steuerbüro an, sie stellten wenig Ansprüche an ihre Kinder. »Ich war stinkenfaul.« Also kein Bock auf Schule, stattdessen hing sie als Jugendliche auf der Treppe bei der Sparkasse rum. Trinken, kiffen, Jungs. Die Noten wurden schlechter, sie wechselte vom Gymnasium auf die Realschule, wieder ein Verlust.

Zu Hause pflegte sie mit ihrer Mutter den Großvater, er war fast blind, sie brachte ihm Kaffee, sie rasierte seine Wangen, er sagte: Du bist meine Liebste. Und weil ihre Mutter sagte, sie könne so toll mit Menschen, bewarb sie sich schließlich am Henriettenstift in Hannover. Der Großvater starb. Sie zog um. Und mit ihr die Angst, niemals wieder etwas verlieren zu müssen.

Die Angst war wieder da, als sie später auch auf Telegram las, was keiner ihrer Kollegen zu merken schien: Dass Corona eine Waffe ist, um die Gesellschaft zu spalten. Dass man dagegen was tun müsste, Gesicht zeigen statt Maske. Aber im Krankenhaus rüsteten sie die Station um und stellten mehr Betten auf. Schutzkittel und Masken wurden knapp, Lieferengpass. Sie wurden

angewiesen, die Handschuhe nur noch nach Patientenkontakt wegzuerfen, die Masken den ganzen Tag aufzulassen, immer, sagt die Freundin. Sie ließ sich ein Attest vom Arzt geben, weil sie irgendwo im Netz las: Masken machen krank. Und blieb gesund, als sie auf der Arbeit trotzdem einen Mundschutz tragen musste.

Und dann kamen sie ja doch, die Patienten. Von März bis Mai wurden in dem Krankenhaus, in dem die Freundin arbeitet, 15 Corona-Patienten aufgenommen. Zwei von ihnen starben, sagt die Freundin. Woran? »Die hatten Vorerkrankungen.« Der ist nicht an Corona gestorben? »Es gibt keine Corona-Toten.« Sagt wer? »Der eine Rechtsmediziner aus Hamburg.« Professor Klaus Püschel, der das so übrigens nie sagte – auf Facebook wurde ihm ein falsches Zitat angehängt. Also: Professor Püschel hat doch nie behauptet, dass an Corona keine Menschen sterben. Die Freundin sagt: »Sorry, Fake News Media einfach nur.« Sie hat ihre Fakten.

Und die Kollegen? Auch alle blind? Ja, nein, wobei. Ein Kollege von der Intensivstation erzählte ihr mal die Geschichte vom aufgeschwemmten Patienten. Der aufgeschwemmte Patient war ein Mann um die 40, der so starke Symptome hatte, dass ihr Kollege auf der Intensivstation gar nicht mehr wusste, wie sie den behandeln sollten. Dass sie ihn wechselseitig legten, weil er so aufgequollen war. Der Kollege sagte: Ich habe so was noch nie erlebt. Die Freundin sagt: »Es gibt keine Corona-Toten.« Auf Station sagte sie das nie, wozu auch, sind ja alle brainwasht, die Kollegen, der Chef. Ihre beste Freundin.

Im Bücherregal der Freundin stehen Bilder von ihren Söhnen, von ihrem Freund, Bilder von ihrem 40. Geburtstag vergangenes Jahr. Sie trägt ein langes Kleid, Lippenstift, drum herum Frauen, dicht an dicht. Und mittendrin Sandra Röhren, die sie in den Armen hält wie ein großes, lachendes Geschenk.

»Sandra und ich haben uns am Ende nur noch missverstanden.« Die Freundin steht auf und bleibt vor dem Bild stehen, als sähe sie es zum ersten Mal. »Sie wollte meine Sorgen überhaupt nicht verstehen, null, es ging immer nur um ihre Meinung.« Sorgen? Na, die digitale Diktatur. Der Hass, den die Menschen ihr entgegenschleuderten, in der U-Bahn: »Aus welcher Scheißblase kommen Sie denn?« Im Supermarkt: »Dahinten läuft eine ohne Maske!« Und alles, was Sandra Röhren übrig hatte, waren Vorwürfe: Du bist rechts, du bist ein anderer Mensch, deine Meinung ist falsch, meine ist richtig. Und tschüss.

Aber echte Freunde hauen doch nicht einfach ab. Echte Freunde blockieren sich nicht gegenseitig, das ist ihr überhaupt noch nie passiert, sagt die Freundin. Gut, sie hat jetzt andere Freunde als früher. Im Sommer war sie in Berlin bei der »Querdenker«-Demo, die Kinder waren dabei und hatten schon gequengelt, da drehte sich ein Mann um und sagte: Deine Eltern gehen auch für dich auf die Straße. Toll, oder? Ein fremder Mann, der versteht, um was es geht. Ach, und eine alte Schulfreundin meinte neulich, hör zu, ich finde deine Meinung scheiße. Aber die schmiss sie nicht gleich aus ihrem Leben.

Die Freundin nimmt ihr Handy vom Tisch, drei Klicks sind es von Telegram zu Whatsapp, zu dem kleinen runden Profilbild von Sandra Röhren, blass und schwarz-weiß, und so weit weg wie der Mond. »Mein Freund hatte sie eingeladen zu meinem Geburtstag, obwohl sie mich blockiert hatte. Trotz allem. Ich hab gesagt, komm, wir klammern das Thema aus, mach ich sowieso ständig, wir quatschen einfach nur, und alles ist gut.« Sie telefonierten noch einmal im Sommer. So wie Paare, die sich trennen und dann doch nicht loslassen können.

»Und sie sagte, du, ich komm nicht zu deinem Geburtstag. Ich komm nicht, weil ich keinen Streit will.« Kein Wort darüber, dass Sandra doch diejenige war, die ihr die Freundschaft gekündigt hatte, weil sie ihre Nummer blockierte. Kein Wort über den Rauswurf, den Bruch, keine Entschuldigung, nichts. Stattdessen oberflächliches Blabla, wie geht's der Familie, lass uns doch ein anderes Mal treffen, ich blockier dich auch nicht mehr. Wie kindisch. Bis zum nächsten Block-down oder wie.

Die Freundin postete weiter in ihren Whatsapp-Status wie zum Trotz: Keine Mikrochips im Menschen, weiter, weiter – es ging doch um die Zukunft. Wieder blockierte Sandra Röhren ihre Nummer. Und als sie das sah, sagt die Freundin, ist etwas in ihr zerbrochen. Sie stand da gerade auf Station, wo ihr mal eine Patientin erzählte, dass sie ihren Sohn jetzt nicht mehr drücken dürfe, wegen Corona. Wie sehr sie das doch brauche. Und die Freundin dachte: Was für ein Leben, einsam und krank, wegen einer verdammten Lüge.

Sie sammelte ihre Wut, schob Sätze durch ihren Kopf, verwarf sie wieder, sie fuhr nach Hause und schrieb ihre letzte Nachricht an Sandra Röhren. »Hallo Sandra, ich möchte erstmal keinen Kontakt zu dir haben. Du kannst mich anscheinend nicht sein lassen wie ich bin. Verstehst nicht ansatzweise meine Sorgen und Ängste in dieser Zeit, weil es nicht in dein Weltbild passt. Du bist

nicht die einzige, die meine Posts nicht mag oder verstehst, aber du bist die einzige, die mir Vorwürfe macht und mich mit einem Wisch, und das scheint dir ja leicht von der Hand zu gehen, aus deinem Leben wischst. Ich bin darüber sehr traurig, aber nicht so sehr wie noch vor ein paar Wochen, da war schon so viel kaputtgegangen und es hat mich tagelang beschäftigt. Jetzt in diesem Moment fühlt sich meine Entscheidung richtig an. Ich wüsste nicht, was wir miteinander besprechen wollen oder was ich dir anderes schreiben soll. Lass mal Gras drüber wachsen, vielleicht finden wir ja wieder zusammen.«

Das war am 10. Juli 2020. Die letzte Nachricht. Bei »Maischberger« diskutieren ein paar Wochen später Politiker über die Frage, ob und wie Corona die Gesellschaft spaltet.

Die Freundin sitzt da, die Hände auf den Knien, das erste Mal, dass alles still wird in dem kleinen Wohnzimmer. Draußen vor dem Fenster rauscht der Wind im Baum. Sie will etwas sagen, öffnet den Mund, schließt ihn, legt das Handy weg, dann steht sie auf und kommt wieder, den Arm voller Fotoalben. Sie sagt: »Wir haben uns wahnsinnig gut verstanden, immer, verstehst du, in beschissenen Zeiten und in ganz tollen Zeiten, sie war mir so wichtig, so wichtig.«

Ihre Stimme zittert, sie schlägt das erste Album auf: »Freunde und Familie«. Bilder von der Mutter, die sie neulich anrief und sagte, du und dein Corona, pass auf, was du im Krankenhaus sagst. Ihre Schwester, die angeblich genauso denkt wie sie, nur dass sie den Maskenquatsch mitmacht. Bilder von Sandra, wie sie dasteht mit einer Sonnenblume in der Hand. Sandra, wie sie auf einer Decke sitzt an den Ricklinger Teichen, breit grinsend. Sandra auf Rügen, wie sie posiert, Sonnenbrille, Löwenmähne, als hätte es damals schon Instagram gegeben. Ihre Freundin lacht, quietscht fast, sie fährt mit den Fingern über die Bilder, Sandra, die Wandelbare, die mehr Schuhe hatte als Heidi Klum. Die mal mit einem schwarzen Pixie-Schnitt in die Schule kam, ausgerechnet sie, die Schüchterne.

Das nächste Album, ein Rausch aus Erinnerungen, ein schwarzes Fotoalbum mit silberner Schrift. »Das hat sie mir zum Umzug geschenkt, ich hab's bei mir im Schlafzimmer.« Sie schlägt die erste Seite auf und beginnt, laut vorzulesen.

»Dieses kleine Album soll dich an neun schöne Jahre erinnern. Hier in Hannover haben wir uns kennengelernt, Gott sei Dank, sonst hätte sich nie eine so wundervolle Freundschaft entwickeln können.«

Nächste Seite: »Oh nein, das Sindo, der Sushiladen wird jetzt pleitegehen, ohne uns!«

Nächste Seite: »Im Juli 2004 bist du meine Trauzeugin geworden! Ich könnte mir keine bessere Trauzeugin vorstellen, du bist wirklich immer für mich da, das weiß ich, das gilt auch für dich«

Letzte Seite: »Die Tage sind gezählt, dann verlässt du Hannover endgültig. Mit wem soll ich nun die ganzen schönen und unvergesslichen Momente erleben? Das geht mit niemandem so gut wie mit dir ...«

Die Freundin bricht ab, starrt aus dem Fenster, setzt neu an, liest den letzten Satz: »Du bist und bleibst meine allerbeste Freundin«, sie schließt das Buch, sie weint, es klingt wie ein Wimmern.

Auf ihrem Handy leuchtet eine neue Nachricht. Ken Jebsen hat was auf Telegram gepostet.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

Nr. 298 vom 24. Dezember 2020

Die Zeitungen

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

Zum Journalistenpreis der Digitalpublisher und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis 2021 wurden Beiträge von 484 Journalistinnen und Journalisten aus folgenden Zeitungen und journalistischen Plattformen eingerichtet:

<i>Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten</i>	<i>Die Zeit</i>
<i>Abendzeitung</i>	<i>Donaukurier</i>
<i>Allgemeine Zeitung</i>	<i>dpa</i>
<i>Allgemeiner Anzeiger</i>	<i>Dülmener Zeitung</i>
<i>Augsburger Allgemeine</i>	<i>Eichsfelder Tageblatt</i>
<i>Badische Neueste Nachrichten</i>	<i>Evangelische Zeitung</i>
<i>Bergsträßer Echo</i>	<i>Express</i>
<i>Berliner Morgenpost</i>	<i>FAZ.net</i>
<i>Berliner Zeitung</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung</i>
<i>Borkener Zeitung</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Zeitung</i>
<i>Buzzfeed News Deutschland</i>	<i>Frankfurter Rundschau</i>
<i>chrismon plus</i>	<i>Fränkische Landeszeitung</i>
<i>Correctiv</i>	<i>Fränkische Nachrichten</i>
<i>Der Freitag</i>	<i>Freie Presse</i>
<i>Der neue Tag</i>	<i>Die Regionalzeitungen der Funke Mediengruppe</i>
<i>Der Tagesspiegel</i>	
<i>Die Glocke</i>	<i>FYEO</i>
<i>Die Rheinpfalz am Sonntag</i>	<i>General-Anzeiger Bonn</i>
<i>Die Welt</i>	<i>Göttinger Tageblatt</i>

<i>Grafschafter Nachrichten</i>	<i>Märkische Oderzeitung</i>
<i>Haller Kreisblatt</i>	<i>Mediengruppe Straubinger Tagblatt/ Landshuter Zeitung</i>
<i>Hamburger Abendblatt</i>	<i>Mindener Tageblatt</i>
<i>Hamburger Morgenpost</i>	<i>Mittelbayerische Zeitung</i>
<i>Hanauer Anzeiger</i>	<i>Morgenweb.de</i>
<i>Handelsblatt</i>	<i>Münchner Merkur</i>
<i>Hannoversche Allgemeine Zeitung</i>	<i>nd.Der Tag</i>
<i>Heidenheimer Zeitung</i>	<i>Neue Osnabrücker Zeitung</i>
<i>Heilbronner Stimme, Hohenloher Zeitung und Kraichgau Stimme</i>	<i>Neue Presse Coburg</i>
<i>Hildesheimer Allgemeine Zeitung</i>	<i>Neue Rhein Zeitung/Neue Ruhr Zeitung</i>
<i>Hohenloher Tagblatt</i>	<i>Neumarkter Tagblatt/Mittel- bayerische Zeitung</i>
<i>Kölner Stadt-Anzeiger</i>	<i>Nordkurier</i>
<i>Krautreporter</i>	<i>Nürnberger Nachrichten</i>
<i>Kreiszeitung Böblinger Bote</i>	<i>Oberhessische Presse Marburg</i>
<i>Landeszeitung für die Lüneburger Heide</i>	<i>Oldenburgische Volkszeitung</i>
<i>Lausitzer Rundschau</i>	<i>Da Hog:n (www.hogn.de)</i>
<i>Leipziger Volkszeitung</i>	<i>Ostsee Zeitung</i>
<i>Lippische Landes-Zeitung</i>	<i>Perspective Daily</i>
<i>Magdeburger Volksstimme</i>	<i>Potsdamer Neueste Nachrichten</i>
<i>Main-Post</i>	<i>prorecherche.org</i>
<i>Mannheimer Morgen</i>	<i>Recklinghäuser Zeitung</i>
<i>Märkische Allgemeine Zeitung</i>	

<i>RedaktionsNetzwerk Deutschland</i>	<i>Tageszeitung Weser-Kurier, Die Norddeutsche</i>
<i>Reutlinger General-Anzeiger</i>	<i>taz – die tageszeitung</i>
<i>Rhein-Neckar-Zeitung Heidelberg und Ladenburger Zeitung</i>	<i>taz am Wochenende</i>
<i>Rheinische Post</i>	<i>Thüringische Landeszeitung</i>
<i>Rheinpfalz am Sonntag</i>	<i>Vice.de</i>
<i>RiffReporter.de</i>	<i>VRM Tageszeitungen</i>
<i>Ruhrnachrichten.de</i>	<i>WAZ am Sonntag</i>
<i>Sächsische Zeitung</i>	<i>Weilburger Tageblatt/www.Mittelhessen.de</i>
<i>Schleswig-Holstein am Wochenende (Neue Osnabrücker Zeitung, Schweriner Volkszeitung)</i>	<i>Welt am Sonntag</i>
<i>Schwäbische Post/Gmünder Tagespost</i>	<i>Weser-Kurier</i>
<i>Schwäbische Zeitung</i>	<i>Westdeutsche Allgemeine Zeitung</i>
<i>Schwäbisches Tagblatt</i>	<i>Westdeutsche Zeitung</i>
<i>Schweriner Volkszeitung</i>	<i>Westfalen-Blatt</i>
<i>Soester Anzeiger</i>	<i>Wilhelmshavener Zeitung</i>
<i>Solinger Tageblatt</i>	<i>Zeit Online</i>
<i>Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten</i>	<i>Zeitungsverlag Waiblingen</i>
<i>Süddeutsche Zeitung</i>	<i>Zollern-Alb-Kurier</i>
<i>Südwest Presse Ulm</i>	
<i>Suedkurier.de</i>	
<i>SZ Magazin</i>	

Preisträger 1962 bis 2020

Preisträger 1962 bis 2020

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen
Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*
Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*
Erich Helmsdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
und *Augsburger Allgemeine*
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart
Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Johannes Gaitanides, *Münchener Merkur*
Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg
Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
Heinz Held, freier Journalist, Köln
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*

Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg

Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg

Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*

Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg

Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*

George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*

Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg

Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg

Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*

Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg

Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart

Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg

Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg

Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München

Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*

Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Bruno Manz, *Münchner Merkur*

Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg

Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
Kersten Boeer, *Die Welt*, Bonn
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg
 Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*
 Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
 Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
 Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
 Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
 Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
 Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
 Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
 Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
 Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
 Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
 Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München
Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg
Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*
Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*
Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*
Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*
Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*
Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*
Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg
Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*
Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm
 Knut Teske, *Die Welt*, Bonn
 Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*
 Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim
 Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn
 Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*
 Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
 Ferdos Forudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
 Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
 Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
 Ida Sandl, *Eblinger Zeitung*
 Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
 Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
 Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
 Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
 Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
 Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
 Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
 Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
 Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
 Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
 Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
 Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
 Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
 Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
 Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
 Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
 Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
 Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*
Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld
Andreas König, *Havelberger Volksstimme*
Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden
Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München
Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*
Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg
Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*
Thilo Knott, *EBlinger Zeitung*
Michael Thiem, *EBlinger Zeitung*
Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*
Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam
Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*
Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*
Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin
Irena Brežná, *Freitag*, Berlin
Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*
Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin
Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München
Birgit Walter, *Berliner Zeitung*
Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*
Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten
Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Voitel, *Emdener Zeitung*
Christine Kröger, *Weser-Kurier*
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marlon Gego, *Aachener Zeitung*, *Aachener Nachrichten*
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung*/*Frankfurter Rundschau*
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*, Hamburg
Lars Fischer, *Wümme-Zeitung*, Lilienthal
Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*
Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*, München
Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

2013

Robin Alexander, *Welt am Sonntag*, Berlin
Jochen Arntz, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jan Haarmeyer, *Hamburger Abendblatt*
Andrea Jeska, *Die Zeit*, Hamburg
Kai Müller, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Alfred Grosser (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Benjamin Piel, *Elbe-Jeetzel-Zeitung*, Lüchow
Kai Strittmatter, *Süddeutsche Zeitung*, München
Kerstin Kohlenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Unfried, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Rudolph Chimelli (Lebenswerk)

2015

Tobias Großekemper, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Rudi Kübler und Christine Liebhardt, *Südwest Presse Online*, Ulm
Roland Schulz, *SZ Magazin*, München
Konrad Schuller, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*
Bernd Ulrich, *Die Zeit*, Hamburg
Barbara Sichtermann (Lebenswerk)

2016

Nicole Bastian und Jens Münchrath, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Tobias Haberl, *SZ Magazin*, München
Karsten Krogmann und Marco Seng, *Nordwest-Zeitung Online*,
Oldenburg
Heinrich Wefing, *Die Zeit*, Hamburg

2017

Anja Reich, *Berliner Zeitung*
Marc Neller, *Welt am Sonntag*, Berlin
Hans Monath, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Nicolas Richter, *Süddeutsche Zeitung*, München
Deniz Yücel (Sonderpreis)

2018

Anna Lena Mösken, *Berliner Zeitung*
Lorenz Wagner, *SZ Magazin*, München
Malte Henk, *Die Zeit*, Hamburg
Vanessa Vu, *Zeit Online*, Hamburg
Hannes Koch, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Günter Bannas (Lebenswerk)

2019

Daniel Schulz, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Dr. Gregor Peter Schmitz, *Augsburger Allgemeine*
Marius Buhl, *SZ Magazin*, München
Maris Hubschmid, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Andrian Kreye, *Süddeutsche Zeitung*, München
Michael Jürgs (Lebenswerk)

2020

Katja Füchsel, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Tina Kaiser, *Welt am Sonntag*, Berlin
Hans-Georg Gottfried Dittmann, *Mindener Tageblatt*
Julia Schaaf, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*
Katrin Langhans, *Süddeutsche Zeitung*, München

Das Kuratorium

Helmut Heinen,
Herausgeber *Kölnische Rundschau* (Vorsitzender)

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur *Saarbrücker Zeitung*

Prof. Bascha Mika,
Autorin, Berlin

Heinrich Meyer,
Herausgeber *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover

Prof. Dr. Bernd Söseemann,
Leiter der Forschungsstelle »AkiP« am Friedrich-Meinecke-Institut
für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Die Jury

Nikolaus Blome,
Politikchef RTL/ntv, Berlin/Köln

Wolfgang Büscher,
Ressort Investigation/Reportagen, *Die Welt/Welt am Sonntag*, Berlin

Nico Fried,
Leiter Parlamentsredaktion, *Süddeutsche Zeitung*, München

Stefanie Gollasch,
Chefredakteurin, *Kieler Nachrichten*

Christian Lindner,
Chefreporter Digital, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

Lorenz Maroldt,
Chefredakteur, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Benjamin Piel,
Chefredakteur, *Mindener Tageblatt*

Anja Reich,
Chefreporterin, *Berliner Zeitung*

Cordula von Wysocki,
Chefredakteurin, *Kölnische Rundschau*

Herausgeber:

Bundesverband Digitalpublisher und Zeitungsverleger e.V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt: Anja Pasquay

Redaktion: Juliane Gringer, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Fotos: Astrid Benölken, Jakob Börner, Benjamin Büttner, Sima Dehgani,

Paulus Ponizak, Philipp Schulze/phs, Greta Scarzo, Andy Spyra,

Niels Starnick, Bernd Wackerbauer, Ulrich Wagner (Augsburger Allgemeine)

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim